This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H
1391

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben von

F. Gedike und J. E. Biester.

Fünfter Band.

Januar bis Junius 1785.

Berlin, 1785.
Bei Haude und Spener.

AP
B48
v.5

GL
Der
Charakteris
Nr. 19-55
95512

Inhalt

des fünften Bandes.

Januar.

1. Etwas zur Naturgeschichte des Leibeigenthums. Von dem Herrn Geheimen Justizrath Möser. Seite 1
2. Noch zwei Wunderthäter
   1) Graf Saint Germain. 8
   2) Doktor Mesmer. 15
3. Die beiden Hunde und das Wagenrad. Fabel. Vom Hrn. Hauptmann von Stamford. 34
4. Münchhausen. 35
5. Gedanken über einige Aeußerungen des Hrn. P. Bernhard Scheerenstein, katholischen Predigers in Berlin, gegen den Akatholikus Tolerans. 37
6. Ueber Judenkolonien. An Hrn. Geheimen Rath Dohm. Vom Herrn von Schuckmann. 50
7. Beitrag zur Geschichte itziger geheimer Proselytenmacherei. (Auszug eines Schreibens aus **) 59
8. Ueber die Begräbnisse in den Kirchen. Von F. Gedike. 80
9. Die Trennung. Von Hrn. Blum. 95

Februar.

1. Auf einen Baum. Horazens dreizehnte Ode des zweiten Buchs. Von dem Herrn Kamler. Seite 97

2. Was ist bei vielen die Liebe zum Vaterlande? Von dem Herrn Geheimen Justizrath Möser. 105

3. Ueber die frühe Beerdigung der Juden. Vom Hrn. Ober-Konsistorialrath Büsching. 108

4. Fragment eines Briefes des sel. Herrn Xaverius Grossinger in Wien, mit authentischer Nachricht von den Ursachen seines Todes. (An die Herausgeber.) Vom Herrn [illegible] Anonymus Grolmann. 1 116

5. Soll man der einreißenden Schwärmerei durch Satyre oder durch äußerliche Verbildung entgegenarbeiten? Vom Hrn. Moses Mendelssohn. 2 133

6. Industrie, sonst auch feine Spitzbüberei genannt. Vom Hrn. Prediger Schwager. 138

7. Anekdoten.
   1. Aberglauben und Aufklärung von der Kanzel. 148
   2. Stilles Lieds in Kirchen. 151
   3. Mißbrauch auf einem Gemälde in der Kirche. 153
   4. Wunder im Jahre 1782! 154
   5. Tolerante Gesinnung der Regierung. 158

8. Noch etwas über dem allgemein verbreiteten Fluchen. 161

9. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortsetzung). 168

10. Also sollte man die Testamente auf dem Siechbette ganz verbieten. Vom Herrn Geheimen Justizrath Möser. 186

11. Anakreons Lob der Rose. Vom Hrn. Manso. 191

Inhalt.

1. Etwas zur Beherzigung für die Freunde des Vaterlandes. Vom Herrn Geheimden Hofrath Büsch. Seite 193

2. Ueber die Flecken im Monde. Vom Herrn Professor Kant. 199

3. Nachricht von der Frankfurtischen Garnisonsschule; nebst Vorschlägen über die Soldatenehen. Vom Hrn. Rektor Symnel. 215

4. Versuch einer Vereinigung aller schönen Künste und Wissenschaften unter dem Begriff des in sich selbst Vollendeten. An Herrn Moses Mendelssohn. Vom Hrn. Professor Moritz. 225

5. Emma und Guido. Eine Romanze vom Hrn. Hauptmann von Stamford. 236

6. Neuer Weg zur Unsterblichkeit für Fürsten. 259

7. Ueber gelehrte Lügen und Irrthümer, nebst Vorschlägen, die Schädlichkeit derselben zu vermindern. Vom Hrn. Prediger Zöllner. 243

8. Labre, der neueste Heilige der katholischen Kirche. 275

April.

1. An die Göttin der Liebe. Hymnus aus Ode des vierten Buchs. Vom Herrn Professor Kamler. Seite 289

2. Verdienten sie die Krone oder nicht? Ein moralisches Problem. Vom Hrn. Geheimen Justizrath Möser. 293

3. Ueber die Aesopische Fabel der Alten. Von Herrn Jakob, Lehrer am Gymnasium in Halle. 300

4. Ueber den Beitrag zur Geschichte itziger geheimen Proselytenmacherei. (Zu Januar. 1785. S. 59.) Von einem Ungenannten. Nebst Erinnerungen über diesen Aufsatz von Biester. 316

5. Verfügungen an die Universität zu Ingolstadt, zur Erhaltung des reinkatholischen Glaubens. 322

1. An einen jungen Dichter. Vom Herrn Gehei-
men Justizrath Möser. Seite 367

2. Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdruks.
Vom Hrn. Prof. Kant. 372

3. Der Gefangene. Romanze aus dem Spanischen.
Vom Hrn. Prof. Schmit. 415

4. Ueber die Entstehung und Entwikkelung der Be-
griffe von Strafen und Belohnungen nach dem
Tode, unter den Griechen. Vom Hrn. Mag.
Heeren. 419

5. Nachricht von einer kleinen wiedertäuferischen
Gemeine in Nordamerika. 434

6. Nimmt der Papst Behauptungen zurük? Von
einem Anhänger des Katholicismus Tolerans. 445

7. Ob die sieben Hauptfarben schon die einfachsten
sind. Von Herrn Ben. David. 457

8. Noch etwas über den Pseudo-Freiherrn von
Mortezini, und ein Wort von einigen andern
Betrügern. Von Biester. 462

9. Anekdoten. 1
1. Beitrag zur Geschichte neuer Bücherausgaben. 475
2. Mord aus falschen Religionsbegriffen. 478
3. Selbstmord aus Lotteriesucht. 483
4. Sonderbare Grabschrift in Form eines Wechselbriefes. 484
5. Nachtrag zum Stilus Curiä in Kirchen. 485
6. Ist auch ein Jude unser Nächster? 486

10. Herzog Leopold von Braunschweig. Von Gedike und Biester. 489

Innhalt.

1. An den Buchhandel. Hamburg, Hundert zwanzig. Stück. Ode des dritten Buchs. Von Hrn. Prof. Ramler. Seite 493

2. Sollte man nicht jedem Städtchen seine besondre politische Verfassung geben? Vom Herrn Geheimen Justizrath Möser. 499

3. Beitrag zur Geschichte der sächsischen Fabriken. Vom Herrn Professor Pünsch. 507

4. An den jüngsten Frühling. Von Herrn Blum. 523

5. Zum Andenken eines würdigen Landpredigers. Forstmann, in Westphalen. Vom Herrn Hauptmann von Winterfeld. 528

6. Ueber die Schützengilden. 537

7. Was kann und darf man von den neuen Reformationen des Erstehungswesens erwarten und fordern? Vom Herrn Prediger Pillaume. 546

8. Neue Universitäten in Nordamerika. 559

9. Anzeige einer in Zürch zu errichtenden Privatschule zum Unterricht taubstummer Personen, vom Herrn Pfarrer Ulrich. 563

10. Beitrag zur Biographie des in der Oder ertrunkenen hochseligen Herzogs Leopold von Braunschweig. 566

11. Vorläufige Beantwortung der in der Berlinischen Monatsschrift vom May 1784. Art. 11. S. 479 u. f. enthaltenen litterarischen Anfrage. Vom Hrn. Kriegsrath Eichholz. 577

12. Ankündigung einer Subskription zur Stiftung einer jährlichen Gedächtnißfeier des Herzogs Leopold von Braunschweig. 589

IOHANN HEINRICH CASIMIR
von CARMER
Königl. Preuſſischer Gros Canzler.
Rosenberg pinxit
D. Berger Sc. 1784.

Berlinische Monatsschrift.

1785.

Erstes Stük. Januar.

1.

Etwas zur Naturgeschichte des Leibeigenthums.

Es mögen ungefähr achtzig Jahr sein, daß ein gewisser Mann — er mag Robinson heißen — sich mit einigen zusammengebrachten Familien auf die See begab, und auf einer von ihm zuerst entdekten Insel eine Kolonie errichtete. Für ihn war dieses ein sehr wichtiges Unternehmen, indem die Leute, welche er mitnahm, nichts in der Welt hatten, und von ihm so lange unterhalten werden mußten, bis sie sich selbst ernähren konnten. Auch setzte er sein ganzes ansehnliches Vermögen dabei zu; und was ihm in der ersten Zeit seine Kolonisten an Zinsfrüchten entrichteten, ward guten Theils zu ihrem eignen Besten wieder verwandt, indem er ihnen nicht allein eine Mühle, sondern auch eine Schule und Kirche bauen ließ, und einen Pastor und Richter hielt.

Sein Sohn und Erbe trat nach seines Vaters in des Vaters Fußstapfen und Rechte, und wandte ebenfalls alles an, um seine Insel mit ihren Einwohnern glüklich zu machen. Diese verhielten sich dagegen ruhig und fromm, und waren froh, einen Herrn zu haben, der zu rechter Zeit sparte, und ihnen zur Zeit der Noth seinen Vorrath öfnete. Keiner dachte ans Wegziehen, auch war dazu kein Schif vorhanden; und vielleicht hätten sie auch nie daran gedacht, wenn nicht während den neulichen Amerikanischen Unruhen ein Kaper dahin verschlagen wäre, der ihnen von dem glüklichen Zustande andrer Kolonien, und besonders von der darin herrschenden Freiheit ein so reizendes Bild machte, daß alles, was sich auf der Insel befand, und besonders die Jugend beiderlei Geschlechts sich auf einmal versetzte, mit ihm davon zu gehen, um diese goldne Freiheit zu küssen. Die Kolonie hatte sich damals noch nicht so stark vermehret, daß sie eine solche Auswandrung vertragen konnte. Der junge Robinson widersetzte sich also derselben, und verlangte, daß sie da bleiben sollten. Allein die aufgebrachte Jugend, von dem Kaper angeflammt und unterstützt, fragte ihn stürmisch: ob er sie dann als Leibeigene behandeln wollte? ob nicht ihre Väter als freie Engländer mit ihm zur See gegangen wären? und wo der Kontrakt sei, wodurch sie sich und ihre Nachkommen ewig dem Joche untergeben hätten, das man ihnen jezt auflegen wollte?

Mein

Mein Vater, antwortete Robinſon, hat ſein ganzes Vermögen daran gewandt, um euch ein Schif zur Ueberfahrt, Unterhalt, Aekker, Häuſer, Mühle, und Kirche zu verſchaffen: Noch haben, er ſo wenig, als ich, jährlich ſo viel von euch erhalten, daß wir auch nur einmal für die Zinſen des eurentwegen aufgewandten Kapitals entſchädigt ſind; und wenn ihr mich itzt verlaßt, ſo bin ich ein armer unglücklicher Mann, dem Aekker, Häuſer, Mühle und Kirche zu nichts dienen. Was ſoll ich mit dem Paſtor ohne Gemeine, was mit dem Richter, welchen ich euch geſetzt habe, ohne Gerichtsſaſſen anfangen? Mein ganzes Kapital geht nicht allein verlohren, ſondern ich bleibe auch in einer Laſt ſitzen, die mich völlig zu Grunde drükt. Eure Väter mögen alſo ſich und ihre Nachkommen meinem Vater und ſeinen Nachkommen übergeben haben, oder nicht; ihr mögt euch Leibeigne oder Freie nennen; genug ich habe ein Recht auf euch, das euch zwingt, hier zu bleiben; der Vorſchuß meiner Familie iſt eine Schuld, die auf euren Leibern haftet. Eure Väter hatten nichts als dieſe, da ſie der Meinige auf ſeine Koſten überführen ließ; und nie würde er ſich zu dieſer mißlichen Unternehmung entſchloſſen haben, wenn es nicht unter der ſelbſtredenden Bedingung geſchehen wäre, daß ſie und ihre Nachkommen ihm wenigſtens ſo lange haften ſollten, bis er ſeines ganzen Vorſchuſſes wegen entſchädigt ſein würde. Eure Aekker und Häuſer mögen euch oder unſrer Familie gehören; es

liegt nichts daran; aber ohne eure Hände ist mir alles nichts werth, und ich muß euch hier behalten, oder ihr raubt mir mein ganzes Vermögen.

Die Leute stutzten, und vermochten nicht zu antworten. Allein hier nahm der Kapuk für sie das Wort, und behauptete mit der ihm eignen Rohheit Freiheit und Eigenthum wären unveräußerliche Rechte der Menschheit, die niemand mit gutem Willen fahren ließe. Wer sich also außer dem Stande der Freiheit befinde, der habe allemal Zwang erlitten; und Zwang binde Niemanden zu Rechten, sobald man nur mächtig genug sei, sich demselben zu entziehen. Gesetzt aber auch, die Väter dieser Kolonie hätten sich für ihre Personen verbinden können: so wäre es doch nicht in ihrer Macht gewesen, ihre Kinder und Nachkommen mit unendliche zu verbinden. Sobald diese dem Herrn der Insel den väterlichen Acker, und allenfalls alles, was sie von ihren Vätern ererbt hätten, zurück ließen: so könnten sie mit ihrem Leibe gehen, wohin sie wollten. Dieses Gesetz habe die Natur, wie Locke, der Gesetzgeber von Amerika, gesagt, selbst gegeben; und es sei vielleicht die gesamteste Konstitution auf diesem Erdboden, welche in dieser Kolonie herrschte, und nach welcher einer nicht einmal seinen nackten Leib sollte davon tragen dürfen.

Das beste hiebei war: daß es dem Kapuk kein Ernst war, die jungen Insulaner mitzunehmen; und daß diese also bleiben mußten, wo sie bisher,

ohne daran zu denken, ob sie dazu verbunden wären, oder nicht, sich glüklich geschätzt hatten. Inzwischen gab doch dieser Vorfall nachher oft zur Untersuchung der Frage Anlaß: Ob das Recht des Herrn solchergestalt ins unendliche gehen, und ihm, wenn die Umstände darnach wären, die ganze Nachkommenschaft zu eigen machen könne? Der Pastor behauptete, es sei dieses die wahre patriarchalische Verfassung. Kinder und Knechte wären so lange in der Hörigkeit der Altväter geblieben, bis sie daraus mit seinem guten Willen wären entlassen worden; und dieses sei selten geschehen, weil nicht leicht ein Freigelaßner das Vermögen gehabt, eine besondere Kolonie anzulegen, und dieselbe zu der Zeit, da niemand das Land, sondern jeder Altvater nur die Seinigen geschützt hätte, gegen andere zu schützen. Alles habe sich daher zum Stamme gehalten, und das Haupt desselben sei dagegen verbunden gewesen, sie zu ernähren, zu schützen und wohl zu halten. Man habe das Band der heutigen Unterthänigkeit, nach welchem einer frei zu- und abziehen könnte, und einem Fürsten nur so lange unterworfen wäre, als er sich in dessen Lande befinde, gar nicht gekannt; daher auch Joseph von den Aegyptern die Eigengebung erfordert hätte, wenn sie von dem Könige ernährt sein wollten. In der heutigen Verfassung würde er bloß gesagt haben: Kinder bleibt im Lande, damit euch der König Brod gebe; in der damaligen Verfassung aber, worin die Pharaonen

keine Könige von Aegypten, sondern patriarchalische Könige in Aegypten gewesen wären, und über die ihnen unangehörigen Einwohner des Landes nicht zu gebieten gehabt hätten *), hätte er nothwendig von einer Uebergabe ihres Leibes sprechen müssen. Die Uebergebung des Leibes und Vermögens sei bloß Huldigungsformel in der auf Hörigkeit gegründeten Monarchie der Vorwelt.

Der Richter setzte hinzu: Die Natur gäbe jedem, der eine Kolonie anlegte, und den Verlag davon thäte, dieses Recht; es sei eine stillschweigende Bedingung des ersten Originalkontrakts, daß die Kolonisten nicht wieder davon laufen sollten. Bloß in dem Falle, wenn die zugenommene Bevölkerung den Verleger gegen die Gefahr des Verlustes sicher stellte, werde jenes Recht unnöthig; alsdann aber sei der Mensch so geartet, daß er ein Recht, das er nicht gebrauche, von selbst fahren lasse. Daher würde man bei zunehmender Bevölkerung die Leibeshaft mit allen ihren Folgen immer mehr und mehr verschwinden, und nur dasjenige davon beibehalten sehen, was Nutzen brächte.

Die Insulaner wollten sich aber doch mit diesen Gründen nicht beruhigen, und verglichen sich endlich mit dem Robinson dahin: daß nach funfzig Jahren

*) Mit dieser Voraussetzung erhält Josephs Verfahren eine ganz andere Gestalt, und die Uebergabe Leibes und Gutes ist das Symbolum der Unterthänigkeit.

Jahren ein Jubeljahr verkündiget, und jedem freigelassen werden sollte, zu ziehen, wohin er könnte und wollte. Robinson willigte hiekin um so viel lieber, weil er eines Theils hoffte, daß die Insel in dieser Zeit hinlänglich bevölkert sein würde, und es andern Theils selbst hart fand, die Nachkommenschaft seiner Kolonisten in alle Ewigkeit haften zu lassen.

Indessen erhellet hieraus, daß es nicht sowol Krieg und Tyrannei, als natürliche Bedürfniß und Verbindlichkeit in der Jugend eines Staats gewesen, welche den Leibeigenthum oder die Leibeshaft so früh und so allgemein eingeführt hat. Denn Leute, welche nichts hatten, mußten froh sein, daß man ihnen Kredit auf ihren Leib gab. Sie mußten froh sein, einen reichen Mann zu finden, der ihr Verleger wurde, und ihnen Pferde, Vieh und Einsaat auf die bloße Haut borgte; und diesemnach wäre Leibeigenthum die natürliche Folge eines Verlags.

Noch zwei Wunderthäter.

I.

Graf Saint-Germain.

Dieſer, vor zwei Jahren im Däniſch-Hollſteiniſchen verſtorbene, Abentheurer war ein würdiges Gegenſtük des verſtorbenen Grafen Caglioſtro (ſ. Dezemb. 1784, S. 536.). Auch er fand Bewunderer und Anhänger in Menge; und in welchem Tone ward er bewundert! Eben itzt bekomme ich einen großen Kupferſtich *) zu Geſichte, worin er mit einer unbedeutenden vornehmen Hofmanns-Mine in einem prachtvollen Pelzkleide zu ſehen iſt, und worunter höchſt merkwürdige Verſe ſtehen, die mir eine Anzeige zu verdienen ſcheinen, um die Denkungsart ſolcher Menſchen bekannt zu machen, die

*) *Le Comte de St. Germain.* Gravé en 1783 par *N. Thomas.* A Monſieur *de Thy Comte de Milly,* Meſtre de Camp de Dragons, Chevalier de l'ordre royal & militaire de St. Louis, & de l'Aigle rouge de Brandebourg; Membre de l'Academie royale des ſciences de Paris, de Madrid, d'Erfurt, de Lyon, de Dijon, &c. Par ſon très humble & très obéiſſant ſerviteur *Thomas.* Tiré du Cabinet de feue Mdme. *la Marquiſe d'Urſé.* A Paris, chez l'Auteur Rue des Boulangers, la 2e. Porte à gauche par la Rue des Foſſés St. Victor. — Ein großes Regalfolioblatt. Koſtet etwas über 2 Thaler.

die sich nicht schämen, von Zeit zu Zeit dergleichen Dinge in die Welt zu streuen.

Ich habe sehr wohl gewußt, daß viele Hohe und Niedere sich von diesem Menschen bethören ließen, der weder öffentliche noch geheime wahre Künste und Wissenschaften besaß, obgleich er das Geheimniß verstand, viele glaubend zu machen, daß er ein Wunderthäter sei; ein Geheimniß, das itzt so öffentlich, und man kann hinzusetzen, so plump getrieben wird, daß man noch gerade einsieht, wie leichte es ist, sobald nemlich nur Jemand mit seinem Gewissen fertig wird, um alle Mittel zu seinem Zwekke anzuwenden. Dieser Mensch, der mancherlei, aber nicht das Geringste gründlich verstand, den in Dresden und Berlin kein geschiedter Mann achtete, der nicht die gemeinste Kenntniß von dem, was große Gelehrte in den wichtigsten Fächern geleistet haben, besaß, der nie etwas wirklich Gutes oder Schönes zu Stande gebracht hat, der nichts ordentlich gelernt hatte, sondern statt des schweren Studirens die leichtere Mühe magischer Zauberworte anwenden wollte; dieser Mensch war dreist genug, zu versichern zu geben, daß er alles wisse, und alles könne; und er fand, leider! selbst unter den deutschen Fürsten manche, die ihm glaubten. Er sollte nicht bloß ein großer Tonkünstler sein, sondern die Geige so spielen, als wenn man drei Geigen zugleich hörte; und er spielte seine eine höchst mittelmäßig. Er sollte nicht bloß Leder und

Mühe verbessern, sondern auch Diamanten von ihren Flekken reinigen! und sogar mehrere zusammenschmelzen könnte! obgleich alle, die ihm in den erstern leichtern Künsten trauten, mit ihrem Schaden seine eitlen Versprechungen erfahren, und die letztern schwerern Stükke niemals ein Mensch gesehen hat. Er sollte Gold machen können; doch wer kann das anitzt nicht? Er verstand, verjüngende oder gar unsterblich machende Arzeneien, namentlich ein gewisses Salz, zu verfertigen; so daß er dieses Theile dem aus Erde gebauten Menschen ein unvertilgliches Loos zusicherte. Er kaufte Häuser und Landgüter, ohne sie zu bezahlen; und man bewunderte, wo er das Geld dazu herbekäme; u. s. w. — Alles dies weiß ich sehr wohl. Auch weiß ich, daß er sogar dann noch Glauben fand, wenn er theils durch andere sagen ließ, theils wie aus Uebereilung selbst zu verstehen gab, theils geradezu erklärte: er sei ganz ungemein alt; welches aber, nach Beschaffenheit der Umstände, sehr verschieden angegeben ward. Bald hatte er nur mit Kaiser Leopold noch Briefe gewechselt; bald schon mit dem Abepten aus der Gold- und Rosenkreuzergesellschaft, Federiko Gualdo *); von dessen Kindheit an in

Freund-

*) Von welchem der zuverläßige Kompaß der Weisen (Vorrede, S. 43) berichtet: „daß er noch gegenwärtig lebe, und itzt fast 600 Jahre zurükgelegt habe". — Solche Sachen werden itzo in Deutschland geglaubt! und wer drüber lacht, heißt ein Freigeist!

Freundſchaft gelebt, bald gar unſerm Herrn Chriſtus allerlei Rath in Abſicht ſeines Verhaltens gegeben. *) Ich weiß ſogar, daß manche itzt noch, da er geſtorben iſt, glauben: er lebe, und werde bald lebendig hervorgehn! da er doch wirklich mauſetodt iſt, und wahrſcheinlich itzt ſchon fault und ſtinkt, wie ein ganz gemeiner Menſch, der keine Wunder verrichten kann, und den nie ein Prinz begrüßt hat, auch thun würde!

Obgleich ich alles dies wußte, ſo hatte ich doch nie glauben können, daß man die unſinnige Verehrung eines ſolchen Menſchen ſo weit treiben könnte, als ich es auf dem erwähnten Kupferſtiche fand. Hier iſt die ganze lobpreiſende Unterſchrift deſſelben:

Le Comte de Saint Germain,
célèbre Alchimiſte:

Ainſi que Prométhée il déroba le feu,
Par qui le monde exiſte & par qui tout reſpire;
La Nature à ſa voix obéit & ſe meut.
S'il n'eſt pas Dieu lui-même, un Dieu puiſſant l'inſpire.

Wer

*) Natürlich mußte ein Mann, der ſo vielen Zeiten und ſo vielen Völkern angehörte, mehrere Nahmen führen. Auch hatte er derſelben eine ganze Menge, und war ſogar ſo freigebig damit, daß er bei uns mehr als einen annahm; welches doch theils nicht nöthig, theils nicht ganz unverdächtig ſchien. Die bekannteſten ſeiner europäiſchen Namen in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren die zwei: Saint-Germain, und Belmare.

Wer hätte glauben sollen, daß in unsern Tagen der Name Alchimist ein im Ernst gegebner Ehrenname sein könnte! Uebrigens verdient der freilich ein berühmter Alchimist zu heißen, dessen Stimme die Natur gehorcht, und auf dessen Ruf sie sich bewegt.... Die Natur! Weiß man, was man sagt, wenn man solche Worte gebraucht? — Aber die letzte Zeile, die letzte Zeile!

„Ist er nicht Gott selbst, so beseelt ihn doch
„ein mächtiger Gott!“

Der bedingende Ausdruk des Gedankens im Vordersatze nimmt denselben offenbar als vielleicht wirklich, und als zuverläßig möglich an. Und welchen Gedanken! — Ich bin gewiß weder intolerant noch verketzernd, ich brauche nicht gern harte Worte und starke Beschuldigungen, wo noch lachender Spott hingehören kann; aber ich würde fürchten, mich des Namens eines Gottesverehrers unwürdig zu machen, wenn ich hier nicht ernsthaft und anklagend sagte: daß dieser schändliche Ausdruk eine der rasendsten Blasphemien enthält, deren sich je der verirrte menschliche Verstand schuldig gemacht hat. Gesetzt auch, dieser Mensch wäre so weise und einsichtsvoll gewesen, als er thöricht und unwissend war, so edel groß und bescheiden, als er kindisch eitel und prahlerisch, so erhaben gesinnt, als er eigennützig, so offen und wahrhaft, als er ränkevoll und betrügerisch war, u. s. w. — so müßte doch jeder Mensch davor zurükbeben, diese

Worte,

Worte, die ich mich schäme, noch einmal hinzuzuschreiben, von ihm zu gebrauchen. Klarer plumper Atheismus, der itzt wieder laut zu werden anfängt, ist minder schädlich und gefährlich, als solch eine Menschenvergötterung. Traurig genug, wenn ich unter Mitbürgern leben sollte, die den erhabensten Gedanken nie gedacht hätten, die keinen Begrif von dem allgemeinen Vater der Natur und aller Menschen hätten, bei deren Moralität ich mich bloß auf ihr Gefühl oder die Furcht vor Strafen verlassen müßte! Aber tausendmal willkommen sei mir ihre Gesellschaft, gegen solche Leute, die es für möglich, für denkbar halten können: daß ein schwacher Mensch, wie ich und sie, die ganze Natur regiere: daß ein beschränktes Wesen die Kraft in Händen habe, wodurch alles lebt, und wodurch die Welt existirt; und daß dieser Mensch folglich den uneingeschränktesten Gehorsam, die unwiderrechtlichste Befolgung in allen seinen Befehlen, und wahre göttliche Verehrung verdiene! Ich schaudere, wenn ich mir vorstelle, wohin dies, in Absicht der gesunden Vernunft, des Gewissens, und der Regeln menschlicher Handlungen, führen müßte.

Und wer braucht diesen Ausdruk? Nicht etwa barbarische Kamtschadalen, deren roher Verstand sich einen Gott gebildet hat, den der schmutzigste Erdensohn übertrift, und die folglich einen Taschenspieler leicht vergöttern könnten. Nein, kultivirte Europäer thun es! deren Begriffe reiner sein müssen,

müſſen, und die wiſſen, daß der angeſtrengteſte Verſtand ſich umſonſt bemüht, einen Schatten von den großen Eigenſchaften der Gottheit ſich lebhaft zu denken, wenn er auch das Erhabenſte, was ſeit Jahrtauſenden die Welt kannte, in ſeiner Vorſtellungskraft zuſammenſetzt. Noch mehr, die einzig fromm und rechtgläubig ſein wollenden Chriſten thun es! Denn dieſelben Menſchen, die der Geiſterſeherei, der Goldmacherei, und allen verworfnen Träumereien von geheimen Kräften der Natur und von itzigen Wundern anhängen, die den Vorſpiegelungen eines Caglioſtro, eines St. Germain, eines Schröpfers, eines Güldenfalk, eines Plumenhök, u. ſ. w. Glauben beimeſſen, die im Myſtere de la Croix und im Buche de l'Erreur & de la Verité menſchenbeglükkende Weisheit ſuchen; eben dieſe ſind es ja, die ſich der höchſten Reinheit der Glaubenslehre rühmen, und immer Frömmigkeit und ächtes Chriſtenthum im Munde führen. Sie wiſſen ja ſo höhnend von Theologen nach der neuen Art, von Spöttern der Religion u. ſ. w. zu reden, wenn denkende Köpfe die Kraft ihres Verſtandes und ihren Unterſuchungsgeiſt auch auf wahrhaft wichtige Dinge anwenden, und dadurch zu Begriffen gelangen, die freilich von dem gerade itzt im Schwange gehenden Syſtem abweichen, die aber näher zur Sache zu treffen ſcheinen, und ſchon von tauſend frommen und rechtſchaffenen Chriſten in mehrern Jahrhunderten auch

gedacht

gedacht wurden; wovon freilich diese Menschen von gestern her nichts wissen, deren Mangel an Sach- und Sprachkenntniß, Unwissenheit in der Geschichte, Bequemlichkeit im Nachbeten, Unvermögen im Selbstdenken, und Aberglauben in williger Annehmung der abgeschmaktesten Behauptungen nur noch von ihrer hartherzigen Verdammungssucht übertroffen wird. Diese sich selbst so nennende wahre, reine Christen machen sich dann solcher Blasphemien schuldig, die den Grund aller Religion, aller Moralität und Tugend, alles Menschenverstandes und gesunder Vernunft untergraben! Dahin, dahin führt endlich der Weg dieser betrügerischen Heuchler, denen kein Dekmantel, auch der der christlichen Religion nicht, zu heilig ist!

2.

Doktor Mesmer.

Das Recht der Wiedervergeltung (talio, represailles), welches unter den europäischen Nationen in den eigentlich politischen Angelegenheiten ziemlich allgemein eingeführet ist, findet auch noch bei manchen andern Dingen ohne solche Einführung unter ihnen Statt. Ein merkwürdiges Beispiel der letztern Art sieht man itzt darin: daß, nachdem Frankreich uns so manchen vielversprechenden Wundermann herübergeschikt hat, der bei ihnen selbst verlacht und verspottet, bei uns aber sogleich

von

vornehmer groſſen und feinen Welt willig angenommen ward, — denn er kam ja aus Frankreich! — daß, ſage ich, ein deutſcher Wunderthäter, an den wir ſchon vor 10 Jahren nicht mehr glauben wollten, in Paris noch vornehmen und geringen Pöbel bethört. — Anton Mesmer, Doktor der Arzeneigelahrtheit, und vorgeblicher Erfinder des thieriſchen Magnetismus *) zu ehemals zu Wien, itzt zu Paris, zaubert am letzten Orte, ſelbſt und durch ſeine Schüler, nicht allein im Einzelnen, ſondern hat auch große Säle (auditoria publica) mit mehrere Preßhafte aller Stände und alles Ge-

ſchlechts

*) Er fing in Wien 1775 mit der Bekanntmachung von ziemlich ſimpeln und nicht ganz unwahrſcheinlichen Würkungen des Magneten an. Aber bald redete er von einer allgemein verbreiteten und alles heilenden magnetiſchen Kraft, ward in Wien als Charlatan verlacht und als Betrüger verklagt; und verſchwand daher 1776 dort vom Schauplatz, den er 1777 in Paris öffentlicher und glücklicher wieder betrat. Uebrigens iſt dieſe ſeine neue Lehre nicht einmal ſeine eigene Erfindung, ſondern aus den Ideen des van Helmont, Kirchers, u. a. erborgt und zuſammengeſtoppelt; wie dies unter andern in dem gründlichen und gelehrten Werke: Recherches & doutes ſur le magnétisme animal, par Mr. le D. *Thouret* (à Paris 1784, in 12) gezeiget worden. — In anderer Abſicht behauptet der Verf. des Buchs: Traces du magnétisme (à la Haye, 1784, 8.), daß Spuren dieſer Lehre ſchon in den Schriften der alten ägyptiſchen, indiſchen, perſiſchen, ſineſiſchen, griechiſchen, arabiſchen Weiſen vorkämen.

ſolches durcheinander ſtehen, um die ſichtbaren, oft ſchrecklichen, Wirkungen ſeiner magiſchen Kraft zu empfinden. Die Senſation, die ſein Spiel Anfangs und zum Theil noch itzt macht, war und iſt ganz außerordentlich. Indeſſen kehrt nun die Herrſchaft der geſunden Vernunft mächtig zurük; und durch Spott und Ernſt verſtändiger Männer aufgeweckt, ſehn ſchon viele ein, daß nichts exiſtirende Arzeneimittel ſchwerlich Univerſalmedizinen ſein können. Zwei der wichtigſten Schritte von der ernſthaften Art waren die in dieſem Jahr auf Befehl des Königs geſchehenen Unterſuchungen der Mesmerſchen Kuren: von Mitgliedern der königlichen Geſellſchaft der Aerzte, und von Mitgliedern der medizinischen Fakultät und der Akademie der Wiſſenſchaften. Die Berichte von beiden wurden gedruckt *); vorzüglich aus dem leztern, der vortreflich geſchrieben und ein Muſter von gründlicher Auseinanderſezung ſolcher verworrnen Begriffe, und von der Kunſt, Täuſchungen zu entdekken, iſt,

will

*) Rapport des Commiſſaires (Poiſſonnier, Caille, Mauduyt, Andry) de la Société royale de Medecine, nommés par le Roi pour faire l'examen du magnétisme animal, imprimé par ordre du Roi. à Paris, 1784, 4. — Rapport des Commiſſaires (B. Franklin, Majault, le Roy, Sallin, Bailly, d'Arcet, de Bory, Guillotin, Lavoiſier), chargés par le Roi de l'Examen du Magnétisme animal. Imprimé par ordre du Roi. à Paris, de l'Imprimerie royale 1784. 4.

will ich den Lesern hier das vorzüglichste vorlegen, da die Sache ein ganzes Phänomen betrift, das wir aus den Zeitungen nicht hinlänglich kennen gelernt, und da die Vernunftgründe und Entdekkungsmethode auch bei uns zuweilen Anwendung finden mögten. Nur selten vereinigen sich bei Gelehrten von solchen Kentnissen und solchem Ansehn, als die unten zulezt genannten Neune sind, zugleich soviel Musse und soviel bequeme Gelegenheit zum Untersuchen, in Fällen ähnlicher Art. Aber so ein Beispiel kann für hundert andere gelten.

Hier sind Mesmers eigne Behauptungen von diesem sonderbaren Wesen *): „Der thierische Magnetismus ist ein überall verbreiteter Fluidum, und das Mittel zur Unterhaltung des wechselseitigen Einflusses zwischen den Himmelskörpern, der Erde, und den auf lezterer lebenden Kreaturen; es ist höchst fein, folgt jeder Bewegung, und leidet Ebbe und Fluth. Im thierischen Körper dringt es in die Substanz der Nerven, und wirkt auf sie. Vorzüglich merkt man am menschlichen Körper Eigenschaften, die den magnetischen entsprechen, unter andern auch entgegenstehende Pole. Die Kraft des thierischen Magnetismus kann andern belebten und leblosen Dingen mitgetheilt werden; derselbe wirkt in weiter Entfernung, ohne Hülfe eines dazwischen-

*) Aus seinem schon 1779 herausgegebenen Mémoire sur la découverte du Magnétisme animal, à Geneve.

zwischenkommenden Körpers, wird durch Spiegel zurückgeworfen, durch den Schall mitgetheilt, u. s. w. Doch giebt es Körper, obgleich in sehr geringer Anzahl, die von so entgegengesetzter Beschaffenheit sind, daß bloß ihre Gegenwart alle Wirkung dieses Fluidums auf andre Körper hindert. — Dieser Magnetismus nun heilt unmittelbar die Nervenkrankheiten, und mittelbar die andern, verstärkt die Wirkung der Arzneimittel, bringt die heilsamen Krisen hervor und leitet sie, giebt genau den Gesundheitszustand jedes einzelnen Menschen an, zeigt den Ursprung, die Natur, und den Fortgang der verwickeltesten Krankheiten, hindert ihren Wachsthum, und heilt sie endlich, ohne jemals, wes Alters, Temperaments und Geschlechts der Kranke auch sei, gefährliche Wirkungen oder unangenehme Folgen zu verursachen. **Die Natur bietet in diesem Magnetismus ein allgemeines Mittel zur Heilung und zur Erhaltung der Menschen dar.**“

Die Art der Anwendung dieser Universalessenz geschieht auf folgende Art. Mesmer selbst ist vorzüglich mit diesem wunderbaren Wesen erfüllt, das ihn aber nicht hindert, alle Geschäfte des menschlichen Lebens zu verrichten, und das niemals in ihm eine Abnahme leidet; er ist im Stande, zu jeder Zeit und an allen Orten es wirken zu lassen, trägt es allenthalben hin, überläßt es, nimmt wieder davon, soviel ihm beliebt, ladet Flaschen damit,

wie mit der Elektrizität, kann alle Dinge unterm Mond mit dieser Heilungskraft begaben, u. s. w. Doch nicht nur er, auch seine Freunde, von ihm unterrichtet, können das nehmliche. — Die Heilungen im Großen werden nun entweder in freier Luft, oder in einem Zimmer getrieben. Zum ersten Behuf magnetisiren die Herren einen Baum, der mit Recht der Baum des Lebens mag genannt werden, um den sich die Kranken versammeln, und deren das glükliche Frankreich nun schon mehrere in verschiedenen Provinzen hat. Der letztere Fall hat vorzüglich in der Hauptstadt Statt. In einem großen Saale steht ein runder eichener Kasten (baquet genannt), anderthalb Fuß von der Erde, in welchem der thierische Magnetismus konzentrirt ist, und aus dessen durchlöchertem Deckel eine Menge beweglicher eiserner Arme hervorgehn. Um diesen Kasten sitzen die Kranken in mehrern Reihen, und bekommen die heilende Kraft durch mehrere Organe: 1) Jeder biegt einen eisernen Arm nach dem leidenden Theil seines Körpers, und zieht so aus dem großen Behälter des thierischen Magnetismus (dem Baquet) Ausflüsse an sich. 2) Die Kranken haben eine Schnur um den Leib, welche alle untereinander verbindet. Auch machen sie zuweilen noch eine Kette unter sich, indem jeder mit seinem Daum seinen Nachbar zwischen dessen Daum und Zeigefinger drükt; man erhält den Druk von dem linken Nachbar, und theilt ihn dem rechten

mit

mit, ſo daß dieſe Berührung rund herum läuft. Durch beide Arten von Verbindungen bekommt alſo Jeder auch den Magnetismus ſeines Nachbars zu empfinden. 3.) Magnetiſirende Perſonen wandern im Saale herum, mit eiſernen 10 bis 12 Zoll langen Ruthen. Mit ihrem Finger oder mit der Ruthe fahren ſie dem Kranken vor dem Geſichte herum, auf und hinter dem Kopfe, und an den leidenden Theilen. Oft legen ſie ihnen auch ihre Hände an, und drükken ſie ſehr lange, zuweilen mehrere Stunden hintereinander, mit den Fingern auf die Weichen und die Gegenden des Unterleibes. 4.) Die Kranken hören dabei Muſik, die zuweilen mit Geſang begleitet iſt. Man berührt die Inſtrumente mit der eiſernen Ruthe, auch geben ihnen die ſpielenden Perſonen ſchon den Magnetismus, und dieſer theilt ſich dann durch den Schall den Zuhörern mit. Die Stükke ſind in Abſicht des Takts und der Bewegung ſehr verſchieden. Uebrigens ſpielt Mesmer ſelbſt die Harmonika *);

B 3 Schüler

*) Einige Leſer erinnern ſich hiebei vielleicht, einen berühmten magiſchen Kupferſtich aus Süddeutſchland geſehen zu haben, auf welchem gleichfalls eine Harmonika abgebildet iſt. Dies herrliche Inſtrument, deſſen erſter Erfinder (Franklin) himmelweit von aller Art ſolcher Schwärmerei entfernt iſt, und der ſelbſt die Mesmerſche gründlich widerlegt hat, dies Inſtrument ſcheint alſo bei mehrern Arten von Myſterien und Magie dienen zu müſſen, wozu es, durch ſeine große Wirkungskraft auf reizbare Perſonen, auch ſehr geſchikt ſein mag.

Schüler von ihm, die aber eigene Baden aufgeschlagen haben, und gleichfalls solche traitements publics geben, (z. B. der Doktor Desbon, der von den genannten königlichen Kommissaren besucht ward) spielen ein Pianoforte. y) Die magnetisirenden Aerzte wirken auch auf die Kranken durch den Blik, indem sie sie unverwandt ansehen. — So die Methode. Und die Symptome dabei? Sind die seltsamsten, die man sich vorstellen kann. Anfangs geht alles ganz still im Saale zu; aber nach ein paar Stunden fangen die Bewegungen an, vorzüglich beim Frauenzimmer, und dann folgt eine schnell genug auf die andere. Man hustet, wirft aus, empfindet Hize, schreiet, bis man endlich in wahre Konvulsionen (in diesen Bäden Krisen genannt) verfällt. Wenn die Berührung mit der Ruthe, das Drüken mit den Daumen, das Umfassen des Unterleibes, das stärkere Anblikken, die Töne der Instrumente und des Gesanges immer lebhafter werden, immer häufiger erfolgen, und man schon sonderbar afficirte Personen neben sich siehe; dann werden bald alle Lebensgeister empört, es zeigen sich die unordentlichsten Bewegungen des Körpers, angreifende Zukungen und ermattende Gefühle. Bei einigen dauren die Konvulsionen über drei Stunden; viele werfen dabei Wasser, manche Blut aus. Man sieht unwillkührliche schnelle Bewegungen aller Glieder und des ganzen Leibes, krampfhaftes Zusammenziehen der Kehle,

Auf-

Aufhüpfen in der Gegend der falschen Rippen und des Unterleibes, verdrehte und wilde Augen; man hört durchdringendes Gekreisch, Weinen, Schluksen, und unbändiges Lachen. Dabei sind andere, gerade dann nicht afficirte, Personen in völliger Ruhe; welches die Sonderbarkeit jenes Schauspiels noch mehr erhebt. Die bewegten haben aber auch ganz verschiedene Zufälle, Affekte, und Sympathien. Man sieht einige, die sich ausschließend aufsuchen, sich gegen einander hinstürzen, sich zulächeln, zärtlich zusammen reden, und wechselseitig sich ihre Kräfen zu mildern bemühen. Nach allem diesem folgt ein Zustand von matter Ruhe, von sanftem Schmachten, wohl gar von Erstarrung. Aber bald werden sie durch das geringste Geräusch, durch einen veränderten Takt oder Ton des Pianoforte, durch ein Wort, ja durch einen Blik des magnetisirenden Arztes wieder aufgeschrekt. Dieser Mann hat eine erstaunliche Herrschaft über seine Kranken, und wirkt selbst im anscheinenden Zustande ihres Schlummers auf sie.

Im Einzelnen, ohne Zusammenkunft beim Baquet, geschehen eben so große Wunder. Mesmer und seine Schüler magnetisiren nach Belieben jeden Menschen, der ihnen vorkömmt, auch ohne ihn zu berühren; zuweilen Bäume in einem Walde, einen ganzen Garten, eine Kutsche, u. s. w. Die Menschen, auf welche also gewirkt wird, empfinden die oben beschriebenen Zufälle, Herzklopfen,

Uebelkeit, Ohnmächten, Konvulsionen. Je selbst Uneingeweihte können dieselben Wirkungen hervorbringen; wie der bekannte und gelehrte D. Gilgenault von sich selbst erzählt *). „In einem vornehmen Hause, sagt er, ließ ich glauben, ich sey ein Adept von Hrn. Mesmer; und ich bewirkte da durch meinen angenommenen Ton, durch Gaukelspiele, und allerley Gestus, daß eine Dame alle die konvulsivischen Bewegungen, Erbrechen, Ohnmachten, u. s. w. bekam, und in einen Zustand von augenscheinlicher Ermattung und Schwachheit fiel. Ein berühmter Künstler, der die Kinder eines unserer Prinzen im Zeichnen unterrichtet, klagte mir sein starkes halbseitiges Kopfweh; ich sage ihm, ich verstehe die Mesmerschen Geheimnisse, und benahm ihm durch einige Gestus, zu seinem großen Erstaunen, alle seine Schmerzen. Ein Hutmacherbursch klagte mir das nehmliche. Er empfand nichts bei meinen ersten Gestikulationen. Ich legte ihm darauf meine Hand auf die falschen Rippen, und hieß ihn mich ansehn. Sogleich bekam er kurzen Athem, Herzklopfen, Schwindel, und Uebelkeit. Nun berührte ich den schmerzhaften Theil mit meinem Finger, und fragte, wie er empfände? Daß der Schmerz herunterzieht, war seine Antwort. Ich versicherte ihn, dieser müßte nun in den Arm ziehn, und zum Daumen herausgehn, den ich leichtig drükte.

*) Rapport des Commissaires chargés par le Roi, S. 33, f. Note.

brülle. Er gähnte mir, und ward ruhiger. Im Sprachzimmer eines Klosters sagte eine junge Dame zu mir: Sie gehn also auch zu Hr. Mesmer? Ja, sagte ich, und ich kann Sie durch das Gitter magnetisiren. Ich hielt ihr meinen Finger hin; sie erschrak, bekam ein Schaudern, und bestürmte mich, nachzulassen. Hätte ich fortgefahren, sie wäre sicherlich in Konvulsionen gefallen. Ob es eigentlich ist also die Kraft dieses Mittels in Paris? Und nun zur Untersuchung, welche das Das sein und den Nutzen desselben prüfen sollte. Die Kommissare glaubten (und es scheint, mit Recht) die Frage von der Existenz müßte die erste sein, und dann folge die von der Nützlichkeit. Denk dieses Mittel könne existiren, ohne nützlich zu sein, aber nicht nützlich sein, ohne zu existiren. — Das Baquet ward untersucht, und die genannten großen Naturforscher bezeugen: daß sie, durch einen Elektrometer und durch eine unmagnetisirte Eisenstabel, in diesem angeblichen Behältniß des thierischen Magnetismus nicht das geringste von Elektrizität oder eigentlichem Magnetischen fanden. Auch zeigte die Beschreibung des D. Deslon von dem Baue dieses Kastens gar keine Spur einer physischen Wirkungsmittels, welches die erwähnten Wirkungen hätte hervorbringen können. — Um nun die Existenz des thierischen Magnetismus überhaupt auszumachen, beschlossen die Kommissare, ihn nicht in seinem ganzen ungeheuren Umfange,

da er die gesammte Natur umfaßt, zu betrachten; sondern, ohne Rücksicht auf die Himmelskörper, ihn bloß auf Erden, in so weit er sich auf Menschen äußert, kennen zu lernen. Hier fand sich nun aber bald, daß er selbst durch gar keinen Sinn erkennbar ist, welches auch Hr. Deslon eingestand. Dieser verwies daher die Kommissare auf seine Wirkungen. Man kann diesen Mittel zweierlei Arten derselben beilegen: Erstlich die Zufälle, welche in der Zeit der Gebrauchung dieses Mittels erfolgen, und deren Sonderbarkeit bei vielen Personen vorher beschrieben ist; Zweitens die erst mit der Zeit und nachher erfolgte Heilung eines so behandelten Kranken. Deslon bestand auf die Prüfung der letztern Art, welche die Kommissare aber mit sehr triftigen Gründen verwarfen. Es läßt sich nie unwidersprechlich ausmachen, ob in einem gegebenen Falle nicht die Natur selbst einen Kranken, ohne das gebrauchte Mittel, ja vielleicht gar gegen dasselbe, geheilt hat. Da dies bei Arzeneimitteln, die jeder kennt, der Fall sein kann; wie ließe sich denn von der Heilung so sicher auf die Kraft eines Mittels schließen, dessen Existenz noch nicht ausgemacht ist? (Dazu kömmt, daß die Kranken vorher, und selbst während der magnetischen Kur, ordentliche Arzeneien nehmen, ja sogar mancherlei als Weinsteinrahm u. d. gl. von Mesmern selbst bekommen.) Erfolgen aber, während der magnetischen Behandlung, Zufälle, die auf keine andere

Art

Art zu erklären sind: so mag der thierische Magnetismus wohl existiren, weil er etwas hervorbringt.

Die Kommissare unterwarfen sich selbst der Behandlung; und einige von ihnen sind schwach und kränklich, also für diese Wirkungen empfindbarer: sie ließen sich öfter, und mehrere Stunden hintereinander magnetisiren, ja sie waren zuletzt gar drei Tage bei ihrem Baquet, und empfanden — nichts. Sie hatten sich vorgenommen, nicht zu ängstlich aufmerksam sich selbst zu beobachten, um nicht etwa dadurch Wirkungen in ihrem Körper hervorzubringen. „Der gesundeste Mensch, sagen sie, muß, wenn er sehr scharf auf sich Acht giebt, manche Bewegungen und Veränderungen in sich bemerken: es sei von unendlich geringem Schmerz, oder von besondrer Wärme an mehrern Stellen seines Körpers. Der Wille der Seele und die Bewegungen des Leibes stehn in solchem Verhältniß (auf welche Art es nun auch sei), daß sich nicht angeben läßt, was eine solche Aufmerksamkeit wirken mag, welche ein fortgesetztes Wollen (une suite de volontés) zu sein scheint, das auf den nehmlichen Gegenstand beständig und ununterbrochen gerichtet ist. Wenn man bedenkt, daß der Wille den Arm bewegt, wie es ihm beliebt; kann man denn so sicher behaupten, daß die Aufmerksamkeit, die auf einen innern Theil des Leibes geheftet wird, daselbst gar keine Bewegung hervorbringen, keine Wärme verursachen, und kurz den gegenwärtigen Zustand nicht

so

so modificirten Körper, Ausdünstungen entstehen?*)

Sie glaubten nicht, und empfanden nichts. Oder ging es auch wirklich Kranken, z. B. einem amerikanischen Offizier bei Franklin zu Passy; und andern. — Das nehmliche widerfuhr Kindern, die noch keinen Begrif von der ganzen Lehre hatten, folglich nicht glauben konnten; obgleich einige derselben sonst sehr gescheidt, und dabei von äußerst empfindlichen Nerven waren. — So auch ganz gemeinen Leuten, die nichts von einer Theorie des thierischen Magnetismus verstanden, und keine Art Interesse bei der Sache hatten. — Und alle übrige, die so höchst lebhaft empfunden hatten, und dadurch in die stärksten Symptome verfallen waren, empfanden entweder gar nichts, oder doch ganz verkehrt, sobald sie nicht sahen. Der, nicht berührende, sondern nur vorgehaltne Finger erregte immer richtig Hitze und Schmerz in dem Theile, vor dem man ihn hielt, sobald der Kranke sah; nur bei verbundnen Augen war die Hitze im Unterleibe, wenn der Finger gegen den Kopf gerichtet war, und umgekehrt. Dies zeigten nun eine Menge Beispiele, die mit der größten Vorsicht, und fast immer in Beisein des D. Deslon, und zwar an

Pers

*) Ich habe diese schöne Stelle darum ganz abgeschrieben, um zu zeigen daß nicht alle aufgeklärte Männer in Frankreich Materialisten sind.

Personen, die oft die Kur an sich erfahren hatten, gemacht, und mit genauer Ausführlichkeit in dem Berichte verzeichnet sind. Wußte der Kranke, die magnetische Tasse würde bald kommen; so bekam er bei jeder gemeinen Tasse seine Krisen, und trank hernach ganz ruhig aus der wirklich magnetisirten. Wußte er, man würde ihn zu einem magnetisirten Baume führen; so trat die Krise bei dem Baume ein, wohin man ihn brachte, wenn er auch noch so weit vom magnetisirten abstand. Ein Frauenzimmer empfand nichts, als man sie ganz genau und ordentlich hinter einer spanischen Wand magnetisirte (da doch diese Kraft, nach Mesmers ausdrücklicher Behauptung, die dicksten Mauren durchdringt, und ja auch von den Himmelskörpern bis zu uns herabkömmt); sie empfand aber alles, als man sie sichtbar, in derselben Entfernung, doch verkehrt und vorschriftswidrig, magnetisirte. Einer andern Frau, der man die Augen verband, ward eingebildet, man magnetisire sie, da man doch schlechterdings nicht das geringste that, sondern ganz still stand; und sie bekam Zufälle, die in einem Nebenzimmer konnten gehört werden, wo Andere während derselben Zeit eine andre Person (gleichfalls mit verbundenen Augen) wirklich magnetisirten, ohne ihr etwas davon zu sagen, und diese zweite Person empfand nicht das Geringste. Alle diese Versuche sind öfter, und an mehrern Personen gemacht worden, und stehen immer aufs nemliche aus.

Dazu

Dazu kommen die S. 24 erzählten Geschichten vom D. Sigault.

Wenn je etwas unwiderſprechlich bewieſen genannt werden kann, ſo iſt es nun wohl dies, daß all die obbeſchriebenen Wirkungen beim Baquet und im Einzelnen nicht vom thieriſchen Magnetismus herkommen; und alſo daraus die Exiſtenz dieſes Weſens durchaus nicht erweislich iſt. Woher denn jene Wirkungen? Vorzüglich von der Einbildungskraft, verbunden mit dem Berühren und feſtem Drükken am Unterleibe, der verderbten Luft in den Sälen, u. ſ. w. — Uebrigens erinnert die Kommiſſare ſehr gegründet: daß dieſe ſonderbare Kurart, die durch Konvulſionen geſchieht, (und welche in der That mit Gasners Kuren ſehr viel Aehnliches hat) höchſt gefährlich ſei, und leicht durchaus ſchädlich, wo nicht gar tödtlich werden könne. Dieſe heftigen Erſchütterungen zerrütten völlig die geſchwächten Nerven, das erzwungne Auswerfen ganz geſunden Blutes greift die Bruſt an, der Körper wird zu konvulſiviſchen Bewegungen geneigt gemacht, u. ſ. w.

Wohl den Franzoſen, daß ſie treffliche Männer haben, die gründlich und nachdruksvoll einem ſolchen zugleich ſchändlichen und ſchädlichen Unweſen ſteuren! Aber wehe uns Deutſchen, wenn es wahr iſt, was geſagt wird, daß theils einige Schüler Meſmers von Paris aus ſchon über die deutſchen Gränzen vorgedrungen ſind, theils reiſende Vornehme

nehme den Glauben an diese Wunderkuren von dorther in ihr Vaterland zurükgebracht haben und sie verbreiten helfen! *) Wehe uns um desto mehr, da, wie oben gesagt, schon vor 10 Jahren diese phantastischen Grillen bei uns gründlich widerlegt worden! Die königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin erklärte sich, durch Sulzern, 1775 öffentlich über die Nichtigkeit des unbewiesenen Vorgebens von Mesmer. Der verstorbne Professor der Anatomie zu Prag, D. Klinkosch, gab 1776 ein wichtiges „Schreiben über den thierischen „Magnetismus" heraus, wo schon erzählt wird: daß heimlich angebrachte Magnete auf seine kranke Person nicht wirken wollten, da sie ihr doch, wenn sie ihr wissentlich auf 10 Schritt vorgehalten wurden, Zukkungen verursachten. (Man s. vorzüglich die Allgemeine deutsche Bibliothek, XXVI, 1. S. 192-192. und XXX, 1. S. 267.) Wehe uns vollends, wenn wiederum, wie ehemals, Jesuiten sich der Sache annehmen, so wie gleich Anfangs der Jesuite, Pater Hell, sich eifrig für diesen

*) Mit patriotischer Freude wird hingegen jeder aufgeklärte Bürger der preußischen Monarchie in den Zeitungen gelesen haben: daß unsers großen Königs geliebter Bruder, Prinz Heinrich, die leeren Anstalten der Mesmerschen Kuren in Paris, durch Seine eigene Erfahrung, für das Nichts erklärt hat, was sie sind, indem sein Geist zu ruhig und erhaben war, um durch solche Vorspiegelungen erschüttert zu werden. Anm. d. Herausg.

diesen Magnetismus erklärte, und unter andern die Behauptung von dem magnetischen Polen im menschlichen Körper von ihm ist? Oder, wenn protestantische Geistliche wiederum im Ernst an die Wunder Wesleys, wie ehemals an Gassners elende Betrügereien, glauben, und sie öffentlich der Beherzigung aller Christen empfehlen wollen?*)

3.

Die beiden Hunde und das Wagenrad.

Fabel.

Ein kleiner Bologneser Hund,
Mit Namen Fi, ein böses Thier,
Stand täglich vor des Hauses Thür,
Und bellte sich die Kehle wund
Nach jedem, der sich unterstund,
Bei dieser Thür vorbei zu gehn.
Und war der Wandrer stark und groß,
So ging erst recht ein Zeter los;

Dann

*) Auch der Wunderthäter Gaßner war, wie man weiß, ein Exorcist.

Dann macht's euch eine Luſt zu ſehn,
Wie toll er ſpringt und tobt und heult,
Als hätt' ihn' wer dazu beſtellt.

Als einſt er einen Wagen ſah,
Der ſchnell bei ihm vorüber floh,
Verfolgt', und nach der Heldenthat
Zurük auf ſeinen Poſten trat:
Kam Lips, ein ſchlauer Pudel, her,
Und ſprach zu ihm: „Bei meiner Ehr!
Noch ſah ich ſolche Tollheit nie.
Warum fielſt du den Wagen an?
Er hatte ja dir nichts gethan.“ —
„Hm! wie du fragſt, du dummes Vieh!
Warum? ſeht hoch! — Weil er ſo rollt',
Und ich die Räder halten wollt.“ —
„Iſt's das? nun ſo verſteh' ich dich.
Allein, mein Freund, ſo wundert's mich,
Daß du die Räder hinten paßt,
Und dir die Zähne dran zerknaſt.
Vorn packe, wenn ſie ſollen ſtehn!
Hübſch vorn! ſo wirſt du Wunder ſehn.“

Kaum war das letzte Wort gesagt,
So kam ein Wagen angejagt;
Und Fix, zufolge Lipsens Rath,
Sprang flugs ins nächste Vorderrad,
Das rasch zerbrükt, und mausetodt
Ihn liegen ließ im tiefsten Koth.

So wie das Rad, so macht's ein Mann,
Der grades Wegs, so rasch er kann,
Und festen Tritts, zum Ziele geht.
Der Schwarm, der hinten klaft und schmäht,
Irrt ihn nicht einen Augenblik;
Er sieht nach ihm sich nie zurük.
Doch läuft ihm einer vor den Fuß,
So, daß er auf ihn treten muß;
Je nun! so sinnt er auch nicht lang.
Er tritt — der starke, feste Mann,
Er tritt — weil er's nicht ändern kann —
Und bleibt dabei in seinem Gang.

von Stamford.

Münchhauſen.

Am 30ſten November 1784 ſtarb zu Berlin Ernſt Friedemann von Münchhauſen, Königlich wirklicher geheimer Staats- und Juſtizminiſter, Chef des Lehndepartements und des Ober-Tribunals. Der Preußiſche Staat verliert in Ihm einen wahrhaft großen Mann. Dieſen Namen würde er in jedem Zeitalter verdient haben; und ſeine Tugenden waren von der Art, daß man ſie kaum in dem unſern vermuthen ſollen. Tiefer und durchdringender Verſtand; reifes Urtheil; Kenntniſſe von ungewöhnlichem Umfang; bewundernswürdiges Gedächtniß; der feinſte Scharfſinn, wo er nöthig war, und der ſchlichteſte Bonſens, wo dieſer hinreichte; ein Blik ganz fürs Große und Allgemeine, und doch, ſo oft er mit dem Einzelnen ſich beſchäftigen mußte, eine Genauigkeit und Beſtimmtheit im Kleinen, als hätte er nur für das Aktenſtük gelebt, mit dem er eben zu thun hatte: — dies Alles war es noch nicht, was Münchhauſen zu dem ausgezeichnet vortreflichen Mann machte. Aber jener hohe, freie Geiſt, der jede ſeiner Handlungen belebte; jene Freimüthigkeit, der es immer nur darum zu thun war, Wahrheit und Recht zu vertheidigen, ohne ſich zu kümmern, ob und wo es mißfallen könnte; jener edle Eifer für Freiheit und Menſchenrechte, der Ihn ſo würdig machte, der Miniſter eines Monar-

chen, wie Friederich, zu ſein; jene unermüdete Arbeitſamkeit, die er ganz gleich auf die Unterſuchung der Forderungen des kleinſten Kößäthen oder des vornehmſten Vaſallen wandte; jene Stärke, ſich ganz ſelbſt genug, von jeder Verbindung unabhängig zu ſein; jene Erhabenheit über allen Tand des Lebens, über Dank und Undank, über Parteien und kleine Wege: — und bei alle dem dieſe Menſchlichkeit, Billigkeitsliebe, Entfernung von aller Härte; dieſe Leutſeligkeit, mit der er Jeden, der in Geſchäften ihn zu ſprechen hatte, aufnahm; dieſe Begünſtigung der Aufklärung aller Art, und unbeſchränkter Freiheit zu denken, wodurch er ſo ganz in den Geiſt des Königs einging; dieſer unermüdete Forſchgeiſt, mit dem er noch bis in ſein Alter die Nächte durchſtudierte, in jeder Art von Wiſſen ſeine Kenntniſſe zu erweitern ſuchte, immer mit dem Jahrhundert fortging, immer für jede neue Wahrheit empfänglich, und für jeden Irrthum, ſo wie für den Widerſpruch in Geſchäften, duldend blieb: — Dies ſind Tugenden, die ſo verbunden, und mit ſo wenigen Schwachheiten gemiſcht, — wie ſie es hier waren, — gewiß zu ſelten in der Welt ſich finden, als daß nicht jeder Patriot ihren zu frühen Verluſt tief empfinden ſollte.

Multis ille bonis flebilis occidit!
— Cui Pudor, et Juſtitiæ ſoror,
Incorrupta Fides, nudaque Veritas
Quando ullum inveniet parem?

Möchte sein Andenken nur nicht zu bald unter uns erlöschen! Möchte es noch lange erhalten werden, um ähnliche nachstrebende Tugend zu weken! — Aber keine Nation ist gleichgültiger gegen ihre vortreflichsten Glieder, als die deutsche; und doch muß eine Nation, die ihre großen Männer nicht ehrt, bald aufhören, große Männer zu haben. Ein simples, Münchhausens würdiges Denkmal könnte vielleicht noch einst einen edlen Jüngling zu Entschlüssen begeistern, ihm nachzustreben; — besonders wenn eine Biographie, geschrieben, wie sie es könnte und sollte, das Muster, das Er gegeben hat, ganz darstellte, und seine Tugenden entwikelte, wie wir sie gesehen haben, damit nicht schon eine frühe Nachwelt sie ungläubig bezweifle.

* *

I. S.

Gedanken

über einige Aeußerungen des Hrn. P. Bernhard Schorenstein, katholischen Predigers in Berlin, gegen den Akatholikus Tolerans.

(s. Februar 1784. S. 180.)

Der mir unbekannte Akatholikus Tolerans wird hoffentlich das wider ihn gerichtete Schreiben

des Hrn. P. und Predigers Schorenſtein, welches ſich im hiſtoriſchen Portefeuille, Novemb. 1784. findet, nicht ohne Beantwortung laſſen. Meiner Einſicht nach, dürfte eine ſehr genaue und gründliche um ſo nöthiger ſein, da dieſes Schreiben gerade ſo abgefaßt iſt, um bei dem großen Publikum Eindruk zu machen, und ſein ſanfter gemäßigter Ton leicht manche vergeſſen machen könnte, welch unſanfter, herrſchſüchtiger Geiſt hier verdekt werden ſolle. Dieſes möglichſt zu verhindern, muß Jedem angelegen ſein, der es mit der keimenden Aufklärung und dem davon abhängenden ſittlichen und politiſchen Wohl der Menſchheit ehrlich meine. Nicht alſo um dem Katholikus vorzugreifen, ſondern nur um auch mein Scherflein beizutragen, werfe ich hier einige abgerißne Ideen hin, die mir bei Leſung des Schorenſteinſchen Schreibens entſtanden ſind.

Ich denke mir den eigentlichen Streitpunkt ſo: Daß man in einigen kleinen Städten den dort befindlichen Katholiken, welche nicht zahlreich genug ſind, ſich ein Haus zu Haltung ihres Gottesdienſtes zu bauen, ſtatt der Gaſthöfe oder Rathhäuſer die proteſtantiſchen Kirchen zu dieſem Zwek eingeräumt hat; iſt an ſich eine Sache von weniger Bedeutung. Da die Katholiken einmal da ſind, ſo iſt es billig und der weiſen Politik des Preußiſchen Staats gemäß, ihnen ungehindert zu geſtatten, nach ihren Ueberzeugungen ſich erbauen zu dürfen. An welchem Orte dies geſchehe, iſt ſehr gleichgültig.

Ob

Ob die Katholiken in ganz katholischen Landen kleinen protestantischen Gemeinen gleichfalls ihre Kirchen einräumen werden? — thut nichts zur Sache. Die Protestanten wollen ja vernünftiger und duldender sein, — also müssen sie nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern sich vielmehr zur Ehre rechnen, das Gute zuerst zu thun. Hiebei wäre also Nichts zu erinnern. Aber der Akatholikus hatte Recht, uns aufmerksam zu machen: daß die Grundsätze der Duldung ihre Schranken in Absicht der Katholiken haben müßten; aus dem sprechenden Grunde, weil der Katholicismus, — so lange er dies bleibt, — seinen wesentlichen Grundsätzen nach, um des ewigen Seelenheils willen — schlechterdings alle andere religiöse Partein zu unterdrükken sich verpflichtet halte; daß also Vorsicht bei Einräumung neuer Rechte desselben nöthig sei; daß man nicht mit gar zu beifallendem Antheil sich über festere Gründung desselben freuen müsse. Man konnte es bei den bekannten Grundsätzen der Papisten vermuthen, daß sie den gestatteten Gottesdienst in protestantischen Kirchen nicht sowohl, als eine freiwillige duldende Nachgiebigkeit, sondern als ersten Anfang der gehemmten zweihundertjährigen Usurpation ansehn; daß sie dies als Mez nützen würden, sich bei dem unerfahrnen protestantischen Volke einzuschleichen, und unter dem Deckmantel der Vereinigung auch Klügere zu bethören. Wie richtig diese Vermuthung gewesen, hat der

Erfolg schon gezeigt. Hätte man den Katholiken einen bündigen Revers bei jeder ihnen eingeräumten Kirche abgefordert; der Proselytensucht mit neuer Vorsicht gesteuert; und hätte an jedem der kleinen Orte unmittelbar nach dem ersten katholischen feierlichen Gottesdienste, der protestantische Prediger das Volk sowohl von der Pflicht der Duldung dieses unvollkommnen, die Vernunft so wenig aufklärenden, das Herz so wenig bessernden, Gottesdienstes, und noch mehr von der Pflicht der völlig gleichen Menschenliebe gegen Katholiken und alle Andersdenkende, zugleich aber auch von der wahrhaft gefährlichen Irrlehren des Papstthums und von dem unendlichen Glük und Vorzug einer vernünftigern Religion, in einer sanften Sprache, aber mit den starken Gründen, die in der Sache liegen, unterrichtet: — so würde der Akatholikus wohl auch nicht viel mehr zu erinnern gehabt haben. Da aber dieses Alles nicht geschehen, vielmehr diese Sache mit gar zu viel Geräusch und Theilnehmung, und ohne einige Gefahrde zu argwohnen, angekündigt worden: so haben mich auch die Rechtfertigungen des Hrn. Schobenstein nicht befriedigt.

Dieser katholische Geistliche scheint ein sehr billigdenkender, duldender und es gut meinender Mann zu sein, dem es nach seinem Stande und Gesichtspunkte zu grosser Ehre gereicht, daß er die Dinge so siehet und so beurtheilt, wie es in seinem Schreiben geschieht. Aber dies muß uns nicht verleiten,

dem

dem Geiſte ſeines Ordens, dem Syſtem ſeiner Kirche zu gut kommen zu laſſen, was nur Hrn. Schorenſteins geſundem Urtheil, Menſchlichkeit und richtigem Gefühl gebührt. Sicher iſt: Herr Schorenſtein kein konſequenter Katholik, und noch weniger ein ächter Jünger des H. Dominikus, — es müßte denn konſequent und ächt römiſch und dominikaniſch ſein — am Tage und Gundalquivir zu brennen, und an der Spree und Havel zu ſchonen, zu huldgen und zu lieben, — bis man ſoweit gekommen iſt, wieder brennen zu können. — Doch fern ſei es von mir, dies von einem Manne zu argwohnen, den ich weiter nicht, als aus dieſem Schreiben kenne. Ich will lieber glauben, daß auch bey Hrn. Schorenſtein geſunde Vernunft und Menſchlichkeit über Glauben und heilige Wuth geſiegt haben, wie dies Gottlob! bei ſo vielen der Fall iſt. Nur deshalb ſchaden intolerante, barbariſche Religionsſyſteme nicht noch mehr in der Welt, weil, dem Himmel ſei Dank! ihre Bekenner inkonſequent denken und handeln.

*) Daß die römiſche Kirche, deren Syſtem, wie wir alle wiſſen und aus ihrer öffentliegenden Geſchichte lernen können, in den Jahrhunderten der Unwiſſenheit, auf den Verſammlungen meiſtens nichtswürdiger Menſchen und Ignoranten *), nach poli-

*) Hr. Sch. wird dies vielleicht geſchimpft und intolerant finden. Aber es iſt nur richtiger Ausdruk eines

ſchen Abſichten und Intriguen in ſeine itzige Geſtalt zuſammengeſtoppelt wurde; daß dieſe Kirche dieſem ſo menſchlich entſtandenen Syſtem eine alleinſeligmachende Kraft beimißt, und Alle, Alle verdammt, die dies Syſtem auch nur in einem einzigen Punkte nicht glaubten, — auch die, welche nie davon hörten und hören konnten, auch die, welche noch eher, als dies Syſtem, in der Welt waren — dieſen alle geſunde Vernunft, alles Menſchengefühl empörenden Unſinn vertheidigt Hr. Schorenſtein bloß damit, daß er auf das jenige verweiſet, was ein gewiſſer P. Raimund Bruns davon geſagt hat. Dies war gerade der weſentlichſte Punkt, den der Akatholikus geltend gemacht hat; hier hätte Hr. Sch. ſeine Kirche vertheidigen müſſen, wenn er konnte. Aber ſeine eigne geſunde Vernunft zeigte ihm die Unmöglichkeit; und er begnügte ſich alſo mit einer Citation, welche die wenigſten ſeiner proteſtantiſchen Leſer nachſchlagen können. Ich bin wenigſtens in dieſem Falle: denn an meinem kleinen Wohnorte befindet Niemand, den ich deshalb fragen könnte, die Bücher des P. Bruns. Indeß, wenn ſie auch mir noch ſo nahe zur Hand wären, würde ich ſie doch nur der Neugierde wegen etwa nachſchlagen. Denn daß jene Lehre kein Unſinn ſei, davon wird mich

eines Jakobins. Wenn ich Ravaillac einen Königsmörder nenne, ſo ſchimpfe ich nicht.

mich kein Buch in der Welt überzeugen, ſo wenig als daß 2 mal 2 fünfe ſei. Ungeſehn wette ich indeß, P. Beuns hat eben die Wendungen gemacht, die in ſolchen Fällen auf dem theologiſchen Fechtboden aller Partheien ſo gewöhnlich ſind. Man dreht und wendet die Worte ſo lange, bis ein erträglicher Sinn herauskömmt; dieſen ſtellt man aber itzt nur zur Bedekkung des wahren, groben Wortſinnes hin — und ſobald es nicht mehr auf die Defenſion, ſondern auf den Angrif der Ketzer und Ungläubigen ankömmt, dann vergißt man alle Künſteleien des Vertheidigungskrieges, und ſtellt den Unſinn wieder in ungeſchwächter Kraft dar.

Man tadelt nicht, daß katholiſche Eltern ihre Kinder in katholiſche Seminarien ſchikken; aber wohl, daß dieſe Seminarien bloß zu dem Behuf angelegt ſind, in proteſtantiſchen Reichen die katholiſche Religion heimlich, ohne Wiſſen des Staats, vielmehr (wie in Dännemark und Schweden) wider offenbare Landesgeſetze *) zu verbreiten; daß ſie wirklichen Katholiken die Erlaubniß geben, ſich in ihrem ganzen Leben und in deſſen feierlichſten Hand-

*) Ob dieſe Geſetze gerecht und politiſch ſind, thut hier nichts zur Sache. Genug ſie ſind da, und wer ihnen zuwider die katholiſche Religion einſchwärzt, verleitet die Unterthanen zu Ungehorſam und Empörung. Keine Kontrebande iſt ſchädlicher, als die, welche das Papſtthum einführt!

Handlungen, als Protestanten darzustellen, sie gar protestantische Prediger zu sein, — also ganz offenbar ihre Mitbürger zu betrügen und heimtückischer Weise eine vom Staate genehmigte Lehre auszurotten: — diesen Kinder gegen Proselytenmacherei und Wiedergebärungsgeist, — diesen und nur diesen hat man gemacht; und dies hätte Hr. Sch. besser als geschehn, rechtfertigen sollen.

Mag das Papstthum auch noch so viel Abtheilungen zwischen den Ungläubigen machen, dies Wort bald in weitern, bald engern Sinn nehmen, wie es gerade die Konvenienz seiner Polemik und politische Absichten erfordern: — was hilfts im Ganzen? Sind denn nicht alle diese Klassen ohne alle Rettung ewig — ewig verdammt? Und fließt hieraus nicht die klare Verbindlichkeit der römischen Kirche, sie alle, vom Anhänger des Fohi bis zu dem des Kalvins, zu martern, in ihnen Allen den Leib zu tödten, um die Seele zu retten? Dies ist der Punkt, über den Hr. Sch. sich erklären sollte!

Auch tituli sine titulo sind nicht so unbedeutend, wie uns Hr. Sch. gern bereden möchte. Was sollen sie anders, als immer auf den verlohrnen titulum hinweisen, damit dessen Andenken ja nicht erlösche, sondern er bei erster Gelegenheit zum titulo wieder beigeschafft werde? Das Beispiel, welches

welches Hr. Sch. hier von den Regenten und Staaten herumnimt, zeigt ganz recht, und mehr, als vielleicht Hr. Sch. glaubte, den Geist des Papstthums. Warum nehmlich führen diese Staaten die Titel ehmaliger Provinzen? Nur darum, um dadurch das Andenken ihres wirklichen oder vermeinten Rechts zu behaupten, das sie bei einer guten Gelegenheit geltend zu machen sich ausdrüklich vorbehalten. Wären diese leeren Titul so ganz unbedeutend, so würden die Staaten nicht so oft deren Gebrauch sich gegenseitig streitig machen; nicht sich gegen dessen rechtliche Folgen durch Protestationen vorsichtig verwahren; nicht durch Friedenstraktate sich dieselben ausdrüklich zugestehn. Staaten thun hierin ganz recht; und auch der Bischof von Rom kann, als Vorsteher eines Staats, so handeln. Aber auch die Kirche? Was hat die mit weltlichen Rechten und Besitzungen zu thun? — was noch mehr mit Besitzungen, deren itziges Eigenthum längst durch die feierlichsten Traktate entschieden worden? Ist das die Religion der Liebe, die nicht hadert, nicht eifert, nichts begehrt?

Die Art, wie Herr Sch. die bekannte Protestation des päpstlichen Hofes gegen den westphälischen Frieden retten will, muß jeden Nachdenkenden frappiren. „Man soll, meint er, dem „guten Papst diese schwache Wehr zu gut halten, „da er so viel durch jenen Frieden verlohren! Die

„kon-

„kontrahirenden Fürsten hätten ja denſelben mit „einem Eide beſtätigt!“ Und doch erklärt der Papſt dieſen Frieden und dieſen Eid katholiſcher Fürſten, für null und nichtig! — „Man ſehe, „ſagt Herr Sch., zu Rom itzt ſchon lange die „Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Weſtphäl. „Friedens ein!“ — Wie, man ſieht itzt eine Sache ſchon lange ganz anders ein, als man im Jahr 1674 ſie einſah? Welcher Papſt war denn unfehlbar? Innozenz X? der ex motu proprio, ex certa ſcientia, et matura deliberatione, deque *apoſtolicae poteſtatis plenitudine* — alle und jede der Kirche und dem römiſchen Klerus auch nur im mindſten (quae praejudicium etiam minimum afferunt) nachtheilige Stipulationen dieſes von den erſten Mächten Europa's, vom Kaiſer und allerchriſtlichſten König, geſchloſſenen und garantirten Vertrags, cum omnibus inde ſecutis aut quomodocunque ſequendis, für *ipſo jure nulla, irrita, invalida, injuſta, damnata, reprobata, inania, viribusque et effectu vana* erklärt; der gerade heraus ſagt, neminem ad illorum et cujuslibet illorum, etiamſi *juramento vallata* ſint, obſervantiam teneri, neque ex illis cuiquam aliquod jus, vel actionem, aut titulum coloratum vel cauſam praeſcribendi, etiamſi longiſſimi et immemorabilis temporis poſſeſſio, etiam citra ullam interpellationem ceu interruptionem ſubſequatur, acquiſitum fuiſſe, nec eſſe, minuſve *ullo tempore* acquiri

acquiri et competere poſſe, — neque illa ullum ſtatum facere vel feciſſe, atque *perinde, ac ſi nunquam emanaſſent*, pro *non exſtantibus et non factis perpetuo haberi debere*. War dieſer Innocenz X. unfehlbar? — Oder iſt es Pius VI. der, wie Herr P. Sch. uns verſichert, die Sache anders anſieht. Kam etwa dieſe ſo feierliche, ſo deutliche Proteſtation von einem Pontifice male informato; warum nimmt ſie Pius VI. — oder vielmehr warum nahm ſelbſt Benedikt XIV. und Klemens XIV. ſie nicht eben ſo feierlich und deutlich zurük? Können wir gegen den unfehlbaren Ausſpruch des Statthalters Gottes auf Erden — der, wie die Kanoniſten ſagen, cunctos eſt judicaturus, a nemine judicandus — der gutherzigen Verſicherung eines Miſſionars in partibus infidelium Glauben beimeſſen? Doch Herr Sch. erklärt ſich auch ſchon ſelbſt deutlicher. Man habe, ſagt er, zu Rom nur deshalb auf den Umſturz des Weſtph. Friedens Verzicht gethan, weil man die Unmöglichkeit davon einſehe. Alſo: man nimmt dem König von Preußen nicht ſein Magdeburg, Halberſtadt, Minden, Kamin — weil man nicht kann. Nun wahrlich für dieſe Gerechtigkeitsliebe, dieſe Duldung — die der Delai-Lama auch uns zu beweiſen die Güte hat — dürfen wir eben nicht ſehr dankbar ſein!

Freilich fürs erſte werden die proteſtantiſchen Fürſten bei dieſem ſchönen Grunde der päpſtlichen

Tole-

Toleranz noch nicht fürchten dürfen, ihre durch den Westph. Frieden erworbene Länder zu verlieren. Indeß wird Herr Sch. schwerlich jemand, der die Zeichen dieser Zeit kennt, überzeugen, daß die sehr gegründeten Besorgnisse wegen des durch heimliche Emissarien der römischen Kirche und eines unsterblichen Ordens sich immer mehr verbreitenden Aberglaubens, — nur chimärische Schreckbilder wären. Ich überlasse dem Akatholikus, hierüber die Leser dieses Journals genauer zu unterrichten, auch das Gefährliche der von Herrn Sch. so sehr empfohlnen Vereinigung in ihr ganzes Licht zu setzen. Ich begnüge mich, wegen dieses letzten Punkts Herrn Sch. nur zwei Fragen vorzulegen:

1) Ist der römische Lehrbegriff (nämlich in dogmate, nicht bloß in disciplinaribus) nach seiner Meinung verbesserlich? Ist er es besonders in der Lehre von einem einzigen unfehlbaren Oberhaupte der Kirche, oder wenigstens von Unfehlbarkeit irgend einer Anzahl auf Koncilien versammleter Menschen?

2) Ist der römische Lehrbegriff in seinem wesentlichen Dogma unverbesserlich; — was heißt denn die Vereinigung anders, als Bekehrung der Protestanten zum Papstthum?

Herr Sch. muß diese Fragen deutlich und ohne Winkelzüge beantworten.

Die

Die Aeußerung des Akatholikus, daß Protestanten eher mit Sicherheit Juden, Mahometanern und Naturalisten ihre Kirchen zum Gebrauch einräumen könnten, als Katholiken — mag freilich Herr Sch. sehr in Verwunderung setzen, — ist aber sehr wahr. Der Grund davon ist dieser: weil keine der andern Partheien so schlechterdings nach ihrer eigenthümlichsten Grundlehre, zur Bekehrung und, wenn diese nicht im guten fortgeht, zur Verfolgung und Unterdrükkung der Andersdenkenden verpflichtet ist, — als die Römische. Wem es heilige Pflicht ist, nicht zu dulden, dem kann der Staat, (nicht aus Wiedervergeltung, sondern aus Nothwehr —) nie eine unbeschränkte Duldung bewilligen. Wer (wie der Pabst nach Herrn Sch. eigner Meinung) nur deshalb darauf Verzicht thut, uns das unsre zu nehmen, weil er die Unmöglichkeit davon einsieht, — der muß immer in dieser nur allein unser Eigenthum sichernden Unmöglichkeit erhalten werden.

Und nun habe ich noch eine Bitte und eine Erklärung an Herrn P. Schorenstein. Jene ist, daß er mit dem versprochnen ganz umständlichen Berichte der Greifenhagner Geschichte ja nicht zurükbleiben möge. Sein Freund mag Lust haben ihn zu hören oder nicht, da Herr Sch. sich einmal auf Erklärungen in dieser Sache eingelassen; so erfordert nun auch seine Ehre über dies

sen speciellen, und, wie er bis itzt da liegt, die Besorgnisse des Akatholikus so sehr bestätigenden Vorfall — alles nur zu erwartende Licht zu verbreiten, das er als Hauptperson bei der Geschichte so leicht geben kann, wenn er will.

Meine Erklärung ist diese: wenn Herr P. Schorenstein diese meine und etwa künftige Erinnerungen des Akatholikus und seines Anhangs — wie er sich merken läßt — nicht beantwortet: so werde ich glauben, daß es ihm gefalle, den heil. Vater in Rom nachzuahmen, und nur deshalb auf den Umsturz unsrer Gründe Verzicht zu thun, weil er die Unmöglichkeit einsieht, diesen Umsturz zu bewirken.

N. den 17. December
1784.

Ihm.
Anhänger, des Akatholikus
Toleranz.

6.

Ueber Judenkolonien.

An

Hrn. Geheimen-Rath Dohm.

Sie haben in Ihrem Werke über die bürgerliche Verbesserung der Juden ausdrüklich geäußert, daß Ihnen die Bemerkungen eines jeden, dem Wahr-

Wahrheit und Menschheit am Herzen liegt, willkommen sind, und da der Gegenstand, den Sie behandeln, nicht bloß wissenschaftlich, sondern Volkssache ist, so bin ich versichert, daß schon allein der Antheil, mit dem ich Ihre menschenfreundlichen Vorschläge ergriffen und beherzigt habe, mir in Ihren Augen Beruf giebt, einige Ideen, die mir dabei entstanden sind, vorzutragen. Diese betreffen nicht Zweifel gegen Ihren Plan: denn mich dünkt, Sie haben bis zu der in solchen Dingen möglichen Anschaulichkeit dargethan, daß Menschenliebe und wahres Staatsinteresse, die nach einem sehr schönen und wahren Grundsatze Ihnen eins sind, die bürgerliche Verbesserung der Juden fordern, und es muß itzt also nicht mehr von seiner Ausführbarkeit, sondern von näherer Bestimmung der Art, wie, die Rede sein. Dazu nun glaube ich würde der Entwurf Ihres Korrespondenten Seite 119 im 2ten Th. daß man Anfangs besondre jüdische Kolonien anlegte, mit Anwendung der von Ihnen vorgeschlagenen Mittel, vorzüglich zweckmäßig sein. Nur nicht blos städtische, sondern auch, und vorzüglich, Dörfer.

Die Gründe warum ich glaube, daß man Anfangs die bürgerlichen Gerechtsame der Juden wenigstens größtentheils auf gewisse Kolonien derselben einschränken müßte, und nicht der ganzen zerstreuten Nation sie ertheilen könnte, sind folgende.

Wenn von der Moralität der Juden im Allgemeinen die Rede ist; so thut man ihnen freilich Unrecht, wie der vortrefliche **Moses Mendelssohn** bemerkt, wenn man Betrügerei und Unredlichkeit als die einzigen Laster anerkennt, ohne dagegen ihre Mäßigkeit und Industrie u. s. w. in Rechnung zu bringen. Wo es aber darauf ankömmt, nach welchem Maaß die Regierung die bürgerliche Sittlichkeit der Menschen zu schätzen hat, um sie darnach zu behandeln, da müssen solche Laster, wodurch die Pflichten gegen andre geradezu verletzt werden, vorzüglich in Rechnung kommen, weil sie die Beobachtung und Verletzung der Selbstpflichten, wenigstens bis zu gewissen Graden, der Freiheit eines jeden überlassen muß, und diese also nicht zu ihrer Kognition gehören. In dieser Rükksicht thut man also der Nation (denn von einzeln vortreflichen Männern dieser Nation, deren geistige Ausbildung und moralische Veredlung durch besondre Umstände begünstigt ward, kann hier die Rede nicht sein) nicht Unrecht, wenn man sie in dem Zustande, worein sie itzt leider durch den bisherigen Druk gesetzt ist, für im Ganzen bürgerlich unsittlicher hält als die übrigen Unterthanen. Denn daß das Ganze der Nation wirklich gegen die übrigen Bürger weniger redlich gesinnt sein muß als diese gegen einander, folgt, ohne daß ich mich auf Thatsachen einlassen darf, schon a priori aus ihrer bisherigen Behandlung,

da

da man unmöglich annehmen kann, daß ſie aus lauter ſo vorzüglichen Menſchen beſtehen ſollte, die, troz der bisherigen Herabwürdigung unter die übrigen Unterthanen dieſen an Sittlichkeit und Geſinnung gleich geblieben ſein ſollten. Aus dieſem Geſichtspunkt alſo allein, und nicht, als würden ſonſt erworbne Rechte der bisherigen Bürger dadurch gekränkt, (wie Sie S. 171 im 2ten Th. widerlegen) träte man dieſen zu nahe, wenn man den Juden, ohne Unterſchied, ſo wie ſie itzt ſind, Bürgerrechte ertheilte, ſie dadurch in täglichen Verkehr und nähere Gemeinſchaft mit den übrigen Unterthanen brächte, und dadurch neue Strafgeſetze, und noch mehr allgemeine Unredlichkeit vorausſetzende Verordnungen nothwendig machte, wodurch die allgemeine Sittlichkeit ohnfehlbar ſo leiden würde, wie ehemals der unbefangne deutſche Sinn durch Einführung der römiſchen Kautelen gelitten hat. Ich trage um ſo weniger Bedenken, eine uneingeſchränkte plözliche Gleichmachung der Juden für nicht rathſam zu halten, da auch Sie, der Sie dieſe Materie ſo tief durchgedacht haben, ſie nicht zur nothwendigen Bedingniß ihrer bürgerlichen Verbeſſerung machen, ſondern Selbſt Einſchränkungen und Ausnahmen billigen. Ich glaube daher um ſo mehr, daß die durch vorläufige Einrichtungen gewirkte Verbeſſerung einzelner Juden und verhältnißmäßig der ganzen Nation mit ihrer Gleichſtellung gegen die übrigen Bürger nach Graden fort-

schreiten muß, weil man so den Gang der gemach wirkenden Natur folgt, und eine Revolution vermeidet, deren Folgen sich doch nie vorher ganz sicher berechnen lassen.

Daß es unverzeihliches Vorurtheil wäre, die Juden für eine aller politischen Verbesserung unfähige Nation zu halten, davon müssen Sie jeden unpartheischen Leser überzeugt haben; aber Sie sagen auch sehr richtig, daß in jedem speziellen Falle die Erfahrung die beste Art, wie die dazu dienlichen Mittel anzuwenden und zu gebrauchen sind, lehren und berichtigen werde, und diese Erfahrungen werden uns dergleichen Versuche mit einzelnen Kolonien geben, eh man durch Unternehmungen im Ganzen zu viel wagt. Daß mit den letzteren gleich anzufangen, zu viel gewagt sein würde, dünkt mich unter andern daraus sehr einleuchtend, daß man von keinem Menschen, man kenne ihn in seiner itzigen Lage noch so genau, gewiß vorher sagen kann, wie er sich unter gewissen veränderten Umständen verhalten werde, und daß der beste theoretische Pädagog immer erst durch Versuche und Beobachtungen seinen Zögling zu erforschen hat, eh er den Plan der Erziehung entwirft, und sollte dies bei der Erziehung ganzer Nationen durch Gesetze weniger nothwendig sein?

Auch würde auf diesem Wege ein Hinderniß, das in uns liegt, weggeräumt, das sonst leicht die größte Schwierigkeit sein dürfte. Durch plötzliche

Ver-

Vermiſchung der Juden mit den übrigen Bürgern würde wahrſcheinlich das drükkende ihrer Lage nicht aufgehoben werden; ſie würden von dieſen nach dem eingewurzelten Vorurtheil doch nicht als Brüder, von einem großen Theil der Obrigkeiten mit dieſen doch nicht gleich behandelt werden, und dawider könnten ſie die ſtrengſten und weiſeſten Verordnungen nicht ſchützen. Was vermögen dieſe gegen Vorurtheil und eh der Geiſt ihrer Ausführung in der Nation gereift iſt? Wie wenig man hoffen kann, dies auch bei dem aufgeklärteren Theil durch Vernunftgründe allein, und ohne die hinzukommende Macht der Zeit und Gewohnheit zu wirken, davon geben mancherlei Urtheile über Ihre Schrift ein auffallendes Beiſpiel. So lange alſo das Ganze der Nation die Juden noch für eine ſchlechtere Menſchenart, und ſich durch ihre Gleichmachung beleidigt hält, ſo lange das Vorurtheil wider ſie noch in den Herzen des größten Theils der chriſtlichen Obrigkeiten und der das Volk lenkenden Geiſtlichkeit herrſcht, ſo lange iſt es unmöglich, ſie durch Geſetze allgemein vor Unterdrükkung zu ſchützen, weil man den innern Gehalt menſchlicher Handlungen, Ton und Geberden nicht vor Gericht führen kann, und da im gegenwärtigen Fall der größte Theil der itzt aufgenommenen Juden unläugbar nicht die nöthigen Bürgers-Fähigkeiten mitbrächte; ſo würde ſogar ſolchen Bedrükkungen ſelten ein Schein des Rechts fehlen, und es wäre zu befürchten, daß ſo ihre

Sache noch weiter zurükgebracht würde, als sie itzt steht. Denn bei so fortdauerndem Druk, neben welchem wohl noch gar ein Theil ihrer Anhänglichkeit unter sich verlohren ginge, die doch ihrem Karakter wenigstens Konsistenz giebt, würde ihre politische Verbesserung nicht allein nicht bewirkt, sondern es mögte auch leicht eine Regierung, durch diese Schwierigkeiten ermüdet, nun ihre Unfähigkeit zur Verbesserung durch Erfahrung bestätigt glauben, wie sie manche schon a priori, der Vernunft und Menschennatur zuwider, angenommen haben. Daß man durch eine solche Befürchtung der Menschheit nicht zu viel thut, darüber belehrt uns der Erfolg so mancher Toleranz-Edikte, und wenn wir gleich mit wahrem patriotischen Stolze sagen können, daß es wohl kein Land giebt, wo so viel ausgebreitete Aufklärung ist, als bei uns; so frage ich Sie doch, ob Sie wohl dafür stehen mögten, daß selbst bei uns die obigen Schwierigkeiten gar nicht statt finden sollten.

Unfehlbar würden sie aber gehoben werden, wenn man Anfangs einzelne Judenstädte und Dörfer anlegte, in denen jüdische Bauern und Bürger gezogen würden, die mehr als alles Predigen lehrten, daß der Segen des Fleißes nicht an gewisse Meinungen gebunden ist, und die Saat, von jüdischer Hand ausgestreut, nicht minder fruchtbar ist; wodurch vielleicht auch manche Regierung sich erst überzeugen würde, daß ihr ein Jude mit wirklicher

politischer Existenz mehr werth sein muß, als einer, der dafür bezahlt, ohne sie eigentlich zu haben. Die Regierung könnte auch zuverläßiger hoffen, daß in solchen einzelnen Kolonien ihre Maaßregeln befolgt und ihre Zwekke erreicht würden, weil sie einer nähern Aufsicht fähig wären. Auch in Ländern, wo die Zünfte noch mächtig sind, würden die Schwierigkeiten dadurch gemindert, daß die Zünfte auf diese neu angelegten Städte und Dörfer kein erworbnes Recht hätten. In der Folge verstattete man denn einzelnen in diesen Kolonien gebildeten, schon mit Bürgerrechten versehnen und an sie gewöhnten Abkömmlingen dieser Juden, die schon vom itzigen Juden nichts mehr, als den (und wahrscheinlich auch schon modificirten) Glauben hätten, sich in benachbarten Gegenden, die schon mit den Kolonien in Verkehr standen, niederzulassen, und behielte so endlich die völlige Gleichmachung, folgenden Generationen, denen man so vorgearbeitet hätte, vor. Vor der Hand wären dann auch nur die mit Bürger- und Bauerrechten versehnen Kolonisten-Juden von den höheren Abgaben zu befreien, die handelnden aber darunter zu lassen, um desto mehr dazu zu reizen. Auch hätte man bei solchen Kolonien den Vortheil, daß man für dieselben jüdische Geistliche wählen könnte, deren sich sicher fänden, die einsichtig genug wären, ihre Gemeine, wie der holländische Rabbine es mit den auf der Flotte dienenden that, von Religions-

gebräuchen zu dispensiren, die wirklich lästig und nachtheilig wären. So würde eine Schwierigkeit gehoben, die man sehr in Anschlag bringt, und auf eine Art, daß sie nicht unmoralische Leichtsinnigkeit gegen die Vorschriften der Religion überhaupt wirkte.

Endlich glaube ich nicht mit Ihrem Korrespondenten, daß es nöthig wäre, den Christen überhaupt das Bürgerrecht in den jüdischen Kolonien zu versagen, sondern es würde vielmehr rathsam sein, einige gutgewählte Freiwillige darin aufzunehmen, weil sich nicht zu allen nöthigen Gewerben gleich Juden finden mögten, und dadurch beide Nationen noch mehr Gelegenheit hätten, sich an einander abzuschleifen. Außer der Anlegung solcher Kolonien, und der von Ihnen vorgeschlagnen zweckmäßigen Einrichtung ihrer Erziehungsanstalten, wäre es ja dem Staate auch ohnehin unbenommen, einzelnen vermögenden und großhandelnden Juden, die schon bis dahin wegen ihres besseren Zustandes nicht mehr so unter dem allgemeinen Druk gelitten, durch besondre Privilegien das Bürgerrecht für sich und ihre Nachkommen zu ertheilen, so wie schon an manchen Orten einzelnen Juden durch besondere Privilegien Gerechtsame der Christen gegeben werden.

Ob dieser anfänglich fortdauernde nur durch Ausnahmen allmälig zu hebende politische Unterschied zwischen Juden und Christen nur in Ansehung der Polizeigesetze statt finden dürfte, die

Gesetze

Geſetze aber, wonach Privat-Streitigkeiten entſchieden werden, ſie ſchon itzt völlig gleich ſetzen müßten, wird doch wohl jedem, dem viel jüdiſche Händel vorgekommen ſind, ſehr bedenklich ſein. Ich würde es für rathſamer halten, nur dem mit Bürgerrecht verſehnen Juden, gleiche Eides- und Zeugnißfähigkeit mit dem Chriſten zu geben. Der Jude würde daraus lernen, daß das Mißtrauen der Geſetze nicht auf ſeinen Glauben, ſondern auf ſeinen Trödelhändlerſtand gegründet ſei, es würde ihm dieſen gehäßig machen, ihn lehren, das mißtrauiſch verſchlagne Weſen abzulegen, das man ihm ſo ſehr vorwirft. Auch hätte der Jude, der aus ſeinem bisherigen Stand in bürgerliche Gemeinſchaft träte, dieſe Vorkehr der Geſetze nur am nöthigſten, der Wucherer und Schacherer weiß ſich ohnehin zu dekken, und würde dadurch nicht beſſerer Bürger.

F. von Schuckmann.

7.

Beitrag zur Geſchichte itziger geheimer Proſelytenmacherei.

(Auszug eines Schreibens aus **.)

Da ich mich beinahe drei Monat im Reiche, und beſonders in Schwaben und in verſchiedenen am Rhein belegenen Provinzen, meiner Geſchäfte wegen

wegen habe aufhalten müssen, und Gelegenheit gehabt habe, mit Leuten von allen Ständen umzugehn; so habe ich mit wahrem Erstaunen bemerkt, daß sich in nicht wenig protestantischen Ländern der **Katholicismus**, und zwar der **von der gröbsten Art**, eindrängt. Man fängt auch schon hin und wieder **öffentlich** an, es zu merken; und kann sich nur nicht erklären, wie es zugeht, und kann sich nur gar nicht vorstellen, wie so etwas im achtzehnten Jahrhundert möglich ist. Allein dies Werk der Finsterniß wird auch sehr in geheim getrieben, hat aber itzt schon Folgen, wovon sich Niemand, der die Umstände nicht weiß, einen Begrif machen kann. Verlarvte katholische Geistliche schleichen herum, und suchen allenthalben die Begriffe ihrer Kirche auszubreiten. In Gegenwart eines meiner Bekannten entfuhr noch im Monat Julius d. J. einem Dominikaner zu Frankfurt am Main die Aeußerung: „Wir haben viele **heimliche Glieder unsers Ordens** in **Dännemark, Schweden**, und **Rußland**.“ *) Ich weiß aus zuverläßigen Nachrichten, daß **Franziskaner** und **Minoriten**, ganz **in bürgerlicher Kleidung**, nach **Holland gehn**, und, mit vielerlei **Dispensationen** versehen, das Bekehrungsgeschäft nicht ohne Erfolg treiben. Die

Jesuiten

*) Wie auch **Passionei** in vertrauter Gesellschaft ähnliche Dinge von **Holland** sagte. B. Monatsschr. B. IV. S. 187. A. d. H.

Jesuiten unvergessen, die man allenthalben, in allen Arten von Kleidungen antrift. Wer die geheime Kanzlei des Monsignor Borgia, Sekretärs der Kongregation de propaganda fide in Rom, durchsuchen könnte; würde darin gar feine Nachrichten von Deutschland und von den nordischen Reichen finden. — Mit unglaublichem Eifer wird daran gearbeitet, vielen protestantischen großen Herren Neigung zum Katholicismus beizubringen; und es sind nicht wenige, bei denen dies nur allzusehr gelungen ist. Es giebt auch schon hin und wieder, sonderlich im Reiche, Protestanten von mittlern Stande, welche wirklich heimliche Katholiken *) sind, und vom Papste Dispensation haben, es vor der Hand noch heimlich zu halten. Ja es giebt sogar wirklich schon protestantische Prediger, welche heimliche Katholiken sind. Ich selbst

*) Es ist ein unstreitiges Faktum, daß vor einigen Jahren ein Jude aus Breslau, dem man in Polen ein wichtiges Geschäft unter dem Vorwande rückgängig machen wollte: weil er ein Jude sei, — nach vielem Wortwechsel, zum großen Erstaunen der Anwesenden, aus seiner Schreibtafel ein Zeugniß hervorzog: daß er vor 6 Jahren katholisch getauft sei, und vom Papste Dispensation habe, es heimlich zu halten, und nach wie vor öffentlich als Jude zu leben. Kann sich der Papst dieses bei Juden erlauben, so wird er es auch bei Protestanten thun, wenn es ad majorem Dei gloriam, das heißt: zu sicherer Ausbreitung des Papstthums, nöthig ist. Anm. d. Einsenders.

selbst habe einen durch Schriften bekannten protestantischen Gottesgelehrten besucht, von welchem es beinahe schon öffentlich gesagt wird, daß er nicht nur den Jesuiten affiliirt, sondern selbst ein Jesuit von der vierten Klasse ist, von der Klasse, welche das Gelübde thun muß, sich zu Missionen brauchen zu lassen. Dies wird der größten Menge Protestanten unglaublich scheinen. Aber darum sind diese Dinge doch wahr, zuverläßig wahr!

Eben so unglaublich, aber eben so wahr, als die Sache selbst, sind die Mittel, welche man anwendet, um die Sache zu Stande zu bringen. Alles wird zu Hülfe genommen: politische Vortheile, Aussichten zur Erlangung gewisser sonst schwer zu erreichender Zwekke, Bestechungen, Versprechungen geheimer Wissenschaften, wornach unser so aufgeklärt sein sollendes achtzehntes Jahrhundert so lüstern ist. Noch — — —

rien dadurch Eingang, daß sie die Gefahr der Freigeisterei recht schrecklich vorstellen, sich selbst aber als eifrige Christen, deren einziger Meister Christus sein soll, angeben. Nun wird viel guter Eifer für die Sache der Religion erwekt, aber besonders wird nur auf den Eifer gedrungen, nicht aber auf deutliche und präcise Begriffe; vielmehr werden die Ideen geflissentlich verwirret, damit man Gelegenheit erhält, katholische Begriffe annehmlich zu machen, und endlich wohl gar unterzuschieben. Dazu giebt die Toleranz den besten Vorwand. Da mißbraucht man den so sehr wahren Satz: daß Christen sich als Brüder lieben sollen; und schiebt dabei die schädliche Meinung unter, daß sie sich gegen die Freigeister (von denen man so gräßliche als unbestimmte Vorstellungen verbreitet) wie gegen gemeinschaftliche Feinde mit Eifer vereinigen, und lieber selbst einander etwas nachgeben, als jene aufkommen lassen müssen. Man arbeitet besonders bei denjenigen gutmüthigen Protestanten, welche den höchsten Werth der Religion in die Gefühle setzen. Man sucht sie noch mehr in dieser Meinung zu bestätigen; weil die schlauen Emissarien, selbst aus der katholischen Politik (zufolge welcher man in den Klöstern durch tägliche Kontemplationen und beschauliche Andachten, die Novizen vom reifen Nachdenken abhält) sehr wohl wissen, daß der Zustand dunkler Gefühle derjenige ist, wo der Verstand

am leichtesten bethöret werden kann. Hier hat der gute Lavater durch die fanatischen und dunkeln mystischen Begriffe, die er bei den Protestanten wieder hat geltend zu machen gesucht, unendlich viel mehr Uebels gestiftet, als er sich je wird vorstellen können, weil er in der That die Welt nicht kennet, und selbst in einem seligen dunkeln Gefühl seiner Einbildungen lebt. Die schleichenden Emissarien nehmen gar zu gern die mystische Sprache an; und ich habe Beispiele, daß sie sich auch die besondere Lavaterische Sprache ziemlich haben zu eigen zu machen gewußt.

Viele gutmüthige fromme Leute sind nicht mißtrauisch und besorgen von Menschen, die sie gleichfalls für gut und gottesfürchtig halten, nichts Arges. Ihnen geht gleich das Herz auf, wenn sie die fromme Sprache vom Gefühle des Christenthums und von Bruderliebe hören. In kurzen wird der Bruderliebe eine Vereinigungsliebe untergeschoben. Da heißt es denn, man muß sich brüderlich mit allen Christen vertragen, man muß nicht auf die weltliche Wortheologie, nicht auf die kalte unthätige Exegese achten, nicht in die grundlosen Moräste trostloser Philosophie *) hineintreten, sondern nur bloß allein auf den

*) Man sehe die Schrift: „Ueber Schwärmerei, Tolerantz und Predigtwesen von Joseph Gedeon ꝛc.“ (1776. 8.) S. 67 und 134. — Dies Traktätchen ist eigentlich schon in die verdiente Vergessenheit zurük-

den Herrn Christum gehen. Wie man dies eigentlich machen solle, wird niemals deutlich gesagt. Alles wird nur in der Region der dunkeln Gefühle gelassen, und statt Erklärung und Anleitung wird alles mit schwankenden Worten ausgedrükt. Da wandelt denn ein solcher gut meinender Mann immer so im Nebelreichen weg, ohne zu wissen was er thut. Bleibt er sich selbst überlassen, so entsteht eben nichts schlimmes daraus: allenfalls verwirrt er sich und einigen Nachbarn ein wenig mehr den Verstand, in welchem vorher schon weder viel Kraft noch Ordnung war; sonst geht bei dieser mystischen Apathie, unter wirklich frommen und gutherzigen Leuten, alles noch so leidlich einher. Sehr viel schlimmer ist es aber, wenn listige Menschen die Sprache des frömmelnden Mysticismus annehmen, und sich unter ehrliche fromme Leute mengen, um dadurch Absichten auszuführen. Aus dann entstehen schreckliche Folgen. — Wie sind davon verschiedene merkwürdige Beispiele bekannt; aber keines ist so arg, als das, was ich itzt erzählen will. Es wird allen denen unglaublich scheinen, die nicht wissen, was für eine Menge gefährlicher Gesellschaften itzt in Deutschland

rüggesunken. Indeß verdient es nachgelesen zu werden, weil es die Gesinnungen gewisser Leute sehr offenbar zeigt, und ihre Handlungsart erklärt. Man hält Herrn Häfeli, Kandidaten der Theologie zu Zürich, einen eifrigen Anhänger Lavaters, für den Verfasser.

vorhanden sind, Gesellschaften, wo man es sich zur Pflicht macht, den Gebrauch der Vernunft abzuleiten, Verflechtung des Teufels vorzustellen, und der blindesten Schwärmerei eine Sanktion zu geben, ja sie zu einer Bedingung der Erlangung höherer vermeinter Stufen zu machen. Wer diese Gesellschaften nicht etwas näher kennt, wird die Wirkungen derselben, wozu diese Geschichte gehört, für unmöglich halten. Dennoch ist die Geschichte, so unglaublich sie manchem scheinen möchte, gänzlich wahr. Aus gewissen Rücksichten verschweige ich noch einige nähere Umstände, welche den ganzen Vorgang in einem viel wahrscheinlichern Lichte zeigen würden. Die Leute, welche in Geheim durch die unverantwortlichsten Mittel ihre Absichten durchsetzen, verlassen sich eben darauf, daß sie ihre Maaßregeln so gut genommen haben, daß man nicht alles entdecken, nicht sie ganz entlarven kann, indem derjenigen, welche als Eifer für die gesunde Vernunft und für das wahre Wohl des menschlichen Geschlechts reden sollte, immer von einer gewissen Seite der Mund verschlossen wird. Aber ich hoffe gewiß, die Zeit wird kommen, daß man ganz und völlig das Geheimniß der Bosheit wird entdecken können, wodurch so viele sonst sehr rechtschaffene Leute auf Wege geleitet und weit fortgeführt werden, die sie nachher bereuen. Vielleicht ist diese Zeit nicht so weit entfernt; denn man merkt, daß die obersten immer unbekannt bleiben wollenden

Eifer-

Stifter und Anführer dieſer Rotte, welche die Stärke und die Schwäche ihrer Intrigue am beſten kennen, und zuverläßig eben ſo feig als hinterliſtig und rachſüchtig ſind, — ſchon ſelbſt einzuſehen ſcheinen, daß ſie nicht ganz unentdeckt geblieben ſind, welches ſie immer ſo ſehr geſucht haben. Sie fangen an, die beleuchtende Fakkel der Wahrheit, die, wie ſie wohl merken, ihnen immer näher rückt, zu fürchten; und daß ſie feig ſind, ſieht man daraus, weil ſie denen, welche jene Fakkel ihnen ins Geſicht halten, unbeſtimmte *) und beſtimmte Drohungen entgegenſehen, — welche aber haſſentlich keinen ehrlichen Mann, der das Gute um des Guten willen liebt, abſchrecken werden.

Die Geſchichte iſt folgende. Der Diakonus ***** in ***, einer Stadt, wo Katholiken und Proteſtanten vermiſcht wohnen, ein ehrlicher, frommer, aber höchſt ſchwacher Mann, hatte ſich aus guter Meinung in die Chriſtustheologie ganz verſenkt, und beſonders von der Genugthuung Chriſti die ungeheure Meinung, einiger Lavaterſchen Schwärmer ſehr liebgewonnen: daß nehmlich durch dieſelbe auch phyſiſche und körperliche Wirkungen an den gläubigen Chriſten noch bis itzt

*) Wer mich verſteht, wird auch gewiſſe Stellen in dem Buche: Tableau des rapports entre Dieu l'Homme & l'Univers verſtehen, einem eben ſo ſchändlichen Buche, als das Des Erreurs & de la Verité, und welches aus derſelben Quelle kömmt.

geſchehen; womit er die eben ſo ausſchweifenden Meinungen von dem ſichtbaren Reiche Chriſti auf Erden, und von der Wunderbraft des Gebets gläubiger Chriſten verband. In dieſen dunkeln und grundloſen Hypotheſen verwirrte er ſich, wie es ſo leicht geſchiehet, jemehr er ihnen nachdachte; und dies um deſtoweniger, da es von den wenigen Begriffen, die er beim Nachſinnen hierüber in ſeinem Kopfe herumwarf, keinen einzigen richtig erörterte, ſondern nur einfältig glauben wollen, was er in der Bibel fände, ohne ſich weder auf exegetiſche Erläuterungen, noch auf philoſophiſche Erklärungen einzulaſſen. Und da glaubte er denn, einfältig genug, ſeine Einbildungen in der Bibel zu finden; weil er die Bibel immer mit Rückſicht auf die ſchon vorher gefaßten unverdauten Grillen las, womit er ſich den Kopf angefüllt hatte.

Dieſer Mann, welcher bei ſeiner Gemeinde ſehr beliebt war, ward, eben deshalb, von heimlichen Miſſionarien als ein Werkzeug, um durch ihn zu wirken, angeſehen, und ſie glaubten mit Recht, ihn leicht gewinnen zu können, weil ſeine fromme Einfalt eben ſo weit von Mißtrauen, als von unterſuchendem Prüfungsgeiſt, entfernt war. Sie wußten ſich ſeiner bald ganz zu bemächtigen, indem ſie zu ihm in der geſalbten Sprache redeten, die der gute Mann ſo ſehr liebte. Je mehr ſie nun ſein Gefühl erhitzt, und ſeinen Verſtand verdunkelt hatten, deſto leichter war es ihnen, von ſeinen

Lieb-

Lieblingsideen auf diejenigen zu kommen, welche sie ihm eigentlich unterschieben wollten. So wußte man ihn, der weder Kirchengeschichte studirt, noch jemals sorgfältig sich um richtige philosophische oder gesunde exegetische Begriffe bemüht hatte, nach und nach mit dem Vorgeben familiar zu machen: daß nicht alles, was den Christen zu wissen nöthig, in der Bibel deutlich aufgeschrieben wäre, sondern daß sich viele Sätze und Nachrichten von den Zeiten der ersten Christen her durch Tradition erhalten hätten. Man kam immer darauf zurük, den Glauben der ersten Christen in unbestimmten, aber sehr hochtönenden, Ausdrükken zu erheben; und: daß itzt jeder wahre Christ trachten müsse, sich zu der Einfalt und dem Glauben jener Erstlinge zu erheben, um die Geistesgaben zu erhalten, mit welchen jene durch die unmittelbare Einwirkung Jesu wären ausgerüstet gewesen. Man offenbarte ihm endlich im anscheinendem engsten Vertrauen: „Es sei noch itzt eine geheime Gesellschaft unbekannter Väter vorhanden, welche seit den Zeiten der ersten Christen in ununterbrochener Folge fortgesetzet worden. Durch dieselbe und ihre unausgesetzte Dauer sei nicht allein die wahre Tradition von den geheimen Kräften, vermittelst welcher Christus und die Apostel Wunder gewirkt hätten, völlig erhalten; sondern es sei auch diese geheime Gesellschaft in dem Besiz eines Theils dieser Wunderkräfte, wodurch sie nicht nur die Natur erkennen, sondern auch mit

Hülfe des Geiſtes oder des geiſtigen Rauchs (אור רוחני גבור), in derſelben die wichtigſten Wirkungen hervorbringen könnten. Dieſe Geheimniſſe aber wären ein heimlicher Schatz der Weiſen, daher ſie nur frommen Chriſten mitgetheilt würden."

Es läßt ſich leicht denken, wie aufmerkſam dieſer ehrlicher aber ſchwacher Mann, welcher von dem Chriſtenthum ſichtbare Wirkungen erwartete, und in frommer Einfalt von der Wunderkraft des Gebets, zur Beſchämung der Ungläubigen, Beiſpiele zu haben wünſchte, — werde angehört haben. Der Eifer des guten Diakonus ward entflammt; er wünſchte ſehnlichſt, in dieſe Geſellſchaft zu kommen, worin ihm auch bald gewillfahrt ward. Man ließ ihn die erſten Stufen ſchnell erſteigen. Bei den folgenden hielt man ihn ſchon länger auf. Man ließ ihn vielerlei Prüfungen ausſtehen, man ließ ihn mancherlei ſogenannte Arbeiten vornehmen, man ließ ihn viele Schriften machen, und das Gebet ward nicht geſpart. Man verwikkelte ſeinen Verſtand immer mehr durch Widerſprüche voll unverſtändlicher abſichtsvoller theoſophiſcher Ausdrükke, von welchen ganze Reden und weitläuftige Abhandlungen zuſammengeſetzt und umhergeſchikt wurden; und welche dem guten Diakonus, je weniger er ſie verſtand, deſtomehr Vergnügen verurſachten. Denn es ward ihm eingebildet: des höchſten Segen von oben ſei über ihn gekommen; und er glaubte wirklich: er empfinde einen ſtar-

starken geistigen Rauch, durch welchen er zum Priester der Natur sei eingeweihet worden. Er vertiefte sich an zwei Jahre lang in diesen thörichten Einbildungen. Nun ward ihm anvertraut: die Gesellschaft sei wirklich im Besitz des wahren magischen Feuers, welches ein Ausfluß der Kraft Gottes sei. Es ward ihm zu verstehn gegeben: dies magische Feuer sei nichts anders, als der heilige Geist, welcher über den Häuptern der Apostel in Gestalt von Feuerflammen sich habe sehen lassen, und durch welchen dieselben so viel Wunder verrichtet hätten. Man vertröstete ihn damit, daß er nun bald zur Kenntniß dieses magischen Feuers gelangen sollte; und man lehrte ihn nach und nach, unter vieler angeblichen Behutsamkeit und Vorsicht, die großen Worte Emhimphoreth und Chexaphchaphiat kennen.

Ehe er aber bis dahin gelangte, hatte man ihn in einer ganz außerordentlichen Versammlung, wozu er vorher mit Fasten und Beten war vorbereitet worden, nach vielem Gebete und Seufzen des Vorstehers, — eröfnet: „daß Niemand, als „wer im Glauben den ersten Christen gleich, und „daneben ein rechtmäßig geweihter Priester der „Kirche sei, zu dem vollkommnen Genuß dieser „Geheimnisse gelangen könne". Man legte ihm, unter dem Siegel unverbrüchlicher Verschwiegenheit, Zweifel vor: daß in der protestantischen Kirche, obgleich so viel von Geistesgaben auf sie

gekommen sei, dannach die Priester nicht eine gültige Weihe haben könnten, weil ihre Weihe nicht von den Aposteln abstammte. Man stellte ihm vor, daß hingegen in der katholischen Kirche diese Abstammung in ununterbrochener Folge da sei. — Man wußte sich bei diesem Vortrage, (welcher den guten Diakonus sichtbarlich befremdete und bekümmerte) sehr listig zu benehmen. Man gab anfänglich der protestantischen Kirche sehr viel Lobsprüche. Man sagte: daß die Heilsgaben in derselben zu dem gewöhnlichen Glauben der Christen sehr wohl hinreichend wären; daß man aber zur Kenntniß des Innern der Natur nicht anders als durch das magische Feuer gelangen könne, welches nun einmal durch die ununterbrochen fortgesetzte Weihe bei den Priestern der katholischen Kirche geblieben sei, und auf andere Art nicht habe bis ihr können fortgepflanzt werden. Zugleich hab man ihm aber hinterlistiger Weise zu verstehen: es sei doch auch für die Mitglieder der protestantischen Kirche möglich, dazu zu gelangen. Die Priesterweihe enthalte keinen Glaubensartikel, sondern sei eine bloße, obgleich höchst kräftige Ceremonie. Man zeigte ihm die Möglichkeit an, daß er von einem mit den Seinigen verbundenen katholischen Bischof, welcher von ihm ganz und gar sein Glaubensbekenntniß annehmen würde, rechtmäßig könne zum Priester geweihet werden. Man versicherte ihm, daß er da-

bei

bei als eben so guter Protestant bleiben könne, als vorher; wovon man ihm verschiedne Beispiele protestantischer Prediger, namentlich — Gott weiß, ob mit Recht oder mit Unrecht — anführte. Nachdem man seine Grundsätze auf diese Art schon wankend gemacht hatte, stellte man ihm vor, um ihn zum völligen Entschluß zu bringen: es werde dadurch sogar der protestantischen Kirche ein Dienst geleistet. Denn sie könne ja im Grunde nichts von dem verlieren, was sie vorher gewesen; und gewinne viel an innerer Stärke, wenn auf solche Weise die rechtmäßige Priesterweihe in sie übergetragen würde. — So ward dieser Mann endlich dahin gebracht, sich ganz insgeheim die sieben katholischen Weihen geben zu lassen. Man hatte sich seiner Einbildungskraft dermaßen bemächtiget, daß er glaubte, nunmehr bei Austheilung des heil. Abendmahls an sich und andern eine ungewöhnliche geistliche und körperliche Wirkung zu verspüren. Er faßte, aus herzlich gut gemeinter Absicht, nunmehr mit verdoppeltem Eifer den Entschluß, blos Christum zu suchen, und ihn sowohl unter den Katholischen, zu denen er vermöge der geheimen Weihe, als unter den Protestanten, zu denen er vermöge seines öffentlichen Amtes gehörte, zu verbreiten. So kam er ganz natürlicher Weise auf die Idee der Vereinigung der Religionen, in welcher man ihn auf alle Art zu bestärken suchte. Sein

gesunder Verstand ward itzt so völlig verstimmt, daß er, ohne vernünftige Rücksicht auf das was er that, hinträumte; und wenn ihm zuweilen Zweifel aufstiegen, so unterdrükte er sie sogleich zu folge des blinden Gehorsams, der ihm gleich im Anfange war empfohlen worden.

Indessen ward er nunmehr durch einen unvermutheten Zufall aus seinem Träume aufgeweckt. Er war nicht der einzige Novitiate seines Ordens, der in diesen geheimen Orden aufgenommen worden, welcher seinen Jüngern so große Dinge in einer wichtigen Tabelle, als eine Lokspeise — als ein Aas um Adler zu versammlen — vorlegt, sie immer durch dunkle Anspielungen in großer Hofnung hinhält, indessen seine eigenen Absichten durchsetzt, und seinen Anhängern nichts gutes giebt, als eine sehr weitläuftige Korrespondenz mit den hinter dem Berge haltenden Obern, welche die bei jeder Stufe immer zunehmenden Aufnahmegebühren ohne Abzug einstreichen. Man hatte die übrigen Neophyten eben so behandelt, wie ihn, jedoch mit einiger Verfeinerung. Denn dieser Orden, bei dem das, was er für ein sehr wichtiges Material ausgiebt, in Absicht seiner selbst nichts als ein leeres Formale ist, das den Leuten nur deswegen den Kopf mit allerlei Vorspiegelungen anfüllt, damit des Ordens Absichten desto zuverlässiger erreichet werden können, — weiß sich sehr wohl nach den Umständen zu richten,

und,

und, nachdem der Mann ist, nach dem geht er mit ihm um. Dies ist desto leichter thunlich, da immer weiß, was mit dem andern vorgeht; wozu gleich von Anfang an die erste Einrichtung mit sehr großer Schlauigkeit gemacht worden ist. Indeß wird die Hinterlist leicht entdeckt, wenn irgend einmal ein denkender Kopf dazwischen kömmt, welcher sich mit bloßen Worten nicht will abspeisen lassen. So hatten sich auch hier schon einige Mitglieder gefunden, die sich gegen einander beklagt, und ihre Zweifel sich wechselseitig mitgetheilt hatten; dabei einer dem andern entdeckte: wie man mit ihm umgegangen war, was man ihm zugemuthet, und was er gethan hatte, welche Anfragen geschehen, und was für Antworten erfolgt waren. Ihre Zweifel hatten sie indeß nicht öffentlich gesagt, sondern mit einander abwarten wollen, was endlich aus der Sache werden würde. Und auf diese Art waren sie immer fortgeschritten, ohne daß man ein Mißtrauen in sie gesetzt hatte. — Endlich ward einmal eine außerordentliche Versammlung einiger Auserwählten anberaumt, wo sie, nach einer künstlichen Einleitung, eröfnet ward: es sei ein Befehl der Obern eingelaufen, daß jedes Mitglied dieser Versammlung ein von jenen überschicktes Ordenszeichen insgeheim auf der bloßen Brust an einem Bande tragen sollte, theils um sich bei gewissen Gelegenheiten einander zu erkennen, theils um es als Symbol der höhern Wis-

senschaf-

ſenſchaften, in welchen ſie ſollten eingeweiht werden, zu betrachten. Dies Ordenszeichen ward ausgetheilt; und ſiehe da! es war ein Mariens bild; mit magiſchen Characteren umgeben. Ueber Mariens Haupte war die Sonne, und ſie ſelbſt ſtand auf einem halben Monde; beinahe ſo wie ſie in katholiſchen Ländern auf den Säulen der unbefleckten Empfängniß, welche die Jeſuiten an ſo vielen Orten haben aufrichten laſſen, pflegt vorgeſtellt zu werden.

Hier riß einem jungen edlen Mann, der ſchon lange ſeinen Unmuth in ſich verborgen hatte, die Geduld. Er ſagte dem Vorſteher gerade zu: „daß „man endlich gar nicht abſehen könnte, wozu ſo „ſehr viel verkehrte Dinge dienen ſollten, wenn ſie beſtändig aufgehalten würden, indeſſen die „Obern noch nichts von den vielen nonnöſen Anſprachungen, welche ihnen zu verſchiedenen Zeiten gethan worden wären, gehalten hätten. Die „Sache würde nunmehro ſo arg, daß es ſchiene, „man wolle nicht bloß einen ſchändlichen Betrug „zu ſpielen fortfahren; ſondern ſelbſt dies neue „Ordenszeichen vermehre den gerechten Verdacht, „daß weit aufſehende unlautere Abſichten im Hinterhalte verborgen lägen.“ Er redete darauf namentlich den Diakonus auf eine ernſthafte Weiſe an: „Ob er ſich nicht ſchäme, daß er, als ein „proteſtantiſcher Prediger, ſich zu ſo vielen „Affenſpeereien habe brauchen laſſen, welche ſo ſtark

nach

nach dem Katholicismus schmekten? Er verlange von ihnen, „daß er gerade heraus seine Meinung sagen solle, was es mit diesem neuen Kunstfeuer für eine Bewandniß haben könne, und was dahinter verborgen sein möge.“ — Der Diakonus war zwar ein schwacher, doch ein ehrlicher Mann, und war selbst bei Erblikkung dieses katholischen Bildes ein wenig befremdet gewesen. Da nun in ihm gedrungen ward, so gestand er, daß ihm allerdings dieses Bild der Jungfrau Maria unschiklich scheine, und er nicht recht wisse, was er dazu sagen solle. Der brechte katholische Vorsteher nahm zwar sogleich das Wort, und wollte sich, wie sonst geschehen, theils auf den Willen der hochweisen und hochbeleuchteten Obern beziehen, theils sich mit einer lahmen Anspielung durchhelfen, indem er ihnen zu Gemüthe führte, was ihnen über die jungfräuliche Erde sei mitgetheilt worden, als sie die Einweihung zu Priestern der Natur empfangen hätten. Aber es half nichts; die Mißvergnügten hatten zu laut und zu deutlich geredet, und die Versammlung ging in ziemlicher Unordnung auseinander.

Nun ward von den listigen Vorstehern mit Eifer gearbeitet, um bei jedem einzelnen Mitgliede, theils durch Vorstellungen theils durch Drohungen theils durch Belohnungen, das Mißvergnügen zu dämpfen; aber es gelang nur bei wenigen. An dem Diakonus erhielten sie am ehesten, weil sie

ihn

ihn brauchten, und weil ihnen des Einfluß wohl bekannt war, den ihm sein unbescholtener Lebenswandel bei seinen Mitbürgern gab. Um sich seiner noch mehr zu versichern, suchten sie ihn noch näher mit sich zu verbinden; indem sie ihn mit dem Herrn Sabaoth bekannt machten. Aber ob ihm gleich seine Neigung unwiderstehlich zu dunklen mystischen Dingen hinriß; so hatten doch einige mißvergnügte Brüder so deutlich und so eifrig mit ihm geredet, und hatten ihn so stutzig gemacht, daß ihm die Schuppen von den Augen fielen, und er zurück sah, wie vielerlei unbedachtsame Schritte er seit zwei Jahren gethan hatte. Er fing an sich zu schämen, und, weil er ein redlich ehrlicher Mann war, der in der That alles in der besten Absicht gethan hatte, so fing er an sich sehr zu bekümmern, und sich über seine gethanen Schritte Gewissensvorwürfe zu machen. Und doch wußte er nicht, wie er aus der Verbindung, in der er so lange gewesen war, los kommen sollte. Sein Gram darüber verursachte ihm ein heftiges hitziges Fieber. Im Paroxysmus sagte er vor einem seiner Verwandten und besten Freunde, der ihm in der Krankheit beistand, viele Dinge aus, die er sonst vor allen Menschen würde geheim gehalten haben. Der Verwandte gerieth in Erstaunen, da er auf dem Hüthe des Kranken die Tonsur bemerkte, und in seinen itzt unverschlossenen Papieren eine Menge höchst bedenkliche Korrespondenzen

zen

zen erblickte. Nachdem der Kranke genesen war, so konnte jener nicht umhin ihn zu befragen, was denn die Tonsur und verschiedene andere Sachen, die er gefunden hätte, bedeuten sollten. Dem Diakonus war durch den harten Stoß, den er erlitten hatte, das Blut abgekühlet; seine erkrankende Einbildungskraft fing an, dem Verstande Raum zu geben; er gestand seinem Freunde einen Theil seiner Fehler, und bereute sie. Die Sache hatte außerdem eine sehr sonderbare Wendung genommen, und die List der Vorsteher hatte sie dennoch aus der Schlinge zu ziehen gewußt. — — Hier wären Nachrichten hinzu zu setzen, welche aber dem Papiere anzuvertrauen itzt noch nicht rathsam ist.

Ich will weiter nichts zu der Erzählung dieses merkwürdigen Vorfalls hinzusetzen, sondern will jedem redlichen Mann unter den Lesern überlassen, darüber zu urtheilen. Es ist so mancher wirklich fromme und rechtschaffene Mann unter uns, welcher aus bester Meinung die Religion durch alle Mittel befördern will. Ich ehre und liebe solche Leute, auch wenn sie solche Mittel und solche Art des Vortrags wählen, die meinen Einsichten nicht gemäß sind. Lavater und Claudius sind unter dieser Zahl. Aber es kann doch wohl nöthig sein, sie zu erinnern, daß dunkle mystische Worte, deren rechte Bedeutung niemals erforscht werden, auf Wege leiten können, die sie gewiß nicht haben gehen wollen. Es ist

wohl

wohl nöthig, sie zu erinnern, daß man bei hellem Lichte den Weg besser sehen kann, den man wandelt, daß auch die Vernunft ein Geschenk Gottes ist, und daß Religion mit derselben nicht streiten, sondern vielmehr mit derselben in edler Harmonie bleiben müsse.

8.

Ueber die Begräbnisse in den Kirchen.

Nichts ist schwerer als ungereimte Gewohnheiten, die ein Alter von mehrern Jahrhunderten ehrwürdig gemacht, mit bloßem Räsonnement auszurotten. Aber die Sache wird unendlich schwerer, wenn diese Gewohnheiten durch irgend ein Band mit religiösen Ideen zusammenhängen. Wie lange und wie oft hat man nun nicht schon vergebens gegen die schädliche Gewohnheit, Leichen nicht bloß innerhalb den Städten, sondern sogar in den Kirchen zu begraben, geeifert! Wie oft hat man auf die Gefahren aufmerksam gemacht, mit denen die wenige der versammleten Menschen ohnehin schon nicht reine, nun aber gar durch die faulen Ausdünstungen moderner Körper verpestete Luft in der die meiste Zeit verschlossenen Kirche der Gesundheit drohe, und wobei der Andächtige gerade am meisten

mgiſten zu beſorgen hat, je mehr er ſeine Aufmerkſamkeit von äuſſern Gegenſtänden abzieht, und beim eifrigen Geſang jedesmal einen Strom unreiner Dünſte in ſich hineinſingt, oder bei einer frommen Rührung hineinſeufzt.

Man ſollte glauben, es ſei auch dem einfältigſten Menſchen begreiflich zu machen, daß es eine Ungereimtheit ſei, das ſogenannte Gotteshaus zu einer Todtengruft zu machen, ſei's nun, daß man die Leichen unmittelbar in dem Fußboden der Kirche verſcharrt, oder dieſe mit Gewölben unterminirt, oder wol gar (wie in Berlin bei mehrern Kirchen) mit den Sitzen der Gemeine parallel eigne Zimmer in der Kirche zur Aufbewahrung der hier übereinander gethürmten Leichen anlegt. Man ſollte glauben, der gemeinſte Menſch müſſe begreifen, wie leicht durch die faulenden Ausdünſtungen Krankheiten der gefährlichſten Art verurſacht, und ſchnell und epidemiſch verbreitet werden können, wovon man nur zu häufige Beiſpiele hat, und daß es widerſinnig ſei, dem Todten für baare Bezahlung das Privilegium zu tödten zu geben. Aber der Kampf gegen Gewohnheit, Eitelkeit und religiöſe Vorurtheile, die hier verbündet ſtreiten, iſt ſchwerer als Herkules Kampf gegen die hundertköpfige Hydra. So lange vornehmlich ſo viele Prediger durch ihr eignes Beiſpiel dieſe abſcheuliche Gewohnheit autoriſiren, und, ſei es aus Stolz oder aus Mangel an Einſicht, die Beerdigung in der Kirche

als anständiger für sich ansehen; und dadurch auch bei manchen schwachen aber eiteln Laien das Verlangen hervorbringen, lieber an der Seite ihres Beichtvaters, als mitten unter dem unheiligen Pöbel zu verwesen; so lange, sage ich, so viele Prediger diesen Luxus begünstigen, statt öffentlich als Lehrer des Volks gegen ihn zu eifern, welches er gewiß mit weit mehrerm Rechte verdiente, als andre Arten des Luxus, gegen die öfters gepredigt worden, und durch welche der Eitle höchstens sich selbst ruinirt, dagegen die Folgen des Luxus, in der Kirche verwesen zu wollen, lediglich andre ganz schuldlose Menschen treffen — so lange wird freilich das Vorurtheil, daß ein Begräbniß in der Kirche ehrenvoller und vornehmer sei, fest bestehen, und der reiche Bösewicht, wenn er will, auch noch nach seinem Tode Gelegenheit erhalten, seinen Mitbürgern zu schaden, und was er ihnen lebend nicht nehmen konnte — die reine Luft — ihnen noch todt wenigstens an einem Tage in der Woche zu rauben. Denn wenn diese Ehre, wenn es anders eine Ehre ist, nur solchen Männern widerfahre, die sich wirklich um Staat und Kirche verdient gemacht, und für die ein Grab in der Kirche ein Zeichen der öffentlichen Dankbarkeit und Anerkennung ihrer Verdienste wäre: so könnte man zwar immer noch einwenden, daß es nicht nur ungerecht, sondern auch ungerecht sei, das Verdienst eines Verstorbenen auf Kosten der Gesundheit vieler

vieler Lebenden zu ehren, aber man würde sich doch diese übelverstandene Dankbarkeit immer eher gefallen lassen, als die Ungereimtheit, diese ehrenvollere Beerdigung an jeden, der Lust hat, für die Taxe zu verkaufen. Dies verräth genugsam den Ursprung dieser Gewohnheit, die nur in einer Kirche entstehen konnte, wo selbst Vergebung der Sünden und Erlösung von den Strafen des künftigen Lebens für klingende Münze feil ist. Wahrlich, Protestanten sollten sich schämen, diesen katholischen Mißbrauch unter sich länger zu dulden.

Niemand kann, wenn es auf die Gründe zur Abschaffung dieses Mißbrauches ankömmt, eine gültigere Stimme haben, als der Arzt, der überdies wenigstens kein unmittelbares Interesse dabei hat, ob seine Todten auf dem Kirchhofe oder in der Kirche, in oder außer der Stadt begraben werden. Aber fast alle Aerzte erklären einstimmig die Begräbnisse in den Kirchen, und die freilich weniger schädlichen, aber doch immer schädlichen Kirchhöfe in der Stadt für eine der Gesundheit ihrer Mitbürger höchstgefährliche Einrichtung. Ich verweise meine Leser hier auf das, was erst ganz neuerlich der Göttingische berühmte Arzt Gmelin hierüber in seinem Buche: Ueber die neuern Entdeckungen in der Lehre von der Luft und deren Anwendung auf die Arzneikunst geschrieben. Er beweist aus mehrern Beispielen überzeugend und einleuchtend, daß „die Gewohnheit, Todte in Kir-

„chen zu begraben, nicht nur einzelnen Menſchen „tödtlich, ſondern auch ganzen Gemeinen, welche „dieſe Kirchen beſuchen, in Abſicht auf ihre Ge„ſundheit höchſt nachtheilig werden kann. Die „Natur der Sache ſagt es, giebt es, daß dieſe „Gefahr bei heißer Jahrszeit, bei umgehenden „Krankheiten, an welchen viele Leute auf einmal „ſterben, noch viel größer iſt u. ſ. w.“ Aber auch allen Einwänden, womit bisher Phyſik und Arzneikunde und Menſchenliebe gegen dieſe abſcheuliche Gewohnheit gefritten, dauern ſie überall fort, wo nicht die ſtarke Hand der Regierung ſelbſt ſie verpönt hat. Eben darum muß es wahrlich jedem Menſchenfreunde eine erfreuliche Nachricht ſein, daß gerade itzt auch unſre Regierung und Polizei, namentlich in Berlin, aufs neue ernſtlich darauf bedacht iſt, dieſen Mißbrauch und Verunheiligung der Kirchen abzuſchaffen, ohne ſich durch die Schwierigkeiten, die ſich dieſem wohlthätigen Plan entgegenſtellen, abſchrecken zu laſſen. Wenn dann in künftigen Jahren auf der Mortalitätsliſte die Zahl der Geſtorbnen ſich merklich verringert zeigt, gewiß auch nicht zweifle — welches edle erhabne Gefühl muß dann den Patrioten bei dem Gedanken beleben, daß er durch ſeine Anſtalten vielleicht mehrern Hunderten das Leben verlängerte. Dies Bewußtſein müſſe ihm dann ſtatt einer Bürgerkrone hinreichend ſein, da ihm das alte Rom ihn belohnt hätte.

In der That wäre es ein Triumph der Aufklärung, wenn endlich in unserm nach dem Titel des aufgeklärten so begierigen Zeitalter diese Gewohnheit ganz abgeschaft würde, die ein Überrest eines barbarischen unaufgeklärten Zeitalters ist. Denn wenn wir die Geschichte fragen, so finden wir, daß sie in der christlichen Kirche in einem Zeitalter aufkam, wo die Andächtelei mehrere Gegenstände der Polizei in das Gebiet der Religion hineinzog, und frommer Aberglauben die Köpfe so umnebelt hatte, daß sie wol gar eine Heiligkeit in Dingen zu sehen glaubten, die der gesunde Menschenverstand früherer Zeiten für eben so unheilig als schädlich anerkannt hatte.

In den aufgeklärtesten Staaten Griechenlandes war das Begraben in der Stadt durchaus verboten. Nur in dem barbarischen Sparta war es gesetzmäßig *). In andern Staaten war es theils nur in den Zeiten der Barbarei geschehen, theils erlaubte man sich nur zur Ehre irgend eines verdienten Mannes eine seltene Ausnahme. So ruheten die Erbauer der Städte in den ältesten Zeiten auf dem Marktplatz ihrer Stadt beerdigt. In den ältesten und rohesten Zeiten hatte man dies auch selbst in den Tempeln berühmten Männern zum Grab verstattet, oder vielmehr, man hatte diesen Gräbern Tempel erbauet. Wie die Athener zu Ciceros Zeiten dachten, sieht man die deutlichsten

*) Plutarch im Lykurg.

aus folgender Stelle eines Briefes des Gallpicius an den Cicero (Epp. ad Fam. IV, 12.): Ab Athenienſibus locum ſepulturae ut darent *intra urbem*, impetrare non potui, quod *religione ſe impediri* dicerent; neque tamen ante id cuiquam conceſſerant.

Im alten Rom waren die Begräbniſſe in der Stadt ſeit den älteſten Zeiten verboten. Unter den Geſetzen der 12 Tafeln war die ausdrükliche Verordnung: Die Leichen ſoll man in der Stadt weder begraben noch verbrennen. Man erlaubte ſich freilich auch hier Ausnahmen, und dieſe wurden endlich ſo häufig, daß jene alte Verordnung unter dem Conſul Duillius mit Ernſt erneuert ward. Eben dies geſchah von den Kaiſern Hadrian, und Antonin dem Frommen u. ſ. w. (Ulpian. in digeſt. l. 47. t. 12. l. 3. Jul. Capit. Ant. 12.). Der alte Juriſt Paulus giebt davon den Grund an; Corpus *in civitatem* inferri non licet, ne *funeſtentur ſacra* civitatis.

Auch die chriſtlichen Kaiſer wiederholten dies Verbot. Theodoſius II. unterſagte ausdrüklich die Begräbniſſe nicht nur in den Städten, ſondern vornehmlich und namentlich in den Kirchen, die damals allmälig Mode zu werden anfingen (Cod. Theodoſ. l. IX. t. 17. l. 6.). Juſtinian wiederholt bloß das letztere Verbot (Cod. Juſt. l. 1. t. 2. l. 2.). Leo der Weiſe, der aber hierin, wie in vielen

vielen andern Dingen, ſich nichts weniger als weiſe zeigte, hob endlich alle alte Verordnungen gegen das Begraben in den Städten auf, und überließ es der Willkühr eines jeden, ſeine Todten in oder außer der Stadt zu begraben (Novell. LIII.)

Sonderbar iſt es, daß verſchiedene Kirchenväter den Heiden einen Vorwurf daraus machten, daß in ihren Tempeln Menſchen begraben lägen, welches doch nur von der Aſche einzelner verdienter Männer oder ſolcher, die den Tempel erbauten, zu verſtehen, indem weder Griechen noch Römer jemals ihre Tempel zu öffentlichen Leichengrüften für jedermann, der die Taxe bezahlen konnte, erniedrigten. Arnobius (adverſus gentes l. VI.) ſagt: multa templa *auctorum* contegunt *cinores* atque oſſa. Nonne patet *inexpiabilem fieri numinibus contumeliam*, quorum delubra et templa mortuorum ſuperlata ſunt buſtis? Und beim Minucius Felix (c. 8.) wird den Chriſten von dem Heiden Cäcilius der Vorwurf gemacht: *Templa ut buſta* deſpiciunt.

Und ſiehe eben dieſe Chriſten, die noch im dritten Jahrhundert die Tempel der Heiden verachteten, weil ſie die Aſche irgend eines verdienten Mannes aufbewahrten, die dies als eine unverzeihliche Beſchimpfung der Gottheit anſahen, eben dieſe fingen ſchon im vierten Jahrhundert allmälig an, ihre Kirchen mit friſchen Leichen zu entweihen.

Die erste Veranlassung dazu waren unstreitig die geheimen gottesdienstlichen Zusammenkünfte der ersten Christen in den unterirdischen Todtengewölben, oder den sogenannten Krypten und Katakumben, wozu die Furcht und der Druk, unter dem sie lebten, sie nöthigte. Sie machten also aus Noth die Todtengrüfte zu Kirchen. Wir machen aus Eitelkeit ungescheut die Kirchen zu Todtengrüften.

Eine noch nähere Veranlassung zu den Begräbnissen in der Kirche gab die bei der allmälig für die Christen wachsenden Religionsfreiheit aufkommende Gewohnheit, über den wirklichen oder vermeinten Gräbern der Heiligen und Märtyrer Kirchen zu erbauen, oder in die schon erbaute Kirchen ihre Ueberreste zu bringen. Im Grunde war dies, wie mehrere von den Christen theils beibehaltne theils angenommene Gewohnheiten, eine Nachahmung jenes schon oben angeführten heidnischen Gebrauchs, über den Gräbern verdienter Männer Tempel zu erbauen; wogegen Clemens von Alexandrien u. Arnobius hitzig eifern. — Indessen war dies alles doch noch kein eigentliches Begraben in der Kirche. Aber nun entstand nach und nach bei vielen gutherzigen aber schwachen Menschen der Wahn von einer besondern Heiligkeit der Erde, worin ein Heiliger und Märtyrer verwese, und damit auch natürlich der Wunsch, an der Seite eines solchen Heiligen und gleichsam unter seinem unmittelbaren

Schutze zu schlummern. Mancher glaubte wohl gar in frommer Einfalt, daß die Nähe eines heiligen Körpers und die Ausdünstungen desselben irgend einen wohlthätigen Einfluß auf ihn noch im Tode haben könnten, wenn auch nicht um dadurch wieder lebendig zu werden, wie es einst ein Todter durch die Berührung des Leichnams des Propheten Elisa ward, (2. B. d. Kön. 13, 21.) doch um vielleicht an seiner Heiligkeit auf irgend eine Art zu participiren. Denn schon in alten Zeiten schrieb der fromme Aberglaube selbst den Ausdünstungen verstorbner Heiligen eine wunderthätige Kraft zu, so wie er sie noch in den neuesten Zeiten an dem Grabe des Abbé Paris zu empfinden wähnte und gegenwärtig am Grabe des Bettlers Labre zu Rom empfinden will.

Es vergingen indessen mehrere Jahrhunderte, ehe das Begraben in den Kirchen selbst gesetzmäßig erlaubt ward. Konstantin der Große ließ sich doch nur in dem Vorhofe der von ihm gebauten Apostelkirche begraben, und Chrysostomus triumphirt mächtig darüber, daß der große Kaiser im Grabe ein Thürhüter der Fischer sei, wie er sich ausdrükt (homil. 26.) Sonderbar ist es, daß Theodosius, der in seinem Gesetzbuch das Verbot des Begrabens in den Städten erneuerte und das spectellere Verbot des Begrabens in den Kirchen ausdrüklich hinzufügte, dennoch sich selbst auf gleiche Art wie Konstantin im Vorhofe der Kirche

begraben ließ, wo auch ehemals sein Vater Arkadius und sein Großvater der ältere Theodosius begraben worden *).

Im sechsten Jahrhundert ward auch schon dem Volke das Begräbniß vor der Kirche erlaubt. Aber das Begräbniß in der Kirche ward aufs neue ausdrücklich nicht nur von Justinian, sondern auch von dem ersten Konciliun zu Braga verboten. Dies Verbot ward auf mehrern Konciliен erneuert, vornehmlich auf dem zu Mainz unter Karl dem Großen (A. 813), der diesen Beschluß ausdrücklich in seinen Kapitularen bestätigte. Doch erlaubte man sich schon früh sehr beträchtliche Ausnahmen. Kaiser, Könige, Bischöfe, Priester und die Erbauer einer Kirche wurden ohne vieles Bedenken in den Kirchen begraben. Schon der Patriarch Chrysostomus ward in der Apostelkirche zu Konstantinopel begraben **) und der Kanon des oben erwähnten Mainzer Konciliums lautet also: Nullus mortuus intra ecclesiam sepeliatur nisi *episcopi* aut *abbates* aut digni *presbyteri*, aut *fideles* laici.

Nun ward natürlich eine neue Triebfeder des Wunsches, in der Kirche begraben zu werden, in Bewegung gesetzt. Der Eitle mußte es allerdings für sich sehr wünschenswerth finden, in so vornehmer

oder

*) Niceph. l. XIV. C. LVIII.
**) Socrat. l. VII. C. XLV.

aber gläubigen Gesellschaft mitten unter Katzen u. Bischöfen zu verwesen. Die Sache ward nun meistens der Willkühr der Geistlichkeit überlassen. Alle noch selbst im 11ten Jahrhundert erneuerte Verbote waren umsonst. Endlich bestätigten die Päbste Leo III. und Gregorius IX. sogar die Erbbegräbnisse in den Kirchen. Der Geiz der Priester fand bei dem frommeitlen Wunsche der Laien, in der Kirche zu verwesen, seine gute Rechnung, und so kam es endlich dahin, daß die christlichen Kirchen allgemeine Herbergen der Todten wurden, in die jeder, der bezahlte, gutwillig aufgenommen ward. Und so stehn leider die Sachen noch itzt, selbst in vielen protestantischen Ländern, selbst in Berlin. Aber wahrlich es ist Zeit, daß wir endlich aufhören, die Gesundheit einer Menge Menschen der frommen Eitelkeit einiger Schwachköpfe Preis zu geben, und diese letztere bloß darum zu schonen, weil die Kirchen eine sehr gute Einnahme davon haben.

Denn der Verlust der Kircheneinkünfte ist doch würklich nur der einzige Einwurf, den man dem Verbot der Kirchenbegräbnisse mit einigem Anschein entgegen setzen kann. Man könnte fragen: Sollen denn unsre Kirchen wie Vespasian denken? lucri bonus odor ex re qualibet. Aber in der That, der Einwurf verdient allerdings ernstliche Beherzigung. Unsere protestantischen Kirchen sind überall sehr arm im Vergleich mit den katholischen. Sie können sich durch keine Seelenmessen und

durch

durch keinen Handel mit heiligen Bildchen und geweiheten Amuleten bereichern. Es wäre also hart und unweise zugleich, ihnen eine Quelle ihrer Einkünfte, deren sie zu ihrer eignen Erhaltung und zur Besoldung ihrer Diener bedürfen, zu nehmen, ohne für den Ersatz derselben zu sorgen. Aber sollte denn diese Schwierigkeit unüberwindlich sein? Wir haben in Berlin ein eignes Leichenkommissariat. Man könnte fragen: wie kommts, daß dieses nicht zum Besten der Kirchen verwaltet wird? Wenn man doch einmal die Beerdigungen einführt, so sehr sie ihrer Natur nach bloß Polizeisache ist, zur kirchlichen Sache gemacht, warum ist sie es nur halb? da ferner die aus den Kirchenbegräbnissen gezognen Einkünfte doch eigentlich lediglich auf die Eitelkeit der Sterbenden und ihrer Angehörigen fundirt sind — sollte es denn kein Mittel geben, diese Eitelkeit ohne Gefahr der Lebenden und zugleich ohne Nachtheil der Kirchen einträglich zu kontribution zu setzen. Keine Auflagen sind gerechter als die auf Bedürfnisse und Wünsche der Eitelkeit, und keine Taxe ist ergiebiger als diese. Je höher sie ist — desto mehr Reiz für den Eitlen, so lange er sie irgends bezahlen kann. Könnte man also nicht zum Besten der Kirchen auf den Kirchhöfen eine besondre Abtheilung, die man äußerlich über den andern Raum erhöhen und besonders verzieren könnte, für die Klasse von Menschen anlegen, die gern auch im Tode sich nicht

zu gemein machen mögten. Es verſteht ſich, daß ſie dieſe Ehre bezahlen müßten, und eben darum würde kein Vernünftiger ſie darum beneiden. Könnte man nicht ferner auf jede Art von Denkmahl, vom ſchwarzen hölzernen Kreuz an bis zum prahlenden Leichenſtein und von dieſem bis zum prangenden Mauſoleum verhältnißmäßige Abgaben legen, die den Kirchen zu gute kämen? Ich ſolche denken, dieſe würden dahin gar ſehr gunimen. Allenfalls könnte man ja auch Remotaphia in der Kirche erlauben; aber auch in einer Urne die Aſche deſſen, der ſich nach alter Sitte verbrennen laſſen wollte, in der Kirche bewahren, wofern nicht jene Art der Beſtattung in unſern Tagen der ſo nothwendig gewordnen Wiſſenſchaft, der Heilmittelkunſt, zu Gefallen in Abſchen erhalten werden müßte, ſo wie ſie ehmals den ſchiefen Begriffen von der Auferſtehung zu Gefallen unter den erſten Chriſten verabſcheut wurde.

Und wenn in Anſehung der Verlegung der Kirchhöfe außer der Stadt die Hauptſchwierigkeit iſt, woher die Koſten zur Anlegung derſelben genommen werden ſollten, könnte man nicht darauf rechnen, daß, wenn die Prediger von den Kanzeln herab ihre Gemeine von der Nützlichkeit dieſer Einrichtung überzeugend belehrten, durch freiwillige Beiträge der Gemeine, dieſe Hauptſchwierigkeit würde gehoben werden, auf welche Art ehmals hier der Kirchhof vor dem Hallſchen

Thore

Thore für die Friedrichsstädtischen Gemeinen angelegt worden. Oder, falls hierauf nicht zu rechnen wäre, sollte es ungerecht sein, wenn die Regierung zu einer so allgemein wohlthätigen Einrichtung ein für allemal von jedem Bürger und Einwohner eine verhältnißmäßige Abgabe einforderte?

Doch Vorschläge sind leicht. Die Ausführung hat ihre Schwierigkeiten. Aber Heil und Segen dem, der, wo es auf Leben und Gesundheit seiner Mitbürger ankömmt, sich durch keine Schwierigkeit zurückschrekken läßt. Wenn vor der Hand auch nur die Kirchenbegräbnisse auf immer abgeschaft würden, so wäre schon viel gewonnen. Wenigstens sollte doch kein Geistlicher mehr darum, weil er selbst ein freies Begräbniß in der Kirche hat, diese abscheuliche Gewohnheit durch sein Beispiel begünstigen. Wir wollen nicht so unbillig sein, zu behaupten, daß diejenigen, die bisher nicht ausdrüklich ein solches Begräbniß für sich verbaten, es darum thaten, weil sie sich für eine höhere Menschenklasse hielten, gegen deren vermeinte Ehre die Gesundheit, oder, wenn man will, auch nur die Empfindsamkeit und Einbildung anderer nicht in Betrachtung kommen müsse. Wir wollen lieber sagen, sie thaten es aus Mangel an Einsicht. Ei illis terra levis. Die Unglüklichen sind zu bedauren, die lieber in den dumpfigen Tempeln der Menschen, als in dem freien offenen Tempel des Allmächtigen schlummern wollen.

wollen. Der Samen der Unsterblichkeit reift auf ungeweihetem Boden eben so gut, als auf heiliger Stätte.

L. Gedike.

9.

Die Trennung.

Sie, durch die mir jüngst die Fluren blühten,
Alle Frühlingskinder höher glühten,
Muth zu leben wiederkam,
Ach! sie ist mir kaum gekommen,
Kaum gesehen, wiederum entnommen,
Und mir bleibt mein langer herber Gram.

Hier im Thale, dort auf freien Höhen,
Hab' ich oft mit trunknem Blik gesehen,
Wann sie mir zur Seiten stand,
Wie sie jede Schöpfungsscene,
Nach Gehalt und wesentlicher Schöne,
Sie, die ernste Denkerin, empfand.

Freun-

Freundinn — Göttin — wenn' ich dann sie grüßen,
Und, von Lieb' und Ehrfurcht hingerissen,
Lieb und Ehrfurcht ihr gestehn;
Daß ich, wenn ich wählen sollte, —
Sie aus Welten mir erwählen wollte,
Dieß, und mehr noch, ihr gerührt gestehn.

Aber Zittern lähmte mich zur Stunde,
Und der Liebe Lallen starb im Munde,
Und mein Geist erlag der Scham. —
Daß ich ihr mein Herz nicht zeigte,
Daß Verzagtheit meine Rede schweigte,
Daß ist nun mein langer, herber Gram.

Himmel! sollte sie mir wiederkehren;
Will ich mich den bösen Furcht erwehren,
Meister meines Muthes sein!
Dann, im Einklang der Empfindung,
Geht ihr Herz die selige Verbindung
Treuer, engelreiner Freundschaft ein.

Blum.

Berlinische Monatsschrift.

1785.

Zweites Stük. Februar.

1.

Auf einen Baum.

Horazens dreyzehnte Ode des zweyten Buchs.

v — v — v — — vv — vv
v — v — v — — vv — vv
v — v — v — v — v
— vv — vv — v — v

Der pflanzte dich am schwärzesten Tag', o Baum,
Wer dich geyflanzt, und zog mit verruchter Hand
Dich auf, den Enkeln zum Verderben,
Ewig zur Schande der ganzen Bergflur.

Den eignen Vater würgt' er, (ich zweifle nicht!)
Und netzte seine Kammern in stiller Nacht
Mit seiner Gäste Blut, und mischte
Kolchische Gifte, verübte Gräuel,

Die nie gedacht sind, der auf mein gutes Dorf
Dich hingestellt hat, dich, du fatales, dich
Auf deines unbescholtnen Herren
Scheitel zu stürzen verdammtes Holz du!

Kein Mensch erforscht, was stündlich zu fliehen ist.
Vor Bospors Wogen schaudert dem Punischen
Piloten, aber nie besorgt er
Andre Gefahten des blinden Zufalls.

Der Römer scheut den Pfeil und die schnelle Flucht
Des Parthers; dieser Band' und den Kerker Roms:
Allein ein unversehnes Schicksal
Tödtet die Völker und wird sie tödten.

Wie nahe sah ich, finstre Persephone,
Dein Reich! den Stuhl des richtenden Aeakus!
Der Frommen angewiesne Fluren,
Wo der Aeolischen Sappho Laute

Die Landestöchter strafet, und kühnern Tons
Alcäens goldnes Plektron von Meersgefahr,
Gefahr der traurigen Verbannung,
Schrecklicher Kriegesgefahr ertönet!

Die Schatten alle horchen, vor Ehrfurcht stumm,
Auf beider süßes Lied; doch begieriger
Trinkt, Haupt an Haupt, ihr Ohr der Schlachten
Und der gestürzten Tyrannen Schicksal.

Was Wunder? neigt doch, über den Zauberton
Erstaunt, der hundertköpfige Höllenhund
Das Ohr, und um der Eumenide
Scheitel vergessen der Wuth die Schlangen.

Prometheus selbst, ob solchem Gesang' entzückt,
Und Pelops Vater täuschen den bittern Harm;
Orion jagt die Löwen nicht mehr,
Aengstiget nicht mehr die schlauen Lüchse.

Anmerkungen.

V. 2. Kolchische Gifte.) Kolchis, der Medea Vaterland, war wegen seiner giftigen Kräuter berüchtigt, so wie es Medea wegen des Gebrauchs dieser Kräuter war.

V. 10. Dich, du fatales.) Dieses ursprünglich fremde Wort wird durch die folgenden Verse erklärt: auf deines Herren Scheitel zu stürzen verdammtes. Daß Faunus den Schlag mit seiner Rechten aufgefangen habe, sagt Horaz an einem andern Orte.

V. 14. Vor Bospors Wogen.) Hier wird Ein stürmisches Meer oder Eine Meerenge statt aller gesetzt. Der Thracische und der Cimmerische Bosporus waren, eben so wie die Sicilische Meerenge, wegen der heftigen Brandungen gefährlicher, als das offene Meer.

V. 15. Dem Punischen Piloten.) Auch hier steht ein gewisses Schiffvolk anstatt des Schiffvolkes überhaupt. Das Punische oder Karthaginensische, welches die Afrikanische Küste des mittelländischen Meeres bewohnte, war im Seewesen am erfahrensten.

V. 17. Den Pfeil und die schnelle Fluche des Parthers.) oder, wie es in der Prose heißen würde: den

den Pfeil des schnell fliehenden Parthers. Die Parther waren auf ihrer Flucht am gefährlichsten; sie waren gewohnt hinter sich zu schießen, und verwundeten ihre hitzigen Verfolger, wann diese sich am wenigsten bedeckt hielten.

V. 18. Band' und den Kerker Roms.) Die Gefangenen wurden bey den Römern zuerst gefesselt im Triumph aufgeführt, und alsdann zum Gefängniß gebracht, wo sie hingerichtet wurden. Dieses Gefängniß hatte den besondern Namen robur, von den Steineichenpfählen oder Steineichenbolen, womit der Ort, wo man die Gefangenen herabstürzte, umgeben oder verwahret war. Weil das lateinische Wort auch Stärke bedeutet, und diese Bedeutung die bekannteste ist, so ist sie von den meisten Auslegern und Uebersetzern gewählt worden. Allein Horaz würde in diesem Falle die Stärke der Soldaten zuerst gesetzt und die Bande darauf haben folgen lassen. Auf diese Weise hilft sich auch Pallavicini: er setzt l' Itale forze voran und läßt le catene nachfolgen.

V. 21. Finstre Persephone, dein Reich.) Die Königinn des finstern Reichs heißt die finstere Königinn, nach einer gewöhnlichen Redefigur. Persephone ist der Griechische Name der Proserpina, welcher auch zuweilen von den Lateinischen Poeten gebraucht wird. Je fremder die Griechischen Namen der Götter uns und allen übrigen Neuern geworden sind, desto geschickter sind einige darunter für die Poesie, und besonders für die höhern Dichtungsarten. Sollten sie aber eben so gemein werden, wie die Römischen, so würden sie kein Aufsehen mehr machen. Dieses gilt auch von den alten Deutschen Wörtern, womit die Poeten die Dichtersprache von der prosaischen Rede zu entfernen suchen: ihr zu häufiger Gebrauch verringert ihren poetischen Werth.

V. 22. Den Stuhl des richtenden Aeakus.) Aeakus, ein Sohn Jupiters und der Aegina, war ein so gerechter König, daß er nach seinem Tode vom Jupiter zum dritten Richter der abgeschiedenen Seelen verordnet ward, und vom Pluto den Höllenschlüssel bekam.

bekam. Er richtet besonders die Seelen aus Europa, so wie Rhadamanthus die aus Asia und Afrika; Minos, als oberster Richter, fällt das Endurtheil über alle.

V. 24. 25. Wo der Aeolischen Sappho Laute die Landestöchter strafet.) Sie strafet sie wegen ihrer Kälte in der Freundschaft, (denn die Freundinnen der Sappho waren mehrentheils Fremde) und wegen ihrer Verachtung der Musen. Du hast dir nie Pierische Rosen gebrochen, sagt sie zu einer ihrer Landsmänninnen.

V. 26. Alcäens goldnes Plektron.) Das Plektron war eigentlich ein Instrument, womit man die Saiten der Leyer schlug; es wird aber häufig für die Leyer selbst gesetzt.

V. 27. Gefahr der traurigen Verbannung.) Alcäus, welcher heftig wider die Tyrannen geschrieben hatte, ward endlich von den Tyrannen genöthigt, sich aus seiner Vaterstadt Mytilene zu verbannen. Das erste, was der Dichter bey seiner Ankunft in Elysien zu sehen wünscht, ist Alcäus und Sappho; ein Philosoph hätte sich nach dem Sokrates und Plato, ein Feldherr nach dem Kamillus und Scipio umgesehen.

V. 31. Begieriger trinkt ... ihr Ohr.) Horaz gebraucht hier und noch an einem andern Orte das absonderliche Wort trinken statt des allgemeinern einnehmen, empfangen. Dergleichen Kühnheiten werden von unpoetischen Lesern mehrentheils angegriffen. Cicero bemerkt schon, daß nichts leichter sey, als ein kühnes Wort lächerlich zu machen; und Addison, der ihn anführet, setzt hinzu: „Der geringste Witz reicht „hin, sowohl eine Schönheit zu verkleinern, als einen „Fehler zu vergrößern; und wiewohl eine solche Be„handlung eines Schriftstellers natürlicher Weise Un„willen bey einem verständigen Leser erregt, so thut sie „doch ihre erwünschte Wirkung. Denn der Pöbel der „Menschen bildet sich immer ein, alles das, worüber „nur mit einem Stan von Witz gelacht wird, müsse „auch wirklich an sich selbst lächerlich seyn.“ Engelscher Zuschauer, 291. St. (des neu übersetzten Auszuges 191 St.) Uebrigens braucht Horaz sowohl als Virgil dergleichen Kühnheiten sparsam, und bringt

ſie nie zur Unzeit an, wiederholt auch nicht Eine Art derſelben zu oft, ſondern wechſelt klüglich mit allen übrigen Hülfsmitteln ab, wodurch man die poetiſche Sprache von der proſaiſchen entfernen kann.

V. 34. Der hundertköpfige Höllenhund.) Der dreyköpfige Cerberus wird wegen ſeiner Schlangenhaare hundertköpfig genannt. Dieſer Wächter der Hölle ſtammte von Aeltern ab, die halb eine Menſchengeſtalt, halb eine Drachengeſtalt hatten: der Gigante Typhon zeugte ihn mit der Echidna, der Tochter des Meergottes Phorkys.

V. 35. Um der Eumenide Scheitel vergeſſen der Wuth die Schlangen.) Der Furien Haare ſind mit Schlangen durchflochten, oder nach Anderer Meinung, ſie haben ſtatt der Haare Schlangen auf dem Haupt. Zürnt die Furie, die Plagegöttinn der Verdammten, ſo werden zugleich alle ihre Schlangen wüthend; wird ſie durch ein Lied beſänftigt, ſo beruhigen ſich auch ihre Schlangen.

V. 37. Prometheus ſelbſt.) Prometheus, ein Sohn des Titanen Japetus, hatte, nachdem der Erdboden erſchaffen war, aus der noch naſſen Thonerde Menſchen gebildet, und ſie mit himmliſchem Feuer beſeelt, welches er mit dem Marke einer gewiſſen Pflanze, welche die Griechen Narthex nennen, am Sonnenwagen angezündet hatte. Seinen Geſchöpfen zu Liebe bat er den Jupiter, zu erlauben, daß man künftig von jedem Opferthiere nur einen Theil verbrennen und das übrige ſelbſt verzehren dürfte. Als Jupiter es bewilligt hatte, opferte ihm Prometheus zwey Rinder, und ſteckte in die Haut des einen alle Knochen, und in die Haut des andern alles Fleiſch von beiden, und ließ Jupitern die Wahl. Jupiter wählte ſich die Haut mit den Knochen, und als er ſich betrogen ſah, nahm er den Menſchen das Feuer, ſo daß ſie ihr Fleiſch nicht kochen konnten. Prometheus aber hohlte es ihnen wieder vom Himmel herunter. Den Werkmeiſter in ſeinem Werke zu beſtrafen, ließ Jupiter vom Vulkan aus feiner Erde die ſchöne Pandora verfertigen, und ſie mit einer koſtbaren Büchſe, worein er alles Unglück verſchloſſen hatte, dem

Pro-

Prometheus zuführen. Als Prometheus die Jungfrau nicht annahm, und auch seinen Bruder den Epimetheus, der sie wider seinen Willen angenommen hatte, vor dem Geschenke Jupiters, wiewohl vergeblich, warnete; gebrauchte der erzürnte Gott endlich offenbare Gewalt: er ließ jenen nehmlich an den Berg Kaukasus schmieden, wo ihm ein Adler täglich die Leber wegfraß, die täglich wiederwuchs. Ein älterer Herkules, als der Thebanische, soll zwar den Adler erschossen, oder auch Jupiter selbst den leidenden Prometheus, wegen eines ihm entdeckten wichtigen Geheimnisses, nach dreyßig Jahren von der Strafe befreyet haben: allein die Dichter ändern die Mythologie nach ihrem Bedürfniß. Horaz setzt hier den Prometheus neben den Tantalus in die Unterwelt, welche, eben so wie die Oberwelt, ihren Kaukasus, ihren Eridanus, ihre Rosse, Löwen und Lüchse hatte. Er thut dieses an mehrern Orten:

Es wünscht den Tod der ungetreue Tantalus,
Der ewig eines dargebotnen Mahles darbt;
Ihn wünscht Prometheus, für den Adler ausgespannt.
Oden, V. 17.

— — — — der Knecht des Höllengottes
Rubert nicht, durch Gold bethört,
Japets schlauen Sohn zurück; er kerkert
Den Tyrannen Tantalus,
Und Tantals Enkelsöhne.
Oden, II. 18.

V. 38. Pelops Vater.) Dieses ist der berufne Tantalus, der seine Strafe, seiner übrigen Verbrechen nicht zu gedenken, eben dieses Pelops wegen verdiente, den er zerstückt, gekocht und den Göttern zur Speise vorgesetzt hatte, welche ihn gleichwohl wieder lebendig machten. Die Strafe des Tantalus bestand darin, daß er unter einem herüberhangenden Felsen mitten in dem Flusse Eridanus stehen mußte, und doch nie trinken, auch die Zweige voll Früchte, die von den Bäumen des Felsen bis zu seinem Munde herunterhingen, nie erreichen konnte, weil ein schneller Wirbelwind sie allemal zurückwehete.

Ewige Reue nagt am Herzen des Prometheus, sagen die Ausleger der alten Fabeln, und vergebliche Sehnsucht martert ewig den Tantalus.

V. 39. Orion jagt die Löwen nicht mehr.) Orion war ein gewaltiger Jäger, und ein so großer Riese, daß ihm, nach der gewöhnlichen Vergrößerung der Griechen, wenn er durchs Meer ging, das Wasser kaum bis an die Schultern reichte. Er beschäftigt sich in der Oberwelt mit eben den Dingen, womit er sich in der Unterwelt beschäftigt hatte, welches Virgil auch von den übrigen Seelen der Verstorbenen sagt:

Ein Theil übet die Glieder auf immergrünendem Kampfplan,
Hält ein Lustgefecht, und ringt auf goldenem Sande;
Ein Theil stampfet im Tanz mit Jubelgesange den Boden.
Auch der Thracische Herold der Götter, in stolzem Talare,
Paaret sein höheres Lied mit siebenfach tönender Cyther,
Rühret mit Fingern den Darm und mit helfenbeinernem Plektron.
Hier ergehn sich die Wackern aus altem Teukrischem Blute,
Biederherzige Männer, in bessern Tagen geboren,
Ilus, Assarakus, Dardanus, Ilions Väter. Bewundernd
Sieht er hier Scheine von Waffen, Gestalten von Wagen, und Speere
In den Boden gepflanzt; entlassen weidet das Streitroß
Auf den Auen umher. Die Lust, die sie lebend an Waffen
Und an Wagen genährt, die Sorge Gespanne von edeln
Rossen zu ziehen verläßt die Helden nicht jenseit des Grabes.
Andre, zur Rechten und Linken auf weichem Rasen gelagert,
Halten ihr Mahl, und singen in Wechselchören Päane
Mitten im duftenden Lorberhaine, wo sich Eridans
Jäher Strom herabwälzt, und rings den Luftwald durchirret.

Aeneide, VI. 642. u. f.

Ramler.

a. Was

2.

Was ist bei vielen die Liebe zum Vaterlande?

Ein armer Westphälinger gieng vor einigen Jahren nach Holland, und erwarb sich dort in kurzer Zeit so viel, daß er, wie andre seines gleichen, aus einem mit Silber beschlagenen Pfeifenkopfe rauchen konnte, und nicht allein ein seidenes Halstuch, sondern auch ein Paar große silberne Schuhschnallen und ein Dutzend silberne Knöpfe in seinem Wamse trug. Die Leute, bei denen er arbeitete, liebten ihn, und vermehrten ihm seinen Lohn in der Maaße, daß er, als seine andern Landsleute ihrer Gewohnheit nach heimgingen, den Winter über zu bleiben versprach. Kaum aber waren acht Tage verflossen, so überfiel ihn eine solche Sehnsucht nach seinem Dorfe, daß er ganz unmuthig und zuletzt gar krank darüber ward. Er sprach von nichts, als seinen lieben Eltern und Freunden; die Heiden, worauf er geboren war, kamen ihm so reizend, und der Nebel in Holland so stinkend vor, daß er durchaus seinen Dienst verlassen, und in die elterliche Hütte zurükkehren wollte. Als ihm aber sein Herr hierin nicht zu Willen sein konnte: so fiel er zuletzt in eine auszehrende Krankheit; und der Arzt, welcher indeß dazu berufen war, erklärte, daß ihn nichts als die Rükreise in

seine Heimath herstellen würde. Nun blieb dem Herrn, wenn er sich nicht mit den Begräbnißkosten beladen wollte, kein andrer Weg übrig, als ihn heimzuschikken; und von dem Augenblikke an, da dem Kranken diese frohe Nachricht verkündiget wurde, erholte er sich dergestalt, daß er in wenig Tagen seine Reise antreten wollte. Gott sei ewig Lob und Dank, morgen reise ich in mein geliebtes Vaterland, sagte er eben mit der reinsten Andacht zu sich selbst, als sein Herr hereinkam, und ihm die Rechnung von den Unkosten seiner Krankheit, und was er bei ihm, ohne zu arbeiten, verzehret hätte, vorsagte. Hier, fügte er hinzu, diesen Pfeifenkopf, diese Schnallen und diese Knöpfe will ich dafür zum Unterpfande behalten, und nun könnt ihr in Gottes Namen reisen, wenn es euch gefällt.

In Ewigkeit nicht, erwiederte der junge Mann, nachdem er sich aus seiner ersten Bestürzung erholt hatte; ich befinde mich itzt so gut, daß ich euch gar nicht zu verlassen, und morgen, anstatt die Reise anzutreten, eure Arbeit wieder anzufangen gedenke. Er that es auch wirklich, und blieb so lange gesund, bis er nicht allein seine Rechnung getilget, und seine Schnallen, seinen Pfeifenkopf und seine Knöpfe zurükerhalten, sondern sich noch ein spanisches mit Silber beschlagenes Rohr, und eine große silberne Schnupftabaksdose erworben hatte. Nun hielt ihn auch nichts ab, in sein Dorf zurük zu kehren, und dort mit seinen herrlichen Sachen zu glänzen.

Ach!

Ach! sagte der Pfarrer, als ihm dieses Geschichtchen erzählt ward, was ist die Vaterlandsliebe, wenn man ihr das eitle Glük, daheim mit den auswärts erworbenen Schnallen und Knöpfen pralen zu können, entzieht? Der eine wünscht seinem alten Rektor zu zeigen, was aus dem Schüler geworden; der andre will mit seinem Glükke einer Geliebten, die ihn ehemals verachtet hat, noch eine Thräne der Reue abzwingen; der dritte will seinen Eltern eine unvermuthete Freude machen; und alle hoffen auf Bewunderung, oder rechnen auf die Erneuerung einer alten Erinnerung. Hier lebt noch ein Neider, über den man triumphiren kann, dort sperret die Nachbarschaft erstaunte Augen auf; man ist dem einen als ein neues Phänomen, und dem andern als ein alter Bekannter willkommen; höchstens eilet man in sein Vaterland, um noch ein Unrecht, das ihm widerfährt, aus Rechthaberei abwehren zu helfen, oder in demselben ein erlerntes Geschäft mit mehrerem Vortheil zu treiben. Aber keiner denkt auch nur von weitem an die Verbindlichkeiten, die er seinem Vaterlande schuldig ist; keiner kehrt aus Liebe zum Lande oder zu seiner Verfassung zurük; und keiner malt sich dasselbe reizender, als ein fremdes Land, wenn es ihn verhindert, seine Knöpfe und Schnallen zu zeigen, die in einem armen Lande immer besser glänzen, als in einem reichen, wo Tausende sie besser haben.

Möser.

3.

Ueber die frühe Beerdigung der Juden.

Die Gewohnheit der neuern Juden, ihre Todten sehr geschwind zu begraben, gründet sich nicht auf das mosaische Gesetz: denn dieses befiehlet in Ansehung der Beerdigungszeit nichts. Bodenschatz schreibet zwar in seinem Werke von der kirchlichen Verfassung der heutigen Juden, Th. IV. S. 272. die Juden beriefen sich auf 5 Mos. 21, 23. wo befohlen wird, man solle ihn noch an eben dem Tage begraben: allein, ich hoffe, daß niemals ein verständiger Jude sich auf diese Stelle bezogen habe; denn sie redet von Missethätern, die getödtet, und hiernächst aufgehangen worden, und solcher Leichname sollen nicht über Nacht aufgehangen bleiben, sondern noch an eben dem Tage begraben werden. Dieses Gebot auf die ganze Nation ziehen, und die ganze Nation beschimpfen, ist einerlei. Das mosaische Gesetz verordnet zwar, daß die tiefste Trauer mit dem siebenten Tage aufhören soll, setzet also auch nicht undeutlich voraus, daß die Beerdigung vor dem Ende desselben geschehen sey: es könnte aber keiner, der aus Liebe zu seinem Angehörigen, die Begrabung seines Leichnams bis auf diesen Tag verschöbe, einer Uebertretung des Gesetzes beschuldiget werden.

Light-

Lightfoot führet (Oper. T. II. S. 43) aus des Talmuds Abſchnitt Moed Katon an: die von ihrem Leibe getrennte Seele ſchwebe drey Tage lang um denſelben, um zu verſuchen, ob ſie dahin zurückkehren könne; wenn ſie aber wahrnehme, daß das Geſicht verändert ſey, ſo verlaſſe ſie ihn. Es ſcheint, daß dieſe Meynung ſich auf die eben daſelbſt aus dem Moſes, Sohn Maimons, angeführte Beobachtung gründe, daß ein todter Leib drey Tage lang kenntlich bleibe, nach denſelben aber das Geſicht ſich verändere. Dieſe Beobachtung ſetzet voraus, daß die Todten über drey Tage lang unbegraben geblieben; und wegen der auf dieſelbige gegründeten Meynung von dem Aufenthalt der Seele bey ihrem Leibe, müſten ſich alle Talmudiſche Juden verpflichtet halten, keinen Leichnam eher als nach drey Tagen zu beerdigen. Das thun ſie aber nicht, ſondern ſie eilen ſchon am Todestage mit dem Leichnam zum Grabe.

Wann? wo? und wie dieſe grauſame Gewohnheit entſtanden? iſt eine Unterſuchung, die mehr Zeit erfordert, als ich jetzt übrig habe; und vielleicht kann es nicht genau und zuverläßig genug beſtimmet werden. Aber ſie iſt da, und erſchrecket und ängſtiget alle nachdenkende Menſchenfreunde, welche wiſſen, wie ſchwer es in vielen Fällen ſey, den ſcheinbaren Tod von dem wahren zu unterſcheiden. Nicht nur viele gehenkte, erdroſſelte, und ertrunkene, ſondern auch andere in ſchwere Ohnmacht gefallene Perſonen,

werden

werden für todt gehalten, wenn sie es noch nicht sind; und sorgfältige Beobachter unter den Aerzten haben überzeugend bewiesen, daß es Ohnmachten gebe, die einige Tage dauern, während welcher die Leiber für todt angesehen werden, obgleich noch wiewol schwaches Leben in ihnen ist, welches in vielen Fällen erhalten und gestärket werden kann, wie vornemlich die von Brühier gesammleten wunderbaren und erstaunlichen Beyspiele beweisen.

Man ist aber mit Recht begierig zu wissen, an welchen Kennzeichen die Juden den wahren Tod erkennen? In der ersten Zugabe der hebräischen Monatsschrift המאסף (der Sammler) genannt, welche seit dem Anfange des Jahres 1784 zu Königsberg in Preußen gedruckt wird, sind sie aus einem Buche, welches die Vorschriften enthält, nach welchen sich ein Vorgesetzter des Instituts der Wohlthäter und Kranken-Verpfleger verhalten muß, also angegeben: „Der Sterbende muß ganz „genau beobachtet, aber nicht berühret werden. „Ihm das Kissen unter dem Kopf wegzuziehen, „oder die kleinste Bewegung zu machen, durch die „der Tod befördert werden könnte, wäre Blut„vergiessung. Ist nun die Seele vom Körper „geschieden, legt man ihm eine Flaumfeder „unter die Nase, und läßt ihn eine Viertel„stunde unberührt liegen: bleibt die Feder „unbeweglich liegen, so hebt man ihn aus „dem Bette, und legt ihn auf den Boden, wo

„er

„ er drey Stunden liegen bleibt und beständig „bewacht wird. Beym Abwaschen und Beerdi„gen muß der Leichnam mit der größten Behut„samkeit gehoben, gedrehet und gewendet werden, „damit ihm nichts widerfahre, was einen Leben„digen beleidigen könnte.„ Al. , das einzige Kennzeichen des Todes ist, wenn eine dem vermeintlich Verstorbenen gleich nach dem vermeinten Tode unter die Nase gelegte Flaumfeder eine Viertelstunde lang unbeweglich liegen bleibet. Nicht nur gelehrte Aerzte, sondern auch alle erfahrne Personen werden mit mir übereinstimmen, daß dieses Kennzeichen des Todes höchst ungewiß und unzulänglich sey; und es muß Erstaunen verursachen, daß die jüdische Nation sich bisher bey demselben beruhiget hat. Die eingeführte Gewohnheit, die Personen, welche man für todt hält, nach dieser kurzen und schlechten Probe, noch drey Stunden auf dem Boden unangerührt liegen zu lassen, und zu bewachen, verschaft auch keine Ueberzeugung, daß sie wirklich todt sind: es fehlet auch soviel daran, daß die verordnete sanfte Behandlung des Körpers beym Abwaschen und Beerdigen, das Maaß der Pflichten, die man einem solchen menschlichen Körper schuldig ist, vollmachen sollte, daß man mehr Recht hätte zu wünschen, es mögte eine unsanfte Behandlung verordnet worden seyn, weil diese, in manchem Fall der Ohnmacht, wieder merkliche Bewegung in den Körper bringen mögte.

Die

Die einzigen zuverläſſigen Kennzeichen des wirklichen Todes eines Körpers ſind, deſſelben Gährung und Verweſung; je ſtärker dieſe anfangen, ſich durch Aufſchwellung des Leibes, durch gelbe und grüne Flecken der Haut, und durch faulen Geruch zu äußern, deſto gewiſſer iſt man, daß man keinen Menſchen lebendig begrabe. Aber die Juden erwarten dieſelben niemals. Der Verfaſſer des Abſchnitts in der oben erwähnten hebräiſchen Monatsſchrift, beruhiget ſich bey der frühen Beerdigung der Juden durch zweyerley: daß ſie durchs Geſetz befohlen worden, welches ohne große Noth nicht übertreten werden könne; und daß, wer einmal todt iſt, auch todt bleibe. Das letzte iſt gewiß; hier iſt aber noch die Frage, ob der, welcher für todt gehalten wird, auch wirklich todt ſey? Was das Geſetz anbetrift, ſo iſt es, wie oben bemerkt worden, kein moſaiſches; und wenn die Chriſten nicht bisher das Leben der Juden ſo wenig geachtet hätten, ſo würden ſie ihnen die übereilte Beerdigung ſchon längſtens ſcharf verboten haben, ohne ſich an ihre hergebrachte unmenſchliche Gewohnheit zu kehren. Ich nenne ſie mit Recht unmenſchlich. Denn man mag immerhin wahrſcheinlich machen, daß der Fall der Begrabung eines nicht wirklich todten Juden wohl ein ſehr ſeltner Fall ſey: ſo iſt doch derſelbe eine Mordthat. Ich habe von je her mit Schaudern an die frühe Beerdigung der Juden gedacht; und es war mir alſo eine Art des Troſtes,

als ich hier vor etwa 14 Jahren folgende Erzählung hörete. Eine damals noch lebende hieſige vornehme Dame, ſprach mit einer Jüdin; die Unterredung kam auch auf den Tod, und die Dame ſagte, was ſie in Anſehung deſſelben beruhige; die Jüdin antwortete aber, ihr ſey der Engel des Todes ſehr ſchrecklich. Die Dame fragte, wen ſie darunter verſtehe? Die Jüdin wunderte ſich, daß ſie noch nichts davon wiſſe, und ſagte: man belege bey ihrer Nation mit dieſem Namen den Mann, welcher den Verſtorbenen vor ihrer Beerdigung den Hals mit einem Strick zuziehe, damit man von derſelben Tode gewiß ſey. Die Dame erzählte dieſe Unterredung bald hernach meiner Ehegattin, und dieſe mir, um ſich zu erkundigen, ob ich dieſes Verfahren der Juden wiſſe? Ich antwortete ihr, daß mir der Talmudiſche Engel des Todes wohl bekannt ſey, aber dieſer nicht. Ich habe hiervon im 42ſten Stück des eilften Jahrganges meiner wöchentlichen Nachrichten S. 336 etwas angemerket, welches ein ungenannter Jude, in der oben genannten hebräiſchen Monatsſchrift, für ein abgeſchmacktes Mährchen erkläret, das zum Beweiſe diene, wie wenig Aufklärung in unſerer wegen derſelben berühmten Zeit wirklich vorhanden ſey, da man ſolchem Geſchwätz von der jüdiſchen Nation Glauben beymeſſe. Er hält ſich alſo nicht wenig über mich auf, daß ich ein ſolches Mährchen, welches mir, wie er meynet, in der Kindheit einge-

präget worden, ohne nachgehende Unterſuchung ſo blindlings in die Welt ſchicke. Niemand hat weniger Urſach dieſe Erzählung für ein Mährchen zu erklären, als dieſer Verfaſſer; denn er iſt, nach ſeinem eignen Bekenntniß, in Anſehung deſſen, was unter ſeiner Nation mit den Sterbenden vorgenommen wird, ſo unwiſſend, daß er ſich hat bey einem alten Aufwärter der Kranken und Sterbenden darnach erkundigen müſſen, deſſen Ausſage er meiner Erzählung entgegen ſetzet. Das würde ich nun mit guten Gründen für einen ſchlechten Gegenbeweis erklären können, wenn mir daran gelegen wäre, die obige Erzählung zu behaupten: denn ich könnte die oben erwähnte Jüdin für eben ſo glaubwürdig, ja für weit glaubwürdiger, als ſeinen Krankenwärter erklären, der wohl gar einer von den Engeln des Todes ſeyn mögte. Aber davon bin ich weit entfernet. Ich habe die Erzählung der Jüdin bloß erzählungsweiſe angeführt, um andre zur gründlichen Unterſuchung derſelben zu veranlaſſen. Es fehlete mir an Raum, meine eigenen Gedanken davon beyzufügen, hier aber will ich ſie angeben. Die Juden glauben durch ein Geſetz verpflichtet zu ſeyn, ihre Todten ſchon an dem Sterbetag zu begraben; begraben ſie nun dieſelben in hohlen Särgen wie wir, ſo muß man mit Zittern an den möglichen Fall gedenken, da ſie einen nicht wirklich todten Menſchen beerdigen, der in dem verſchloſſenem Sarge aus ſeiner tiefen

Ohn-

Ohnmacht erwacht. So grauſam es alſo auch ausſiehet, ſo müßte man es doch billigen, wenn ſie, um die ſchrecklichen Folgen einer ſolchen Erwachung zu verhüten, den zu Begrabenden die Hälſe zuſchnüreten, um von ihrem Tode gewiß zu ſeyn. Doch der ungenannte Jude, welcher mir widerſpricht, ſagt: die Sache betreffe Menſchenblut, ſie müßte bey Strafe, unterſaget werden, wenn ſie ſo wahr wäre, als ſie falſch ſey. Ich antworte: die jüdiſche frühe Beerdigung kann Mordthat werden, und mag es oft wirklich geweſen ſeyn, muß alſo bey harter Strafe verboten werden. Wenn die Erdroſſelung wahr wäre, ſo hätte kein Jude Urſach, ſich vor derſelben mehr zu fürchten, als vor der frühen Begrabung. Geſchiehet dieſe in einem Sarge, ſo iſt ſie in dem möglichen Falle des nicht wirklichen Todes weit ſchrecklicher, als die Erdroſſelung; wenn ſie aber ohne Sarg geſchiehet, ſo iſt ſie doch eine wahre Erſtickung für denjenigen, der noch nicht wirklich todt iſt, wenn er in dem Grabe verſcharret wird.

Nach Bodenſchatz, am angeführten Orte, wird der Leichnam eines Juden entweder in einer Truhe (in einem Sarge), oder nur auf einem Brett, in die Grube gelaſſen; und im letzten Fall wird auch auf jeder Seite des Leichnams, beym Kopf und bey den Füßen, ein Brett in die Höhe gerichtet, und zuletzt noch oben auf den Leichnam eins gelegt, und alsdenn wird er mit Erde beſchüttet.

Büſching.

4.

Fragment eines Briefes des sel. Herrn Xaverius Grossinger in Wien, mit authentischer Nachricht von den Ursachen seines Todes.

(An die Herausgeber.)

Meine Herren!

Die Mitbürger Ihres Staats sind Ihnen vielen Dank schuldig, daß Sie so thätig den Aberglauben und dessen unselige Folgen bestreiten, um die Aufklärung auf das nachdrüklichste zu befördern. In Ihrem glüklichern Lande ist der Aberglauben nicht mehr ein wesentliches Stük der Erbsünde, in welcher der Mensch empfangen, geboren, erzogen und unterrichtet werden muß, wenn er alles ohne vernünftige Untersuchung annehmen soll, was die Kirche zu glauben anbefiehlt. Die Denk- und Drukfreiheit scheint Ihnen diesen Vorzug noch lange versichern zu wollen; und diese Freiheit selbst ist eins der nüzlichsten und vernünftigsten Erfordernisse eines wohl eingerichteten Staatsverwaltung. Denn, wenn die Sicherheit des Staats gegründet, und die Religion von fälschen Sätzen gereiniget ist; so braucht es kein: prohibetur, toleratur und admittitur bei den fremden, und keine drükkende, das ist, ausstreichende und überschreibende

hende Censur bei den einheimischen Schriften. Hat jeder die Freiheit zu denken und zu schreiben über alles, was nicht wider die Gesetze, die Regierung, und engere Verbindung des Staats mit auswärtigen Höfen streitet; so erfährt der Beherrscher selbst durch solche Schriften die Denkungsart seines Volks, und die Ursachen, warum dasselbe nicht eher aufgeklärt worden. Die Wahrheit, welche man den Monarchen zu oft verbirgt, gelangt näher zum Thron, oder doch zu dessen vornehmsten Staatsbedienten. Die Unterthanen lernen durch freimüthige gemeinnützige Schriften die Glükseligkeit einer weislich eingerichteten Regierung von selbst erkennen; und sie werden in ihrer Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam gegen die Regierung immer mehr befestiget, so wie ihre Aufklärung zunimmt. Nur diejenigen aus der Dienerschaft seufzen über Preßfreiheit, welche überführt werden, daß ihre Verordnungen schlechterdings nicht dem Wohl ihrer Mitbürger entsprechen; wie denn bloße wiederholte Befehle ohne Abstellung und Wirkung schlechterdings nicht den Patrioten befriedigen können.

* * *

So weit war Herr Xaverius Grossinger in seinem Schreiben an Sie gekommen, als ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm. Mancherlei zusammentreffende Vorfälle zogen ihm eine tödtliche Krankheit zu, in der er wie ein Licht erloschen. Um sein Andenken, zum Gebrauch der Biographen

und zur Ehre der Grossingerschen Familie, auf die Nachwelt zu bringen, will ich die merkwürdigsten und lehrreichsten Umstände auszeichnen, für die ich Bürge sein kann, da ich die letzteren Tage seines Lebens ihn nicht einen Augenblik verlassen habe. Sie, M. H., haben die Gefälligkeit gehabt, sein erstes Schreiben in den Septembermonat des verwichenen Jahres einzurükken; es ist daher wohl nicht zu viel gewagt, daß ich nun auch diesem Fragmente seines Briefes mit gegenwärtiger Nachricht einen Platz zu vergönnen bitte.

Wien hat, seit der erweiterten Freiheit zu denken und zu schreiben, im Reich der Wissenschaften allerlei bisher fremde Auftritte gehabt. Unbemerkte Gesellschaften, die sonst ihr Werk im Verborgenen getrieben, werden lauter und bekannter. Alchymisten, Kabbalisten, Mystiker, Nekromanten, Magier, Rosenkreuzer, u. dergl., sind hier nicht mehr so zurükhaltend, als ehedem. Die Neuheit der Dinge, die Verbindung mit einigen Vornehmen aus verschiedenen Ständen, und sogar mit sogenannten Gelehrten, die sich mit einflechten und bethören lassen, geben, nebst der Art der Verheimlichung, einen äußerlich auffallenden Schein, als wenn Sachen von größter Wichtigkeit getrieben würden. Die Neugierigen werden gereizt, und durch die Feinheit des Betruges in der Zubereitung und in den Ceremonien, wie auch durch die Einmischung der Religion, und durch das anscheinend Wun-

Wunderbare in den Operationen selbst, in Versuchung gesetzt und in Verbindung mit ihnen gezogen. So wie Schröpfer und die abgefeimtesten seiner Schüler ehemals viele Köpfe in Niederdeutschland verwirrt gemacht: eben so hat jetzt dergleichen Wirbelwind einige in den Schlamm des Aberglaubens versunkene Köpfe unter uns zusammen getrieben und empor gehoben, die mit diesem Unrath andere besudeln. Wie das möglich ist, läßt sich leicht begreifen.

Vorurtheile, Aberglauben, falsche Religionsbegriffe, die für göttliche Wahrheiten gelten, mißverstandne Stellen der Bibel, von Jugend auf eingeflößte Ideen von Engeln und Teufeln, Hexen, Zauberern, Besessenen, Exorzisten, Wirkung der Priester- und anderer Weihen, ausposaunte Wunder der Gnadenbilder und dergleichen, haben bei uns zur leichtern Aufnahme dieses Wahns in schwachen Köpfen den Grund gelegt; und die leider! nicht seltenen Beispiele, daß selbst Priester und Exjesuiten sich dabei gebrauchen lassen, haben zur schnellern und größern Ausbreitung desselben nicht wenig beigetragen. Man schmält auf den Unglauben unserer Zeiten; und setzt den Aberglauben, der in den finstersten Jahrhunderten herrschte, wieder an dessen Stelle. Durch Winke nach der Höhe, durch rege gemachte überspannte Erwartungen, soll sich der Mensch über seine Sphäre bis zum Wundermann erheben; da man ihn, wenn er die

gesunde Vernunft braucht, und auch ohne Offenbarung vernünftig zu denken sich bemühet, bis zum unvernünftigen Vieh herabwürdigt. Und wem sollte unter uns nicht die unrichtige Anwendung der Offenbarung verdächtig werden? Alle unrichtige Religionsbegriffe, welche die Klerisei aus ihrem Gehirn hervorgebracht, hat sie als ewige Grundwahrheiten der Religion mit verdrehten Stellen aus der Bibel befestiget; aus eben der Bibel, die von den Jesuiten gemißbraucht ward, um den Königsmord und die Unfehlbarkeit des Papstes zu vertheidigen, und aus welcher die Verfolgung der Ketzer, die Inquisition, das Verbrennen der Hexen und Zauberer gerechtfertigt worden ist. Eine eben so bekannte Wahrheit ist es, daß der Heuchler, der Schwärmer und der Scheinheilige, wenn er will, jede Lasterthat mit einer unrecht angeführten Stelle aus der Bibel, oder aus den mit der Bibel in gleichen Werth gesetzten Kirchenliedern zu beschönigen weiß. Es ist daher auch kein Wunder, daß diejenigen, welche von Jugend auf den Wahn von wunderbaren Wirkungen der Geister und Teufel nährten, und durch figürliche Ausdrükke in der Schrift darin bestärket wurden, derzeit so leicht dahin zu bringen sind, den magischen Verblendungen Glauben beizumessen. Haben doch oft selbst Philosophen Mühe, mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile zu überwinden. Wie viel schwerer muß es denn nicht ein, diejenigen

Men-

Menſchen klüger zu machen, welche die Beſtreitung des Aberglaubens und der Schwärmerei als Angriffe auf die Religion anſehen! Sie ſeufzen: „wir „ſind mit unſerm alten Glauben zufrieden.“ Gut! Man laſſe ſie dabei; allein ſie müſſen nur andern nicht mit ſo vieler Argliſt weit ſchädlicheren Aberglauben einflößen. Sie müſſen nicht Haß gegen den richtiger denkenden Nebenmenſchen verbreiten, und demſelben die ſchändlichſten Abſichten andichten. Der Enthuſiaſt und der Schwärmer ſchreien beide gleich laut: „man will mir meinen Jeſum „rauben, in dem ich Ruhe finde;“ ſo bald man den Aberglauben des Blödſinnigen angreift, der in der Religion Jeſu nicht gegründet und dem menſchlichen Geſchlecht tauſendmal ſchädlicher iſt, als aller Unglaube. Dahin gehören die Ideen von der Gewalt des Teufels über die Kreaturen, und der Gewalt der Kreaturen über Schutzengel, Geiſter und Teufel, und von den darauf beruhenden magiſchen Beſchwörungen.

Mancher Philoſoph hält dieſe Dinge für Poſſen, die er verlacht, ſtatt daß er ihren Urſprung gründlich unterſuchen ſollte, um den Leichtgläubigen zu überzeugen, daß er der Vernunft, die ihm Gott gegeben, nicht werth ſei, wenn er, ohne ſie zu brauchen, alten heidniſchen Gräueln, ſobald dieſe mit einem bibliſchen Teppich verdekt werden, Glauben beimißt. Der fromme, aber durch täuſchende Vorſpiegelungen geblendete, Chriſt glaubt: daß

ohne seine Vorurtheile, die er in der Religion gegründet hält, keine Obrigkeit bestehen kann; und er selbst handelt geradezu wider die Gesetze jeder vernünftigen Obrigkeit. Im aufgeklärten Theil von Europa ist fast kein Land, in welchem nicht die magischen Beschwörungen verboten wären. In Frankreich, wo man die geweihten Windeln mehr achtet, als die geweihten Degen, hat schon König Ludwig XIV. 1682 durch ein öffentliches Gesetz *) nicht allein die Wahrsager, Nativitätsteller, Planetenleser und Geisterbeschwörer Landes verwiesen, sondern es sollen auch alle die, welche den göttlichen Namen zu Zauberei und Beschwörungen entheiligen, am Leben gestraft werden. Ihr großer Kurfürst hat schon 1656, in dem Kriegesrecht, Artikel 1. **), alle Abgötterei, Zauberei, Waffenbeschwörung, und andere Teufelskünste bei Strafe der Landesverweisung verboten; und nach den erneuerten Kriegesartikeln vom 12. Jul. 1713 sollen alle die, welche sich unterstehen, den Namen Gottes durch Beschwörung der Waffen, Festmachen und andere Teufelskünste, zu misbrauchen, am Leben gestraft werden. Es wäre überflüssig, mehrere Gesetze anzuführen.

Die

*) Causes celebres et interessantes par *Gayot de Pitaval*. T. 1. p. 288-296.

**) Herr P. A. Wegerlin hat dieses in seiner Handschrift: Denks Berlin! angeführt, und folgende Citation beigesetzt: *Mylii* Corp. Const. Marchic. AL. Th. 1. Abth. S. 59. 337.

Die Absicht nun, welche die neuen Geisterbeschwörer und magischen Wundermänner unserer Zeiten haben mögen, kann, wie jeder Unbefangene einsehen wird, wohl keine andre sein, als: gutmüthige, rechtschaffene aber leichtgläubige Personen, welche die feinen Handgriffe und Kunststükke nicht einzusehen vermögen, zu gewinnen, ihr Vertrauen zu tausenderlei Absichten zu misbrauchen, und sich bei ihnen in ein ehrwürdiges Ansehen zu setzen.

Nun wende ich mich zur Erzählung der Vorfälle, die zuletzt dem guten Herrn Grossinger Nägel zum Sarge, oder wie wir itzt hier figürlich reden müssen, Zwirnknäuel zum Sterbesak, wurden. — Herr Grossinger ward wenige Abende nach meiner Ankunft zu Wien, durch einen Freund und Mitgenossen, in eine Gesellschaft von Magiern, Kabbalisten, Mystikern, Nekromantisten und Alchymisten eingeführet. Diser Freund, welcher Natürlichkeit, einen kindlichen Geist, eine gutherzige, sich nicht verbergende, nicht drükkende Eitelkeit besaß, hatte zur Absicht, aus unserm Seligen einen ächten Proselyten zu machen, oder doch ihn auf andere Gedanken zu bringen; weil er zu oft dessen eindringende Zweifel wider die Aufrichtigkeit der angeblichen Geistererscheinungen anhören mußte. Nun sollten ihn die Erzpriester dieser Gesellschaft eines bessern belehren. Der erste Eintritt und Empfang in dieser Gemeine war etwas kalt; vielleicht, weil man hier nicht Leute liebte,

liebte, die den Glauben nicht ohne gesunde Vernunft gebrauchen wollen. Einige sahen sogar mit einem tiefdringenden Blitzblik, jedoch in Sanftmuth und Demuth gehüllet, auf den unglüklichen Sterblichen herab, dessen Bekehrung den Eingeweihten gleichsam aufgedrungen worden. Andere saßen mit hängenden Häuptern, und hatten die Tinktur, oder, wenn ich es ohne Beleidigung sagen darf, sie ließen die auferwekliche Melodie einer Lämmlein-Gesellschaft in ihren Seher-Gesichtern deutlich lesen; und (wenn es, ohne ein Plagiat zu begehen, erlaubt ist, ferner in der Kraftsprache des großen und unnachahmlichen Lavaters zu reden) sie hatten fast alle markigte und so stylisirte Nasen, daß Schröpferische, mystische und dergleichen Brillen gar füglich darauf paßten. Kurz die ganze Gesellschaft hatte Verliebtheit in Geistigkeit ohne Körper, welches das Eigenthümliche der frömmelnden Schwärmerei ist. Herr Grossinger war ganz Auge im Ohr, und ganz Ohr im Auge; er hielt bescheiden den Durchbruch seiner Einfälle, Launen und Zweifel zurük: und nun ward man vertrauter, wozu seine nachgiebige, biegsame, gleichsam wächserne Physiognomie nicht wenig beitrug. Herr Grossinger hatte Großgefühl, ein entgegenkommendes Auge, und ein ebenfolches Herz, das dem sich zu ihm wendenden entgegen wallete; seine Blikke, seine Triebe, gossen sich mit in die Gemeinform dessen, der herzlich zu ihm sprach.

ſprach. Ohne daß er es ſelbſt wußte, oder wie Garrik darauf ſtudirte, war ſein Geſicht dem zu ihm Redenden ein Spiegel, daß dieſer gleichſam den Ausdruk ſeiner eigenen Geſichtsmuskeln darin ſah; und ſo ward es ihm leicht, das Vertrauen einer geheimnißvollen Geſellſchaft zu gewinnen. Nun durfte er Zweifel und Bedenklichkeiten ohne Scheu vortragen, ja wurde ſelbſt dazu aufgefordert, ſeine Meinung von der Magie frei zu ſagen; vermuthlich weil man aus ſeinem Geſichte zu leſen glaubte, daß er von allem Wunderbaren, was man ihm vorgeredet, ſchon mehr als halb überzeugt ſein müſſe.

Herr Groſſinger hielt es nicht rathſam, ſich darüber herauszulaſſen, und ſagte: „Er wiſſe weiter nichts, als was er von gegenwärtigem Freunde „zu deren Vortheil gehört hätte. In den Schriften des Wiegleb, Funke, und Halle von der „Magie, die neuerlich erſt herausgekommen, wären einige Verfahrungsarten, um Geiſtererſcheinungen zu bewirken, als optiſche Vorſtellungen „und Blendwerke, mit Hülfe des Rauchs und der „Zauberlaterne, ſehr ausführlich beſchrieben. Auch „die den Herren noch erinnerliche Geiſtererſcheinung, die ein gewiſſer Rabbiner und Theurge „mit ſo vieler Bewunderung einiger Geiſterfreunde „hieſelbſt vorgenommen, finde man ganz deutlich „in Funkens Magie am Ende beſchrieben, nebſt „Kupfer und Erklärung aller dabei vorgefallenen „Umſtände, die ſehr deutlich zeigten, daß alles

„ohne

„ohne Geister, aber nicht ohne sehr groben Betrug
„zugegangen. Etwas feiner sei des Herrn Hal-
„lens Hexe zu Endor im ersten Theil seiner Magie.
„Unter diesem Titel beschreibe er eine Geistervor-
„ladung, die durch eine verstekte und künstlich ange-
„brachte Laterna magika bewirkt wurde. Ein vor-
„nehmer Herr sei durch dieses Kunststük gänzlich
„von den Magiern eingenommen worden, weil
„man sehr viele fürchterliche Ceremonien und auch
„Maschinen dabei angebracht habe, um den phy-
„sikalischen Betrug dem Ungeübten durch Reli-
„gionsgebräuche zu verstekken. Den Gebrauch der
„Messe und der religiösen Ceremonien mit Fasten
„und Beten, welches nach der Klavicula Salomo-
„nis und dem Arbatel zur Geisterbeschwörung er-
„forderlich sei, hielten die Philosophen, so wie
„allerlei andere Ceremonien, für bloße Grimassen.
„Der Erkaffeeschenker Schröpfer habe Messe
„gelesen, ob er gleich kein Priester gewesen; und
„dennoch hätten ihm die Geister zu Gebote gestan-
„den, und er habe selbst bei Unkatholischen, die
„immer klüger sein wollten, Glauben gefunden.
„Wäre die Messe wirklich dazu erforderlich, so
„wisse man ja, daß sie ohne vorhergegangene Prie-
„sterweihe des Messelesenden nichts wirken könne.
„Auch sei, da man derzeit bei uns das Messelesen
„für sehr gleichgültig halte, kaum zu begreifen,
„wie sogenannte Protestanten darauf einigen
„Werth setzen könnten. Es wäre offenbar, wie

„sie

„sie in einigen Stükken klüger würden, so verfielen
„sie wieder in andern in den dummsten Aberglauben.
„Was daran Schuld sei, wolle er hier nicht anführen.
„Sie hätten Gelehrte genug unter sich, die mög-
„ten darüber nachdenken. — Dem strengen Fasten,
„dem Waschen, der Anlegung reiner und weisser
„Kleider, und dergl., welches nach der Klavikula
„Salomonis und den Vorschriften des Arbatels
„und anderer, sieben, oder doch wenigstens drei
„Tage vorher müste unausgesezt und nach einan-
„der vorgenommen werden, legten die Weltkinder
„ebenfalls verdekte Absichten bei, weil sie dafür
„hielten: wer einfältig genug wäre, sieben Tage
„lang zu fasten und in den lezten drei Tagen
„nichts als täglich einen Trunk Wasser und etwas
„Brod zu sich zu nehmen, und das lange Gebet
„um die Verwandlung des Quekſilbers und ande-
„rer Metalle in Gold, und um Zuordnung des
„Geistes herzubeten, von dem könne man sicher
„sein, daß er Geister sehen werde. Denn wer so
„gehorsam wäre, um alles dieses zu thun, werde
„auch eben so gehorsam in seinem Zirkel stille stehen
„und in keinen andern Winkel hinschauen, als
„wohin es ihm befohlen worden; und da sei es
„denn leicht, hinter seinem Rükken solche Vorkeh-
„rungen zu machen, daß er auf dem angewiesenen
„Fleк das, was man ihm zeigen wollte, zu sehen
„bekäme." — — Herr Grosslinger sprach mehre-
res von diesem Zirkel, und: „daß es Einfalt wäre,

„wenn

„wenn man sich darin einschränken ließe, um alle „Verrichtungen ohne philosophische Untersuchung „geschehen zu lassen.“ Zugleich aber entschuldigte er sich: „daß er so offenherzig, nicht seine Mei„nung, sondern was er gelesen, vortrüge.“ Er wünschte, „daß man ihn, wenn er im Irrthum „wäre, eines bessern belehren mögte; und um „völlig überzeugt zu werden, mögte man die Gei„stererscheinungen unter freiem Himmel, und nicht „auf einer mit Zirkeln eingeschlossenen Stelle eines „Zimmers vornehmen.“

Außer den Erzpriestern in der Gesellschaft war den übrigen nichts von diesen Büchern bekannt; und sie schienen theils aufmerksam, theils verlegen oder betreten zu sein. Man bat Hrn. Grossinger sich auf einige Minuten zu entfernen. Sein Freund hatte in der Zeit sehr viel Mühe, die Gesellschaft zu seinen Absichten zu lenken. Nachdem er wieder hereingerufen worden, sagte man ihm etwas zurükhaltend: „Um ihm den Unglauben an solchen „wichtigen Wahrheiten zu benehmen, den das „Lesen der von ihm angeführten widrigen Schrif„ten bei ihm könnte bewirkt haben; so wolle man „ihn den folgenden Abend um 8 Uhr, als den „11. November, auf der Brigitten-Au rechts an „dem Donauarm, oder dem Fahnstangenwasser, „eines bessern belehren. Er mögte aber weder „heute Abend noch morgen den ganzen Tag irgend „etwas von Speise oder Trank zu sich nehmen,

„weil

„weil ihm sonst nichts erscheinen dürfte.“ — Sein Freund begleitete ihn nach Hause und blieb bis auf den späten Abend bei ihm, um ihn wenigstens diesen Abend vom Essen abzuhalten.

Am folgenden Tag kam sein Vetter, Herr Joseph Grossinger, mit Ungestüm auf sein Zimmer gelaufen, und hatte das 1ste Stük des 59. Bandes der allgemeinen deutschen Bibliothek S. 239 aufgeschlagen unter dem Arm, worin er ihm die Stelle zeigte, in welcher man ihn, den Herrn Joseph Grossinger, nun gar einen armen Tropf genannt hätte. „Das wäre, schrie er, eine förmliche Kriegserklärung. Er würde alle Wiener Schriftsteller sammt und sonders aufbieten, mit ihm sogleich gemeinschaftliche Sache zu machen, da er sich heldenmüthig für sie ins Feld gewagt. Ihre Zahl stiege ins Unendliche, und sie würden die Berliner gewiß übermannen.“ — Herr Xaver laß die Stelle durch, und sagte: „Was schreibt ihr doch? Ihr „habt den Feldtrompeter gefangen genommen; „das ist ja wider alle Kriegesraison. Was kömmt „doch überhaupt aus eurem Geschreibsel heraus! „Ihr schreibt weder um aufzuklären, noch um den „Geist durch Laune zu ermuntern. Was sollen „eure groben Personalsatyren helfen? Ihr seid „Deutsche; arbeitet doch gemeinschaftlich, um die „deutsche Litteratur von den verdienten Vorwürfen des Auslandes zu befreien. Auf die Menge „unserer mit einmal alles überschwemmenden

„Skribenten kömmt es nicht an, sondern auf den „Werth ihrer Schriften. Nachdem die Schran„ken der Preßfreiheit ein wenig erweitert worden, „will hier alles schreiben, was nur Feder, Dinte „und Papier hat. Die Schriftsteller kommen mir „vor, wie die Komponisten in der Musik. Die „meisten sind schlechte Helden, und schreiben ein „paar Dutzend elende Sonaten, Tertos und Kon„certe mit ausgeschriebenen Lieblings-Passagen; „wogegen nur wenige Genies auftreten, die Ori„ginalstükke liefern. Jene übrigen aber arbeiten „für die Präger Studenten und Bierstedler; so „wie ihr für die Journalisten, die sich und andere „mit euch lustig machen. Laße euch die Erinne„rungen der gelehrten Journale zur Aufstellung „eurer Schriften dienen, und mache euch beschei„dene Censür zu Nutze. Itzt schreibt ihr in den „Tag hinein, ohne zu denken; und bei dermaligem „Verfall der Handlung, und bei den hohen Prei„sen des Kaffees, der Stärke, des Puders u. s. w. „hier bei uns wegen des Monopoliums, ist sogar „eure Makulatur auch zum Einwikkeln und zu „Scharnitzeln *) überflüssig.“ — Herr Joseph Grossinger nahm dieses sehr übel, und sagte: „Die Berliner Rezensenten wären unverständige Leute, sie verursachten unsern Skribenten mehr Bauchgrimmen, als alle hiesige Lebküchler zusammen genommen; es wäre Zeit, wenn auch diese Berliner

Zunft

*) Tüten.

Zunft von Obrigkeitswegen verboten würde.“ Herr Xaver stellte ihm vor: daß die allgemeine deutsche Bibliothek ja ihrer eigenen Landesprodukte nicht schonte, und den guten Wiener Schriftstellern alle Gerechtigkeit widerfahren ließe. Herr Joseph Grossinger brachte hierauf vieles vor, von hohem Ton, litterarischem Despotismus, Nationalvorurtheil, anzüglicher Schreibart, und dergleichen, welches ich übergehe. Er behauptete mit Hitze, daß durch die Rezension quaestionis die ganze Grossingersche Familie äußerst beleidigt worden, welches Herr Xaver nicht zugeben wollte. Kurz, sie geriethen in einen heftigen Wortwechsel, bei dem die Galle überlief; und Herr Xaver ging sogleich, weil es schon spät war, ganz erhitzt nach der ihm bestimmten Au.

Die meisten der letzt beschriebenen Gesellschafter waren daselbst versammlet, hatten aber allerlei geheime Unterredungen, und bedienten sich nach langem Wanken des Vorwandes: daß die Geister diesen Abend nicht erscheinen würden, weil vermuthlich Herr Xaver zu Mittage gegessen hätte. Es war ein sehr klarer und sternenheller Abend. Da sonst die Au in dieser Jahrszeit mit Nebel und Dunst bedekt ist, so war diesesmal ihr Dunstkreis heiter und rein, welches sehr wahrscheinlich die Operation hinderte. Das unnütze Zaudern der Geisterbeschwörer machte unsern Herrn Grossinger mißmuthig und verdrießlich; und der sehr kalte

Abend und feuchte Boden hatte auf seinen durch den Streit mit Herrn Joseph Grossinger erhitzten Körper, eine so unglükliche Wirkung, daß, als er zu Hause in seine vielleicht zu warm geheizte Stube kam, ihn ein Schlagfluß überfiel, der ihm nach wenig Minuten das Leben nahm, und in den Sak brachte. Der gleich herbeigeholte Arzt, ein gelehrter und frommer Mann, kam zu spät, und konnte weiter nichts thun, als sehr bedauern, daß unser Freund ohne Beichte, Kommunion, letzte Oelung, und ohne Aderlassen, Blasenpflaster und Brechmittel einen jähen Tod sterben müssen. Auf unsere Bitte schrieb er den Namen der Krankheit auf, um diesen Passeport bei dem Todtenbeschauamt einzugeben. Es hieß darinn: Herr Grossinger wäre seit einiger Zeit mit der Polycholia atrabilaria behaftet gewesen, die sich mit einer Polycholia acrefacta vermischt, und nun durch eine Polycholiam metastaticam in einen Schlagfluß übergegangen sei, an welchem er nothwendig sterben müssen. — — Ich bin u. s. w.

Wien, den 6. Dec. 1784.

Hieronymus Grolma.

5.

Soll man der einreißenden Schwärmerei durch Satyre oder durch äußerliche Verbindung entgegenarbeiten?

Shaftesbury war schon der Meinung: das beste Mittel, den Fortgang der Schwärmerei und des Aberglaubens zu hemmen, sei Scherz und Laune; und die Abhandlung, in welcher er diese Meinung behauptet, ist selbst ein Meisterstük von feiner, attischer Laune, die sich der Lord so glüklich zu eigen zu machen wußte. Aber er bediente sich dieser Methode nicht ohne weise Mäßigung: der Satyre bloß, als Vehikulum zu den Arzeneien, und des Scherzes, als Würze zu den gesundern Nahrungsmitteln, mit welchen er seine Leser allezeit bewirthet. Seine Nachfolger haben weder seine Weisheit, noch seine Mäßigung besessen. Seinen feinen Spott haben sie in beleidigende Satyre verwandelt; haben gescherzt, ohne zu unterrichten; und ein Hohngelächter aufgeschlagen, wo man Belehrung erwartete. Am Ende giebt der Spott doch keinen Unterricht. Aechte Aufklärung ist es doch wol nicht, wenn die Menschen, aus Furcht verspottet zu werden, ihre Albernheiten zu verheimlichen suchen. Sie ziehen alsdann höchstens die Maske der gesunden Vernunft vor,

ſpotten wohl ſelbſt mit, wo dieſer Modeton herrſchet; und ſind nichts deſtoweniger, in ihren geheimen Schlafgemächern, Schwärmer, — verführte und auch verführende Schwachköpfe. Nichts iſt dem wahren Wohl der Menſchen mehr zuwider, als dieſe Afteraufklärung, da jedermann ſchale Weisheit im Munde führet, wovon der Geiſt ſchon lange verdunſtet iſt; wo jedermann über Vorurtheile ſpottet, ohne das Wahre in denſelben vom Falſchen zu unterſcheiden. Nun ſtehe man Aerzeleikünſte in einem Krankenhauſe, wo jeder Kranke ſich einbildet, ſelbſt ein Arzt zu ſein! In derſelben Verlegenheit befindet ſich der Freund der ächten Aufklärung in jeder Geſellſchaft, wo Verſpottung des Aberglaubens zum Modeton geworden iſt.

Nicht Verſpottung, — das einzige Mittel wahre Aufklärung zu befördern, iſt Aufklärung. Die Menſchen könnten aus ihren falſchen Begriffen und Vorurtheilen von Gott und der Vorſehung weder durch Satyre hinausgelacht, noch durch äußere Macht und Anſehen hinausgeſchreckt werden. — Daß die Schwärmerei äußerliche Verbindungen ſuche, um ſich auszubreiten, liegt in ihrer Natur. Die Verführung kann in Abſicht auf die Mittel nicht delikat ſein. Es iſt ein wahres Wort, das Volkslied irgendwo geſprochen: Der Fanatismus macht Partei, die Weisheit ſtehet allein. — Der Heuchelei iſt es gleichgültig, durch welche Wege ſie ihre Abſichten erreiche. So aber

nicht

nicht Vernunft und Religion. Durch falsche Mittel erreichen sie nie ihren Endzwek. Selbst Verwahrungs- und Linderungsmittel geziemen ihnen nicht. Sie kennen bloß Gesundheit oder Heilung.

So oft ein Jahrhundert sich durch Neigung zur Schwärmerei oder Aberglauben auszeichnet, so ist es Bedürfniß der Zeit. Wenn seichte Philosophie und Unsittlichkeit die Gemüther verwildert haben: so sehnen sich die Menschen wieder nach Kindereinfalt, und verfallen wieder in Kinderthorheit. Man will lieber von Gespenstern umgeben sein, als in einer todten Natur zwischen lauter Leichnamen wandeln. Man will lieber im Schlaraffenlande als länger ohne Gott leben. — Wie oft ist ein Ungeziefer verordnet, einem noch schädlichern Ungeziefer Einhalt zu thun! Tödtet jenes nicht, ohne für dieses gesichert zu sein. Greifet das Uebel bei seiner Quelle an, oder laßt ihm seinen Lauf!

Die Quelle des Uebels kann nicht anders, als durch Aufklärung verstopft werden. Man helle die Gegend auf, so verschwinden die Gespenster. Man ziehe ans Licht, was so gerne im Finstern schleichet; bringe alles an den Tag, was man von den Bemühungen, geheimen Verbindungen, Anstalten und Verrichtungen der Schwärmerei in Erfahrung bringen kann: mit Verachtung gegen den Verführer, wo er in seiner Blöße gezeigt wird

den kann; oder mit Verschonung und ohne Geiſſel der Satyre gegen den Verführten, der Mitleid, aber nicht Hohn verdient.

Zum Theil liegt dies zweifache Uebel unſerer Zeiten: Unglauben und Aberglauben, mit an der jetzigen Beſchaffenheit unſerer Philoſophie, und an der Art, wie ſie auf Schulen getrieben wird. In der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts herrſchte auf deutſchen Schulen und in deutſchen Schriften eine Gründlichkeit im Denken, die ſich zum unterſcheidenden Charakter der deutſchen Literatur zu bilden anfing. Die Leibnitz-Wolffſche Weltweisheit und die mancherlei Streitigkeiten, die ſie veranlaßte, gaben den Begriffen eine ſolche Beſtimmtheit, und dem Räſonnement eine ſolche Feſtigkeit, wovon unſere Nachbaren noch bis jetzt keine rechte Vorſtellung haben. Jede ſophiſtiſche Schrift, die bei ihnen Aufſehen machte, durfte nur ins Deutſche überſetzt werden; und ſie erſchien in ihrer ganzen Schwäche und Dürftigkeit. Die Sprache weigerte und ſträubte ſich gleichſam, das Schwankende aufzunehmen, deſſen der Sophiſt ſo ſehr bedarf. Die Worte ſchnitten ſcharf ein, wo jener nur obenhin gleiten wollte; ſie zwangen den Leſer gleichſam auf die feinen Unterſcheidungen zu achten, die jener der Bemerkung zu entziehen ſuchen mußte. Auch ſah man in jenen Zeiten in Deutſchland weder eine atheiſtiſche, noch eine ſchwärmeriſche Schrift ſonderliches Aufſehen

machen.

machen. Atheismus und Schwärmerei waren bei weitem so laut nicht, als sie seit kurzem zu werden, sich erdreisten; seitdem unsere Bellettristen sich der steifen Pedantin, die sich in keinen Modeputz zu gestalten wußte, zu schämen angefangen, und ihr in der That mehr Geschmeidigkeit und gleißnerischen Anstand gaben, aber von der andern Seite ihr die Eigenschaft entzogen, die sie dem Weltweisen so werth gemacht hatte. — Nunmehr hat sogar das seichte Geschwätz des Systême de la Nature einen Uebersetzer und viele Leser gefunden; so wie von der andern Seite die albernste Schwärmerei in die besten Köpfe und Herzen Deutschlands einzuschleichen drohet. — Man suche also die deutsche Philosophie wieder in ihre alten Vorzüge und Rechte der Gründlichkeit einzusetzen; man berichtige die schwankenden Begriffe, bestreite die Ursachen der Schwärmerei, den schalen, nervenlosen Atheismus, den die französirenden Schriftsteller durch Witz und Persiflage zu unterstützen gewußt haben; so kann man hoffen, den erwünschten Endzweck zwar langsam, aber desto sicherer zu erhalten. Die Bestimmung des Menschen überhaupt ist: die Vorurtheile nicht zu unterdrükken, sondern sie zu beleuchten.

Moses Mendelssohn.

6.

Indüſtrie, ſonſt auch feine Spitzbüberey genannt.

Im guten Verſtande nehm' ich das Wort Indüſtrie nun freylich für diesmal nicht, ſondern in demjenigen, wo es eine die Polizey äffende und honett ſcheinende Spitzbüberey bezeichnet, für welche die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiſer Karls V. keinen Titel hat. Nach dem Glücke, das die Chevaliers d' Induſtrie in Deutſchland machen, wenn ſie nur halb und halb ihr Handwerk verſtehen, ſteht es um die allgemeine Aufklärung der Deutſchen ſchlecht aus; und die Leichtgläubigkeit nebſt dem Aberglauben haben noch wenig Terrän verlohren. Ein Betrüger dieſer Art muß ſchon ſehr plump ſeyn, und gar keine Menſchenkenntniß beſitzen, wenn er nicht mit jedem Wurfe Fiſche ins Netz bekömmt; und die Liebe zum Seltſamen und Wunderbaren erleichtert ihm den Fang, wenn er's nicht geradezu ſagt, daß er ein Betrüger ſey, welches die Herren zu thun eben nicht für dienlich erachten. Man darf nur geheimnißvoll ausſehen und räthſelhaft ſprechen, um das Volk anzuführen; und kann man mit unter frömmlen, ſo iſt man eines guten Ausgangs völlig gewiß. Zudem neigt ſich unſer Mitleiden lieber zu Fremden, deren Unglück wahr, aber auch erlogen ſeyn kann, als zu

bekann-

bekannten Unglücklichen, weil wir uns bey Bekannten dieser und jener Selbstverschuldung, wahr oder vermeynt, erinnern, die wir beym Fremden nicht kennen, und auch nicht geneigt sind, bey ihm vorauszusetzen. Auch klagt uns der Fremde seine Noth in einer andern Mundart, die gemeiniglich einen Zauber für uns hat, und er thut's mit einer Beredsamkeit, die uns lange Weile verschafft. Ein geschildertes Elend wirkt stärker auf uns, als eins, das wir nach und nach unter unsern Augen haben entstehen sehen, wo wir folglich Zeit gehabt haben, uns mit ihm zu familiarisiren. Giebt sich der Betrüger für vornehm, für einen Unglücklichen von hoher Geburt aus; so ist der Deutsche gleich gefangen, der noch sklavisch genug denkt, vor dem Adel zu kriechen, und sich unter ihm eine wirklich edlere Menschengattung vorzustellen. Daher erhielt sich so lange bey uns in Achtung, die in England nie so guten Markt hatten, weil man dort nur den Menschen prüft und schätzt. Ein Marktschreyer, der von Fürsten, Grafen, Freyherrn und Edelleuten Zeugnisse aufzuweisen hat, daß er Wunder thun kann, kann damit seiner Beute gewisser seyn, als mit den Zeugnissen geschickter Aerzte, und wären sie auch von öffentlichen Societäten; denn ein hochadlicher Dummkopf hat mehr Credit, als ein bürgerlicher Weise.

Ein

Ein geiſtlicher Marktſchreyer darf nicht aus der Mittelclaſſe ſeyn, wenigſtens muß er auf den Fall ſchon viele Talente haben. Er ſey alſo entweder von vornehmer Geburt — oder ganz aus der Grundſuppe des Pöbels. Ohne den Grafen von Zinzendorf hätte die herrenhuthiſche Sekte nie ihr Glück ſo ſehr gemacht, und ohne den Schuſter Georg Fox hätten wir muthmaßlich keine Quäker. Der Pöbel glaubt ſich veredelt, wenn er einen Strahl des Vornehmen auf ſich leiten kann; und glückt's einem aus ſeinem Mittel, Aufſehen zu machen, ſo findet er hier Wunderkraft, wogegen alle hochſtudirte Herren, nach Schwärmer Apitzſchens Style, die Knie beugen müſſen. Beruht demnach ein hochadelicher Abenteurer, unſern Beutel zu ſchröpfen; ſo müſſen wir ſtandesmäßig nicht allein viel ſtärker bluten, als bey bürgerlichen Schröpfen, wenn wir keinen Mangel an Lebensart verrathen wollen, ſondern es muß uns auch viel Ehre ſeyn, wenn er die Gnade haben will, unſer bischen Habe mit uns zu theilen.

Der Afterarzt darf ſich nur das Anſehen geben, ein Arcanum zu beſitzen, eine gute Suade und Zeugniſſe von verrichteten Curen haben, die kein ſtudirter Arzt verrichten konnte: ſo iſt ihm geholfen. Warum erhielte ſich ſonſt das allhandſche Pulver unter uns noch immer ſo ſehr in Achtung?

Ich muß einige mir bekannt gewordene Fakta aus Weſtphalen erzählen; und wenn es eines

Der

Beweises bedürfte, daß wir uns gern betrügen lassen, so dürft ich mich nur auf diese Beyspiele berufen.

Vor einigen Jahren trieb sich ein sogenannter **Magister Ehrard** in unsern Gegenden herum, der sich mit unter für einen Freyherrn ausgab, ein Bruder eines bekannten großen Mannes seyn wollte, und ein verlaufner Mönch war. Er gab vor, ein gewisser protestantischer Fürst hab ihn in ** studiren lassen, und die Anwartschaft auf eine gewisse Pfarre gegeben; bis dahin reiste er mit seinem Weibe im Lande herum, predigte Buße und Wohlthätigkeit, und pflegte der Liebe wie ein Sperling, wovon Wunderdinge zu erzählen wären. Weil ich gern allerhand Leute in der Nähe kennen lerne, so reiste ich nach Bielefeld, den Mann zu sehen, dessen Lob auf jeder Zunge war; allein er war schon abgereist, und die frommen Seelen, deren Thaler reichlich mitgereist waren, wünschten ihm allen Segen nach. Ich folgte meinem Aben teurer nach Herford, aber auch hier konnte ich nicht an ihn kommen, denn er saß eben an einer adelichen Tafel. Man riß sich um seine Gesellschaft, und beschenkte ihn reichlich. Aus einem Zuge seiner Prahlsucht erkannt ich indessen gleich meinen Mann. Er hatte sich nämlich berühmt, daß der Ritter Michaelis ihn häufig bey seiner Uebersetzung des alten Testaments zu Rathe gezogen, und seine Verbesserungen willig angenommen habe. Auch

das

das glaubte man in Herford, und würd' es vielleicht noch glauben, wenn man nicht hintennach entdeckt hätte, daß der Herr Magiſter ein Betrüger und elender Landſtreicher ſey. — Im vorigen Sommer erzeigte uns auch der Freyherr von Mortczinni in unſrer Gegend die Ehre, uns den Beutel zu ſegen. In Minden ging alles gut, man pränumerirte aus chriſtlicher Liebe auf ſeine Lebensbeſchreibung; und weil er ſich als einen Feind des neuen Geſangbuchs ankündigte, auch unter andern erſchlichenen Zeugniſſen eins von dem Hrn. O. C. R. Silberſchlag aufweiſen konnte; ſo würde er ſein Glück bey uns noch weiter gemacht haben, wenn ihn der geiſtliche Abenteurer, oder der als Ueberwinder im Glauben herumfahrende Ritter von Montczinni (S. Königsberg 1784) nicht in Minden erreicht hätte. Er verſchonte demnach unſre Grafſchaft, reiſte auf Pyrmont, von da in die Grafſchaft Mark und ins Herzogthum Berg. Zu ſeinem Unglücke kam dem Lippſtädter Zeitungsſchreiber die Königsberger Schrift in die Hände, und dieſer machte Lärm. In Elberfeld erreichte die Zeitung unſern Ritter, man nahm ihm die dort gemachte Beute wieder ab; und nun iſt er in einem blauen, mit Golde beſetzten Kleide, Gott weiß, wohin, weiter gereiſet.

Vor zwey Jahren trieb ſich ein anderer Betrüger im Hochſtifte Osnabrück herum, der die Gabe haben wollte, Erze zu entdecken, und in der

Osna-

Osnabrückschen Bergen alles fand, was nur unser Herz lüsten und unsre Augen verlangen können. Ob er's, wie Jakob Aimar, mit der Wünschelruthe entdeckte, oder durch die Erde wie durch Glas sehen konnte, weiß ich nicht; so viel aber ist landkundig geworden, daß er das Gold im Beutel seiner Bewunderer nicht allein zu entdecken, sondern auch die Kunst verstand, es in den seinigen abzuleiten, so daß er einem großen Manne allein, der sich vielleicht nie zuvor so betrügen ließ, 100 Pistolen abzapfte. Man hat ihn bald darauf vermißt, und er soll noch wieder kommen.

Mit der Wünschelruthe würde bei uns noch mehr gegaukelt werden, wenn wir Erze hätten; denn an Leichtgläubigkeit fehlt es gewiß nicht. Ein Prediger in hiesiger Gegend ist mit seiner Wünschelruthe das allgemeine Orakel, wenn Brunnen sollen gegraben werden. Kein Bauer, der ihn erreichen kann, schlägt an, ohne sich von ihm erst die Stelle bezeichnen zu lassen; und gemeiniglich glückts. Das würde es freylich auch ohne die Wünschelruthe thun, weil wir eine wasserreiche Gegend haben; und da man in meiner Gemeine sich ohne diesen Propheten behelfen muß, so thut hier das Ohngefähr eben das, was dort der Hokuspokus thut. Indessen ist dieser Wünschelruthenmann nichts weniger, als ein Betrüger: er glaubt bona fide an sein Besenreiß, und dient mit seiner Gabe unentgeldlich. Ich sahe ihn nur mit auf-

um

um die ungemein große Leichtgläubigkeit zu zeigen, die es jedem, der nur die geringste Geschicklichkeit und Lust hat, zu betrügen, leicht macht.

Weil der Aberglaube bei allen Ständen Zutritt hat, und die Industrie derer, die auf Kosten der Leichtgläubigkeit leben, sich unter allen Ständen so ziemlich gleich sieht; so bitte ich um Erlaubniß, auch einige Beyspiele aus den untern Classen des Volks beyzubringen.

Vor einigen Jahren beredete ein fremdes altes Weib einen Bauren in meiner Gemeine: es liege nahe bey seiner Wohnung ein Schatz vergraben, er könnte ihn heben, wenn er nur das und das dran wagen wollte, denn ihm allein sey er beschieden. Baares Geld hatte der gute Mann nicht, er wagte also seine und seiner Frauen Sonntagskleider dran — und bekam den Schatz nicht. Ich nahm Gelegenheit, meiner Gemeine die Spitzbüberey der Schatzgräber und den betrügerischen Aberglauben an diese Posse lebhaft zu schildern, und glaubte sie von dieser Sucht ganz geheilt zu haben.

Einige Zeit darauf stand ein armer aber verschmitzter Bauerknabe in unsrer Nachbarschaft auf, der nicht allein vorgab, vergrabene Schätze entdecken und graben zu können, sondern der auch wirklich einen kleinen Schatz wollte gegraben haben. So viel war wahr, er hatte sich wirklich Grundstücke angekauft, kleidete sich schon über

seinen

seinen Stand, trug etwas Uhr im Sacke, und wohlte trete nicht mehr. Auch hieß es, daß er einen Schatz auf der Spar wäre, den er auf halben Antheil mit jemand heben wolle; sein Antheil würde aber so groß seyn, daß er sich schon zum voraus erbot, die Kirche seines Kirchspiels dafür ganz neben zu reißen, und sie neu wieder zu erbauen, jedoch mit der billigen Bedingung, daß sein Name über der Hauptthür eingehauen werden sollte. Bald darauf bemerkte ich in meinem Dorfe eine große Bewegung, jeder stürzte in die Schenke, und zuletzt erfuhr ich, daß der Schatzgräber angekommen sey.

Nun war mir die Gefahr für meine Gemeine zu nahe, als daß ich länger hätte still sitzen dürfen. Ich ging selbst in die Schenke, examinirte meinen Buben, und fand an ihm zwar für seinen Stand und sein Alter einen verschmitzten Schurken, aber von der eigentlichen Schatzgräbertheorie wußte er auch keine Sylbe; er war also nicht schuldgerecht. Ich trieb ihn völlig in die Enge, und versicherte ihn, daß ich die Obrigkeit zu Hülfe nehmen würde, ihm das Handwerk zu legen, wenn er sich je wieder in meiner Gemeine würde betreten lassen. Bald darauf gerieth er wirklich in die Inquisition, und darauf ins Zuchthaus; und nun entdeckte sich die Art, wie er den ersten Schatz gehoben hatte. Einen Bauern in seiner Nachbarschaft hatte er glücklich beredet, daß auf seinen Gründen ein mächtig großer Schatz vergraben sey: zwey Geister

verwahrten ihn; es sey aber Hofnung vorhanden, die Geister abzukaufen, wozu so und so viel gehöre: eine ansehnliche Summe. Der Bauer schaffte das Geld an, es ward auf einen Tisch gezählt, und kämen nun die Geister, es abzuholen, so sey der Schatz ihre; kämen sie nicht, so behalte man ja das Geld. Der Bauer kroch mit seinem Weibe tief ins Bette, um mit den Geistern nicht in Collision zu kommen, der Schatzgräber saß Schildwache beym Herde, und die Geister stellten sich Nachts um 12 Uhr ein, ihre Abfindung einzucassiren. Nun schrie der Schatzgräber Vivat, das Geld war angenommen, und der Schatz stand zu Dienste. Wohin das Geld gekommen sey, darf ich doch wohl nicht erst erzählen? Diese beiden Beyspiele müßten, nach der Regel, meiner Predigt doch wohl nachhelfen; allein ich bekenne es mit Demuth, daß nur ein dritter Betrüger kommen dürfte, und meine Warnungen würden vergessen seyn.

Vor 4 Jahren nistete sich, ohne daß ich das geringste davon erfuhr, ein altes Weib bey einem Müller in meiner Gemeine ein, und bestellte Herberge für ein gnädiges Fräulein, das von einem gnädigen Herrn in die Wochen kommen solle; es solle alles äußerst verschwiegen bleiben, selbst der Name; ich, der Prediger, wisse Bescheid, und würde für die Herberge, Namens des gnädigen Herrn, abscheulich stark bezahlen. Das Weib ließ

sich

sich 14 Tage lang herrlich bewirthen, wußte es immer dahin zu bringen, daß ich nicht gefragt ward — und reiste endlich der gnädigen Herrschaft entgegen. Sie soll noch wieder kommen.

In diesem Jahre noch stellte sich, vielleicht dasselbe Weib, vielleicht auch ein anderes, bey einer unsrer Hebammen ganz geheimnißvoll ein, hatte eben dasselbe Anliegen, miethete für die gnädige Herrschaft Stube und Kammer um einen hohen Preis, versprach der Hebamme pro studio et labore ein wichtiges Honorarium, und versicherte sie, daß ich bereits einen Beutel voll Pistolen zu dem Behufe in Händen habe; nur solle die Hebamme mich nichts merken lassen, weil ich nicht gern davon geredet hätte, besonders da der gnädige Herr und ich gute Freunde wären. Und doch erfuhr ich's bald von dem freudigen Schuster, bey dem die Herberge bestellt war, und der sich vor Freude einer so ansehnlichen Miethe wegen nicht zu lassen wußte. Ich ließ noch in der Nacht die Hebamme rufen, stellte ihr vor, daß sie sich würde anführen lassen — und die Geschäftsträgerin verschwand.

Sind das nicht seltsame Arten von Industrie? Ich verzweifle völlig daran, a priori dieser Sucht zu betrügen und sich betrügen zu lassen, etwas anhaben zu können, denn auri sacra fames überwiegt alle Gründe; nur von der Publicität versprech' ich mir noch einigen Nutzen, und deswegen wünsch' ich mir viele Nachfolger in der Bekanntmachung

solcher Spitzbüberey. Man liest sie denn doch, und bey einer ähnlichen Zumuthung fällt einem noch wohl dies und jenes Geschichtchen wieder ein, und macht einen stutzend.

Schwager.

Anekdoten.

Aberglauben und Aufklärung von der Kanzel.

Als Pendant zu der Bußpredigt über die monströsen Ferkel (Novemb. 1784. S. 471.) kann ich Ihnen eine andre neuere über das Hundeheulen, Leichhühnerschreien, u. s. w. liefern, deren dritte Auflage vom Jahr 1752 ist *). — Der Verfasser beweiset: daß diese Anzeigungen des Todes nicht natürlich zugehen, nicht von Gott kommen, sondern vom Teufel.

I. „Die

*) Hier ist der ganze Titel: Der wunderbare Todesbote, oder Schrift- und Vernunftmäßige Untersuchung, was von den Leichenerscheinungen, Sarggallopiren, Hundeheulen, Eulen- und Leichhühnerschreien, Lichtersehen, und andern Anzeigungen des Todes zu halten. Aus Anlaß einer sonderbaren Begebenheit aufgesetzt und ans Licht gegeben von Theophilo Kampf, Schulmeister zu Bund (im Osnabrükschen). Dritte Auflage. Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung, 1752.

I. „Die Ausdünstungen der Kranken und Sterbenden können dergleichen Wirkung nicht auf die Hunde und Eulen haben. Denn es scheuen dergleichen Thiere oft über weit abwesende Personen. Ja (S. 91), es scheuen sogar die Thiere über Personen, so noch nicht einmal conceptirt, geschweige geboren sind; wie ich dessen an meinem sel. Schwesterchen erlebt, so nur 1 Jahr alt geworden, und nicht nur in völligem Leichenapparatu gesehen, sondern auch von den Leichhähnern annoch vor ihrer Conception beschrieen worden."

II. „Gott kann dieses nicht zugeschrieben werden, weil 1) die Buch Jasua, Jes. 13, 21, aber die Eulen zu den verfluchten gräßlichen Thieren gehören, die nebst den Feldteufeln das verwüstete Babel bewohnen und zum Abscheu machen sollten. Nun aber hat Gott keine Gemeinschaft mit den Teufeln, 2 Kor. 6, 14. 15; also auch nicht mit den unter dem Fluch stehenden Thieren. Luk 11, 24. Jes. 34, 14.

2) wohnet und wandelt Gott im Herzen des Gerechten, Jes. 57, 15. Joh. 14, 23. 1 Kor. 6, 19. nicht aber bei Thieren und von ihm selbst gehaßten Bestien."

III. „Es bleibt also Keinmand zur Ursache übrig, als der Teufel; und der thut es auch, dadurch

1) daß er sich in solche Thiere verstellt, als in die Schlange im Paradiese; in den großen

ſchwarzen Hund mit feurigen Augen, der 1512 den 25. März dem päpſtlichen Geſandten auf dem Tridentiniſchen Concilium erſchienen; auch in die Eule, die den Papſt Johannes XXIII. auf dem Concilium zu Rom, beim Anfange der Meſſe, jämmerlich angeſchrieen.

2) daß er den Thieren ein Glaucoma und Leichenvorſtellung vor die Augen macht. Virgil. Aen. L. VI. v. 257:

— Vitaque canes ululare per umbram
Adventante Dea.

3) daß er die Thiere beſitzt und zu ſolchem Geheul und Lärmen inſtigirt und bewegt. Denn ſo hat er ja a) Macht die Menſchen zu beſitzen; wie ſollte er nicht gleiche Gewalt bei den Thieren haben? b) den Gadarener Säue beſeſſen; c) werden Pſ. 91, 13. Luk. 10, 19. 20. Schlangen und Skorpionen ausdrücklich unter die Gewalt des Satans und der Geiſter geſetzt, welches Epheſ. 6, 16 nicht wenig beſtätiget wird: durch die feurigen Pfeile des Böſewichts. Denn feurig iſt feurig-giftig; Pfeile ſind giftige Thiere." — Und ſo weiter!

Traurig, recht ſehr traurig iſt es indeſſen, daß dieſer Aberglauben von dem Leichvogel noch in vielen Städten, wo wirkliche Aufklärung iſt, vornehmen und gemeinen Pöbel beherrſcht. Ich kenne an meinem Orte Aeltern, welche gleich mit allen Arzeneimitteln bei ihren kranken Kindern aufhören, ſobald der Leichvogel in der Straße geruſen hat, weil

weil es doch nichts mehr helfen könne, und es nun entschieden sei, daß das Kind sterben müsse. Vielleicht gebe ich Ihnen nächstens einen Auszug meiner Predigt, die ich gegen diesen Volksaberglauben, nicht ohne Nutzen, gehalten habe.

Jener Pfarrer hatte einer menschlichen Mißgeburt die Jach- oder Nothtaufe geben müssen. Er schrieb davon ein Büchlein, welches er Hallern überschikte, und dabei erinnerte: daß er die Mißgeburt habe begraben lassen. Ein Rezensent sagte darüber: „Besser hätte der Pfarrer gethan, wenn „er sein Büchlein begraben, und die Mißgeburt „Hallern überschikt hätte.“ Das mögte man allen Bußpredigten wünschen, die über physikalische Merkwürdigkeiten gehalten werden: die Bußpredigten ins Grab, und die Ferkel in Weingeist!

Quedlinburg, den 18. Dec. 1784.

J. A. E. Göze.

2.

Stilus Kuriä in Kirchen.

In der Kapelle auf der Spitze des Kalvariberges bei Alberndorf in der Grafschaft Glaz, fand ich folgende sonderbare kanzleimäßige Titulatur des Herrn Jesu, welche ich Ihnen überschikte, da es eine preußische Merkwürdigkeit ist. *)

*) Sonderbar genug, daß diese kindische und unwürdige Spielerei sich in noch einer Provinz der preußi-

„Der allerheiligste, allerste, allerdurchlauch-
„tigste, unüberwindlichste Fürst und Herr, Herr
„Jesus Christus, wahrer Gott, gebohrner Kaiser
„der himmlischen Heerschaaren, erwählter König zu
„Zion und des ganzen Erdbodens, zu allen Zeiten
„Mehrer der Heiligen, einiger Hohepriester und
„Erzbischof, Kurfürst der Wahrheit, Erzherzog der
„Ehren, Herzog des Lebens, Markgraf zu Jeru-
„salem, Burggraf in Galiläa, Fürst des Friedens,
„Graf zu Bethlehem, Baron zu Nazareth, bee-
„stet Kriegsheld der katholischen Kirche, Ritter
„der höllischen Pforte, Ueberwinder des Todes,
„Herr der Heiligkeit, Pfleger der Waisen und
„Armen, des himmlischen Vaters und Gottes ge-
„heimster und vertraulester Rath, unser allergnä-
„digster Herr und Gott, Jesus unser Erlöser.“

preussischen Monarchie findet, im Fürstenthum Halberstadt; nemlich in Halberstadt selbst im Saale des Nonnenklosters der milden Armen. Es sind nur sehr geringe und unbedeutende Verschiedenheiten in beiden Aufsätzen. Die Halberstädter Titulatur hat nemlich Salzmann bekannt gemacht, in den „Reisen der Salzmannischen Zöglinge,“ Band I. S. 142. Damit diese Thorheit durch noch gröbere Publicität beschämt werde, lassen wir hier die uns eingesandte Skizze abdrucken.

A. d. H.

Witzelei auf einem Gemälde in der Kirche.

Nicht bloß in katholischen, auch in protestantischen Kirchen, nicht bloß in unkultivirten Provinzen Deutschlands, auch im Brandenburgischen finden sich noch immer zuviel Spuren von läppischer Andächtelei und kindischem Witze, die sich mit dem Ernst und der Würde der Religion, und mit der Geisteserhebung, welche durch Gottesdienst bewirkt werden soll, nicht vertragen. In dem 5 Meilen von Berlin belegenen Städtchen Werder ist noch itzt ein Gemälde auf Leinewand in der Kirche vorhanden, 3 Fuß hoch und 2 Fuß breit: auf welchem Christus als ein Arzt vorgestellt ist. Er hat eine Wagschale in der Hand, um seine Arzeneien abzuwägen; und in der einen Schale liegen Kreuzwurzeln. Daneben stehen verschiedene Flaschen wie Apothekerbüchsen herum; und die Aufschriften derselben zeigen die Essenzen und Mixturen dieses himmlischen Dispensatoriums an, nemlich man findet daran die Wörter: Gnade, Friede, Hülfe, Beständigkeit, Liebe, Hofnung, Geduld, Glaube.

Freilich ist von diesem, wie von so vielen andern Stücken des Gottesdienstes selbst und der ihn

*) Schönemann, hist. et. topogr. Geschichtsbeschreibung der Stadt Werder. 1785. 8. S. 59.

begleitenden Nebendinge, die Entschuldigung wahr: Kein Mensch achtet darauf, und also thuts keinen Schaden. Aber wie viel ist nicht noch zu ändern, ehe man einem Christen rathen darf, auf alles, was beim Gottesdienste vorgeht, zu achten, und es in Gedächtniß und Geist und Herz zu fassen!

4.

Wunder im Jahre 1783!

Zwar haben schon andere Zeitschriften der wunderſamen und mirakuloſen Begebenheit erwähnt, die ſich 1783 in Baierns Hauptſtadt zugetragen hat; aber ein Wörtchen davon ſollten doch auch billig Ihre Leſer durch Ihre Monatsſchrift erfahren. Ich habe den Augsburger Nachdruk von der Erzählung dieſes Wunders *) vor mir, woraus ich, und zwar wörtlich, das Hauptſächlichſte anführen will.

„Den 28ſten April 1783 gefiel es der unendlichen Vorſicht Gottes, durch das ſchmerzhafte Mariabild in St. Peters Pfarrkirche, das zu Mün-

*) Der vollſtändige Titel lautet wie folget: Wunderſame Begebenheit der mirakuloſen Angenwendung des gnadenreichen Veſperbildes in der St. Peters Pfarrkirche zu München. Auf Verlangen vieler marianiſchen Verehrer und Pflegekinder zum Druk befördert: Als ein Schreckenbild allen Freigeiſtern vor Augen geſtellt. Nach dem Münchner Exemplar gedruckt. Augsburg, bei Joh. Geo. Hullmann, 1783. 2 Bog. in 8.

München auf dem St. Quirins Altare aufbewahret wird, der sündigen Welt ein unaussprechliches Wunderwerk zu zeigen. Um 9 Uhr Morgens wohnte eine fromme Dienstmagd eines Metzgers dem Gottesdienste bei; und bat unter der Messe in ihrer Anliegenheit eifrigst um die Fürbitte der schmerzhaften Mutter Maria. Sie erhob öfters mit gefalteten Händen ihre zährenvollen Augen gegen dieses Vesperbild, — und sehet Wunder! auf einmal ward sie gewahr, daß dieses Mariabild die Augen wende. Auf den ersten Anblik dieses Wunders erschrak die Magd heftig darüber. Nach geendigter Messe erholte sie sich wieder; und weil sie glaubte, sich mit ihren Augen betrogen zu haben, faßte sie den Entschluß, das Bild nochmal klar anzusehen, und sich bei demselben zu beurlauben. Aber wie sehr gerieth sie in Schrekken, als sie die wiederholte Augenwendung wahrnahm! Sie ging aus der Kapelle, erzählte diese Erscheinung den in der Kirche herumknienden Leuten, welche sogleich haufenweise hinzueilten und das Mariabild betrachteten. Weil nun Gott sein großes Wunderwerk bekannt haben wollte, so geschah diese wundervolle Augenwendung, zur völligen Ueberzeugung der Religionsspötter und Freigeister, in Zeit von 2 Stunden beinahe bis 17 mal, in Gegenwart vieler tausend Menschen von allerlei Ständen. Denn es liefen von allen Gassen und Häusern die Leute strohmweise nach der

Pfarr-

Pfarrkirche, den wunderthätigen allbewegenden Finger Gottes zu sehn; und nur wenige waren, denen aus unergründlichem Urtheilen Gottes diese Gnade nicht zu Theil wurde. Aber schier alle beiderley Geschlechtes konnten mit offenen Augen sehen, wie das gnadenvolle Mariabild die Augen bewege und traurig hin und her sehe.“

Am Ende führt der Verf. eine Menge Personen namentlich an, die sich gegen ihn erboten haben, öffentlich und eidlich zu erhärten, dies Wunder selbst gesehen zu haben. „Denn wo ist ein noch so seltsames Wunder, das nicht durch den historischen Beweis von Augenzeugen bestätiget worden! — Es stehn Exjesuiten und Pereiter, Kämmerer und Officiere, Hofkammerräthinnen und Portiers hier durch einander in bunter Gesellschaft genannt. Am auffallendsten waren mir darunter 2 Reformirte, und ein Mann, der „ NB. es zehnmal gesehen hat.“

Was dieses so urkundenmäßig bestätigte Wunder nun eigentlich bedeute, ist schwer zu sagen. Der Verfasser findet indessen darinn: 1) den Willen des Sohnes Gottes, „daß wir Menschenkinder auf Erden seine seligste und heiligste Jungfrau und Mutter Maria verehren, loben, preisen, und benedeien sollen; derenthalb er an den Bildnissen dieser seiner heiligsten Jungfrau und Mutter so häufige, ja ich will sagen, über„flüssige Wunder ertheilt.“ Und 2) „die un„endliche

„reibliche Gütigkeit und anbetenswürdige Barmherzigkeit Gottes, welche uns sogar in unserer „Vaterstadt München durch ein unbegreifliches „Mirakel zu erkennen giebt, daß Gott unendlich „gnädig, barmherzig, und zugleich unendlich gerecht ist.“ — Wie dieses durch das unbegreifliche Mirakel, dessen Bedeutung so schwer zu erklären ist, angedeutet werde, läßt sich freilich nicht genau einsehen. Aber der Verfasser benennt alle, die an diesem Mirakel und an seiner Auslegung desselben zweifeln, mit dem bekannten theologischen Schimpfworte Religionsspötter. Gegen dieselbe ereifert er sich sehr oft in seiner Schrift, und unter andern am Ende derselben folgendergestalt: „Nun sehet, ihr gottlosen Freidenker! Quis contra torrentem? Sehet, ob ihr so eine Menge Zeugen überwerfen könne, da es in der Schrift heißt: In eines oder zween Zeugen Munde besteht die Wahrheit. Wie werdet ihr nun so einem grossen Haufen von sehr glaubwürdigen und ansehnlichen Zeugen widersprechen können! Es geschieht daher billig und recht, wenn muthwillige junge Frevler aus den Kirchen hinausgestoßen und zur verdienten Strafe gezogen werden.“ u. s. w. — Das ist nicht Ironie, sondern Ernst. Ernst im Jahre 1783.! Ernst in der katholischen Kirche, die sich itzt für gereinigt und aufgeklärt ausgiebt! In der Kirche, welche die freier denkenden und nicht in Köhlerglauben und blinder Annahme von Men-

ſchenſatzungen verpflichteten Proteſtanten zur Vereinigung mit ſich einlädt! Und zu welcher, leider! ſich Schwärmer unter den Proteſtanten, die des Wunderglaubens nie genug kriegen können, hinneigen.

§.

Tolerante Geſinnung der Regierung.

Wir leben in einem Zeitalter ſolcher Verkehrtheit, daß das, was das erſte Erforderniß zur geſunden Vernunft iſt: die Freiheit, anderer Meinung zu ſeyn, als ſein Nachbar, und dieſe andere Meinung ſagen zu dürfen, — erſt aus der Vernunft muß erwieſen werden; ja, daß den Bürgern die Duldſamkeit von der Regierung anbefohlen werden muß. Kant hat vollkommen Recht (B. Monatſchr. 1784. Decembr. S. 491.): daß der Name Toleranz, worauf ein Fürſt Anſpruch macht, ſelbſt ſchon hochmüthig iſt; denn dieſer Name erhält immer den Unterſchied zwiſchen herrſchenden und nur erlaubten Religionsmeinungen, und erregt die Idee von Güte, wo doch ſchlechterdings nur Schuldigkeit ausgeübt wird. Indeſſen, wie geſagt, alles iſt itzt ſo verkehrt, daß man ſchon nöthig hat zu loben, was von Rechtswegen gethan werden muß, weil es ſo ſelten gethan wird. Aber wohl dem Lande, deſſen Fürſt, wie Friederich, (welches Kant ebenfalls dort bemerkt) aufgeklärt genug denkt, um ſeine Pflicht

zu

zu erkennen, und um jenen hochmüthigen Namen von sich abzulehnen!. Wohl dem Lande, wo die Regierung keinen Unterschied in Absicht des Verstandes und der Rechtschaffenheit der Bürger nach Maaßgabe ihrer Religionsbegriffe annimmt; und wo die Gesetze, ohne Toleranz anzubefehlen, den Geist wahrer Toleranz zeigen, und dadurch verbreiten! — Ein Beispiel davon, das der Aufbehaltung in den Annalen der Menschheit würdig ist, und das dem Herzen jedes aufgeklärten Patrioten heilig sein muß, siehe hier.

Es erschien, Berlin den 20 September 1789, ein von unserm Könige unterzeichnetes „Circu„lare an sämtliche Regierungen und Ober-Landes„justizkollegia, zur Erläuterung einiger Vorschrif„ten der Prozeßordnung (6 Bogen in 8.)". Darin wird unter andern auch in Absicht der Materie der Judeneide nähere Auskunft gegeben, und ein neues Formulare beigefügt. Hierüber heißt es S. 69. unten:

„Ad §. 171. ibid. Wegen der Judeneide wird „den Collegiis hierneben eine Anweisung mit„getheilt, welche über diese Materie, mit „Zuziehung eines wegen seiner Kenntnisse „und rechtschaffenen Denkungsart rühmlich bekannten jüdischen Gelehrten, ent„worfen worden."

Mich dünkt, ein solches in einer königlichen öffentlich promulgirten Gesetzverordnung ertheiltes Lob

ist

ist das ehrenvollste Zeugniß, was einem Unterthan erhalten kann; und wer Moses Mendelssohn kennt, wird eingestehn, daß es mit Wahrheit ertheilt worden. Zugleich ist es von der andern Seite ein ehrenvolles Zeugniß von der Aufgeklärtheit und unparteiischen Denkungsart der Regierung selbst. Wenn die königliche Autorität eines Mann, der sich nicht zur christlichen Kirche bekennt, in einer moralischen Sache um Rath fragt, weil sie öffentlich ihn als verständig und rechtschaffen lobt, und seinem Rathe folgt: so erhebt sie sich dadurch weit über den kleinen Geist, der noch immer unter Millionen Menschen, selbst unter deutschen Gelehrten, herrscht, nach welchem alle moralische Vollkommenheit ausschließend auf die Bekenntniß des christlichen Systemes sich einschränken soll.

Dies wollte ich hier eigentlich sagen. Nebenher aber mache ich alle Leser, die es noch nicht kennen, auf das von Moses Mendelssohn entworfene Formular des Eides selbst aufmerksam, welches in dem Cirkulare S. 92. steht. Die ganze Anweisung ist in der That sehr merkwürdig, und zugleich, wegen des Anstrichs vom altjüdischen Charakter, sehr originell.

Und endlich sage ich dem Leser diese Anweisung vertraulich mit dem herzlichen Wunsch hinein: daß auch unter

der Christen die Sitte eingeführt werde, den streitenden Parteien ihren Eid mit mehrern (versteht sich, bedeutenden) Ceremonien abzunehmen; und nicht unter den geräuschvollen Geschäften und Gesprächen vieler gegenwärtigen bei dem Eide unintereſſirter Personen, nicht mit schnellfagender Eile, die kaum Zeit zum reiflichen Nachdenken läßt, — und was der Störungen mehr sind, wodurch die Schwörenden von ihrem wichtigen Geschäfte abgezogen werden: welches alles leider noch an sehr vielen Gerichtsorten der Fall ist.

8.

Noch etwas von dem allgemein verbreiteten Fluidum.

Sie haben in Ihrem Jänner (1785. Jan. S. 18.) erzählt: wie Mesmer einen thierischen Magnetismus annimt (deſſen Existenz und Wirkungen nur leider nicht zu erweisen stehn;), und denſelben für ein überall verbreitetes Fluidum ausgiebt, welches den wechselseitigen Einfluß der Himmelskörper, der Erde, und der lebenden Geschöpfe unterhält, in die Nerven der Thiere eindringt, und vorzüglich im menschlichen Körper sichtbar ist. Diese Idee, nur noch ungeheurer ausgeführt, hat noch ein anderer Franzoſe vorgetragen, den man lange als einen geſchikten Taſchenſpieler kannte, und

der itzt auch den Arzt, und vielleicht verständiger und glüklicher als Mesmer, macht. Und ähnliche Ideen finden sich auch in den neuesten Schriften einiger berühmten deklamatorischen Schwärmer Deutschlands. — Alle philosophische Deklamation bei uns stammt zunächst aus Frankreich; obgleich sonst diese Idee auch mit der platonischen Weltseele und was man vor und nach Plato darüber geschwärmt hat, zusammenhängen mag. Nur die großen Magi Deutschlandes scheinen ihre Weisheit wirklich von den beiden Pariser Taschenspielern genommen zu haben; und da Sie den einen neulich beschrieben haben, so will ich hier itzt von dem andern reden.

Mein Mann heißt eigentlich **Ledrü**, ist aber unter dem Namen **Comus** viel bekannter; und wer in neuern Zeiten in Paris gewesen ist, wird von des Mannes Wunderkünsten mit der Elektrisirmaschine zu erzählen wissen. Seine Geschiklichkeit hierin soll von mir so wenig bestritten werden, als die Wahrheit seiner neuern durch Elektrizität gewirkten Kuren, da ich die Kraft der Elektrizität auf Nervenkrankheiten (als auf welche er sich sehr weislich allein einschränkt) gerne zugebe. Nur seine Theorie will ich etwas bekannter machen, so wie er sie selbst in einem Abriß seines Systems zu Paris 1783 vorgetragen hat. *) „Das

*) Apperçu des Idées du Sieur *Ledru* sur le Fluide universel, connu sous la dénomination Electrique; &c

;, Das allgemeine Fluidum ist die Kette, wodurch der Urheber der Natur alle Wesen verbindet und bewegt; es bewirkt den Zusammenhang in dem ungeheuren Raume des Universums, und alle Einflüsse, Verhältnisse, Beziehungen, und Harmonie in der Organisation dieser großen Maschine. Gemeine Physiker glauben, daß die verschiednen Erscheinungen bei den Wesen von verschiednen Fluidis herkommen, als da sind: der Lichtausfluß, die Elektrizität, die Feuermaterie, der Magnetismus, der Nervensaft, u. s. w. Aber dadurch ist nur die Naturlehre verwirrt und unverständlich gemacht worden; und die Dauer und die Harmonie der großen Maschine zeigen, daß das, was sie in Bewegung setzt, einfach ist. Es äußert sich aber, wie ein wahrer Proteus, immer anders und in andern Wirkungen, je nachdem es mit andern Substanzen oder andern Organisationen verbunden ist. Ist dies allgemeine Fluidum in dem Samenpunkt (point spermatique), der ein Thier hervorbringen soll, eingeschlossen; so entwikkelt es das Thier, macht es wachsen, erhält, und zerstört es endlich. Ist es mit der Substanz der Nerven amalgamirt, so nennt man es Nervensaft; und in diesem Zustande bewirkt es Empfin-

&c des avantages qu'on en peut tirer dans différentes maladies du genre nerveux pour retablir la circulation de ce Fluide.

dungen und Bewegung. Bei Nervenkrankheiten kenne ich kein anderes wirkendes Mittel, als dies allgemeine Fluidum in dem Zustande der Elektrizität. Durch die allergenauste chemische Zerlegung der Substanz des großen und kleinen Gehirns und der Nerven, habe ich den 16. Mai 1777 vor dem Kaiser gezeigt: wie rein dies Fluidum in diesen Substanzen ist, wie und durch welchen Mechanismus es daselbst wirkt, um Empfindungen und Bewegung hervorzubringen, und endlich, daß es mit dem elektrischen Fluidum eins ist. — Alle große, alte und neue, heilige und profane, Schriftsteller kommen darin überein, daß alles, was die Welt belebt, ein Ganzes von flüssiger Natur ist; doch von verschiednen Wirkungen nach den verschiednen Substanzen, worauf es wirkt. — Da die Kräfte der Seele das Werk der Sensationen, und folglich nicht angebohren sind, so beweisen sie zum allerbesten, was dieser Proteus vermag, wenn er in einem gut organisierten Wesen eingeschlossen ist. Die Zeit, deren wir zur Erlangung unsrer Kenntnisse bedürfen, die dabei dienenden Organe, der langsame und unbestimmte Fortschritt der Seelenkräfte, die plötzlichen Veränderungen in den äußern und innern Sinnen, sind die unwiderleglichsten Zeugen von den unendlichen Modifikationen, die dies Fluidum bei einem einzigen Wesen annehmen kann. — Dieser Archäus ist nicht

ein

ein Produkt der Kunſt, er iſt die einzige unerſchaffene Subſtanz.“

Sie ſehen, wie unbeſtimmt von dieſem allgemeinen Fluidum geſprochen wird: bald ſcheint es die menſchliche Seele, bald die allgemeine Lebenskraft, bald die Exiſtenz der Dinge, bald endlich Gott ſelbſt ſein zu ſollen. Auf ſolche ungereimte Behauptungen verfällt der menſchliche Geiſt natürlich, ſobald er nicht Schritt vor Schritt geht, nicht allenthalben Klarheit und Beſtimmtheit mit hinträgt, und nicht, ſobald er dieſe vermißt, ſtille ſteht oder umkehrt, ſtatt weiter zu gehn. Aber ein erwünſchter Tummelplatz iſt dies dunkle Feld für diejenigen, welche recht mit Fleiß das Einzelne Beſtimmte verlaſſen, und mit halben Begriffen und halben Ausdrükken über das unbeſtimmtere Allgemeine ſchwatzen, um nur pomphafte Deklamation *) zeigen zu können. Auf welche Abwege ſie am Ende gerathen, iſt offenbar; und ich glaube überzeugend darthun zu können, daß derjenige deutſche Schriftſteller, den man noch immer einen frommen Schwärmer nennt, dem traurigen Abgrunde des Atheismus ſchon ganz nahe iſt; und ſich, um nicht darein zu fallen, nur

*) Bei der Ueberſetzung mancher Stellen aus dieſer franzöſiſchen Theorie habe ich die Wahrheit der feinen und vortreflichen Bemerkung unſers Mendelsohns (oben S. 136.) gefühlt.

noch an ein, seit kurzem erst gepflanztes, schwaches Reis hält.

Uebrigens mag **Mesmer** mit **Comus** ausmachen, ob dieser Archäus magnetischer oder elektrischer Natur ist. So eben lese ich *) eine seltsame Nachricht, ohne weitere Anzeige oder Erklärung, worin beides zusammen geschmolzen ist, nemlich: ein Naturforscher **Buos** in Aura aus der Schweiz soll durch ein **magnetisches Elektrum** Wunder wirken, und namentlich eine Palingenesie hervorbringen. Er lokt durch sein genanntes Mittel die Strahlen der Sonne und des Mondes aus einem zähschleimigen Wasser, verwandelt sie in Kristallwasser, und macht daraus ohne weitern Zusatz höchst wunderbare sternglänzende Blumen hervorwachsen, die nie verwelken. Mit Regenwasser werden sie in Wasser verwandelt; so gießt er sie durch Löschpapier, hinter welchem sie wieder Blumen werden. Von der Sonne beschienen, geben sie einen Glanz, den kein sterbliches Auge ertragen kann. Dies Kunststük hat er den 28 Mai 1776 in Gegenwart vieler Herrschaften gezeigt. — O mein Vaterland, wie bist du gesunken, daß man dir solche Dinge erzählen darf! Blumen aus Sonnenstrahlen! Das übertrift fast noch den Nervensaft aus der chemischen Zerlegung des Gehirns!

Was

*) In den Ephemeriden der Freimaurerei auf das Jahr 5785.

Was nun dieſes Comus-elektriſche Kuren verſchiedener Nervenkrankheiten ſelbſt betrift, worauf ich mich hier nicht weiter einlaſſen will; ſo ſind ſie von einigen Aerzten beſtätigt worden *). Doch brauchten die Kranken auch innerliche Mittel dabei; u. ſ. w. — Das merkwürdigſte für mich waren folgende zwei Punkte: 1) die Urſachen dieſer ſchrecklichen Krankheiten. Sie waren bei einigen durch unvernünftige Schläge auf den Kopf von ihren Aeltern oder Erziehern, bei andern durch einen unverſtändigen Spaß von Verwandten, nemlich Schreien ins Ohr der ſchlafenden Kin[illegible] bei andern wieder durch eine elende Furchtſamkeit, die bei Kleinigkeiten in zitterndes Schrekken ausbricht, verurſacht. 2) Fiel mir der Umſtand auf, daß ſowohl bei den zuſammen logirenden epileptiſchen Jünglingen, als auch den in einem andern Zimmer wohnenden Frauensperſonen das Gefühl ihres ſüchterlichen Uebels noch nicht groß genug war, um ſie vom onaniti-

 ſchen

*) Rapport de MM. *Cosnier*, *Maloet*, *Darcet*, *Philip*, *le Preux*, *Deſſartz*, & *Paulot*, Docteurs-Régens de la Faculté de Médecine à Paris, ſur les avantages reconnus de la nouvelle Méthode d'adminiſtrer l'Electricité dans les Maladies nerveuſes, particuliérement dans l'Epilepſie & dans la Catalepſie; par Mr. *Ledru* connu ſous le nom de *Comus*. Imprimé par ordre & aux fraix du Gouvernement. à Paris 1783. 115 Seiten in 8. Das vorher oben ausgezogne Apperçu ſteht vorne, und nimmt die erſten 27 Seiten ein.

ſchen Laſter abzuhalten. Sie überließen ſich dieſem Greuel, welches ihnen jedesmal einen Anfall ihrer Krankheit erregte; bis man endlich durch genauere Aufſicht vorbeugte. — Welche erniedrigende Stumpfheit, wenn ſolche Warnung unwirkſam iſt! — Bloß, um zu verhindern, daß man hiebei nicht ausruft: Ja ſo verderbt ſind die Menſchen jener Hauptſtadt; ſetze ich hinzu: daß nicht alle dieſe Kranke Pariſer waren, ſelbſt nicht einmal alle Franzoſen, und einer namentlich war ein Berliner.

9.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortſetzung. S. Dezember 1784, S. 556.)

Sieben und zwanzigſter Brief.

Wie ich mich hier ergötze, brauche ich Ihnen wohl nicht erſt weitläuftig zu ſagen. Sie wiſſen durch meine, auch noch ſo unvollſtändige, Beſchreibung ſchon ſo manches von den merkwürdigen Anſtalten, die hier zu beſehen ſind, von den vortreflichen Männern, deren Umgang ich zu nutzen ſuche, von dem freien muntern Volksſinn, der mich

hier

hier erfreuet, von dem aufgeklärten und freimüthigen Tone, der hier so ziemlich allgemein herrscht, u. s. w.; daß Sie auch genau wissen, wie wohl ich mich hier befinde, und wie wohl Sie und Jeder unsers Gleichen sich hier befinden würde. Es ist immer mancherlei Neues und Merkwürdiges zu hören, zu beschauen, zu besprechen; man kann hier ernsthaft und lehrreich sich unterhalten, und dann auch wieder herzlich und laut lachen; man hat vertraute Unterredungen zwischen vier Wänden mit den verständigsten Männern über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts, und dann auch angenehme gemischte Gesellschaften von Weibern, Adel, Priestern, und Menschen von allerlei Ständen. Wir machen oft schöne Spatzierfahrten nach angenehmen Landgegenden, und haben dann wieder unsre geschlossenen Kränzchen in der Stadt. Kurz, ich habe nie so lange an einem Orte, als Fremder, so angenehm gelebt.

Sie meinen aber wohl vielmehr die allgemeinen öffentlichen Ergötzlichkeiten dieser Hauptstadt? Gut! ich will Ihnen davon soviel ich weiß, und so freimüthig, als Sie mich kennen, erzählen. Daß man hier Konzerte, Klubs, Pikkeniks, Assambleen, Komödien, Opern, Bälle, Reduten, Lustfahrten, Gastirungen, Promenaden, u. s. w., wie in jeder großen Stadt, hat, versteht sich von selbst, und befriedigt Ihre Frage wohl schwerlich. Nur wie diese Dinge hier beschaffen sind, wie sie

getrieben werden; welchen Einfluß sie aufs Volk haben, und welchen Einfluß wiederum der Volkscharakter auf diese Lustbarkeiten zeigt; nur das kann Ihnen interessant zu wissen sein. Ich wünschte, daß ich im Stande wäre, Sie hierin ganz zu befriedigen; aber dazu habe ich nicht lange genug beobachtet. Sie werden also mit meinen wenigen Bemerkungen vorlieb nehmen müssen.

Eigentliche Pracht, reiche, verschwenderische, so zu sagen, plumpe Pracht, ist gar nicht im hiesigen allgemeinen Charakter: sie ist nur wenig hier, und sollte von Rechtswegen gar nicht sein. Man ist hier dazu nicht reich genug, nicht müssiggängerisch genug, ist dazu zu vernünftig, und endlich giebt der König zu sehr das Beispiel vom Gegentheil. — Freilich ist es ein ungegründetes Vorurtheil, das man in manchen Gegenden Deutschlands hat, als wenn hier gar keine reiche Privatpersonen lebten. Es sind mehrere hier, die jährliche Einkünfte von 20 bis 40,000 Thalern zu verzehren haben. Noch einfältiger ist es, wenn man den Staat für arm, kraftlos, und ausgesogen hält, wenn man seine itzige Beschaffenheit einen erzwungenen Zustand nennt. Kein Staat in Europa ist schuldenfrei, wie dieser es ist; und fast keiner hat so viel baares Geld, als dieser noch dabei hat. Es ist Thätigkeit, Industrie, Geldcirkulation, Gewerbe, vorzüglich viel innerer, und selbst nicht unbeträchtlicher äußerer Handel hier; es ist Kraft

da

da, Krieg, Mißwachs, und Landplagen auszuhalten. In dieſem glüklichen und ſichern Zuſtande erhält den Staat freilich nur die vernünftige Oekonomie, die von oben herab bis in alle Zweige des Staatskörpers verbreitet iſt, und die den eigentlichen Prachtluxus nicht aufkommen läßt. Indeſſen iſt bekannt genug, daß der König — welcher eben ſo wohl weiß, daß man nur um zu geben, ſparen muß, als daß man nur geben kann, wenn man geſpart hat — jährlich mehrere Millionen aus ſeiner Schatzkammer auf wohlthätige und nützliche Art unter ſeinen Bürgern und Bauern vertheilt *). Gleichfalls wendet Er große Summen zu eigentlicher Pracht und zu geſchmakvoller Verſchönerung des Landes an. Seine Luſtſchlöſſer ſind Sammelplätze von den reichſten und ſchönſten Produkten aller bildenden Künſte: der Architektur, Gartenkunſt, Skulptur, Malerei, Schnitzkunſt, Tapiſſerie, Stukkaturarbeit, Spiegelfabrik, u. ſ. w. Indeſſen iſt im Ganzen ſein Geiſt zu erhaben und groß, um an äußerm Prunke zu viel Wohlgefallen zu finden. Er hat bei ſeinen Spaziergängen keine hundert Schweizer, bei ſeinen Reiſen im Lande keine reitende Leibwachen um ſich; ſein Aufſtehn und

*) Einige Jahrberechnungen dieſer königlichen und landesväterlichen Geſchenke ſtehen in des patriotiſchen Staatsminiſters von Hertzberg Vorleſungen bei der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften.

und Ankleiden ist nicht in grand und petit levee vertheilt, und beschäftigt nicht den ganzen Hof, noch die obersten Minister und Generale; wenn er zu trinken fordert, kömmt nur der Kammerhusar, und nicht Herzoge und Grafen, in Bewegung; seine Uniform, die er trägt, kostet nicht hunderttausende; seine Gärten, sein Marstall, u. s. w. erfordern nicht zur jährlichen Unterhaltung unermeßliche Summen. Er braucht, um von Europa geehrt zu werden, nicht solches Scheines, und verachtet mit dem Geiste eines Weltweisen, diesen Tand. — Dem Himmel sei Dank, ihr denken schon mehrere Fürsten Deutschlands so. Aber König Friedrich Wilhelms und König Friedrich II. waren ihre Muster; und welchen Einfluß muß es nicht auf das Volk haben, schon so lange gewohnt zu sein, Verstand und Seelengröße ohne äußern Schimmer zu ehren!

In diesem Geiste giebt der König auch seiner Hauptstadt Vergnügungen. Opern und Redouten sieht man hier nur in der Karnevalszeit, d. h. in den 4 oder 5 Wochen bis zu des Königs Geburtstag (den 24ten Januar). Französische Komödie existirt seit mehrern Jahren nicht mehr. Außerordentliche Freudenfeste, Illuminationen, Feuerwerke, u. s. w. sieht man fast nie hier. Die deutsche Komödie wird nicht vom Könige unterstützt. — Sein Kennergeschmack in der Musik ist bekannt, und hat großen Einfluß auf seine Landsleute

leute gehabt. In allen Familien der gesittetern Stände hier macht die Musik einen Theil der Erziehung aus. Bestimmte Konzerte, und gelegenheitliche von durchreisenden Meistern giebt es eine große Menge hier zu allen Jahreszeiten. Und die hiesigen großen Meister in dieser Kunst, theils Komponisten (Benda, Reichardt, Schulze, Fasch, Salomon, u. a.), theils Ausüber (Tonzialini, Duport, Hake, Hansmann, Matthes, und mehrere), sind in Deutschland und außer Deutschland bekannt und berühmt. Der König ist seinem ersten guten Geschmake in der Musik treu geblieben, und liebt einzig die edle simple reine Manier, in welcher Hasse und Graun ihre damaligen und vielleicht immer dafür anzuerkennenden Meisterstükke setzten. Nur von diesen beiden Komponisten sind die Opern, die hier im Karneval, jährlich zwei Stükke, aufgeführt werden. Auch sind die Dekorationen noch immer die alten. Da der König dies Schauspiel giebt, so genießt man es unentgeldlich. Aber wer würde nicht gern einige Gulden ausgeben, um einen gewissen und bequemen Platz zu haben! — Redute oder maskirter Ball (doch darf man nur im rothen Domino erscheinen) ist auch bloß im Karneval wöchentlich einmal. — —

Alle öffentlichen Vergnügungen, die der gesittete Stand der hiesigen Einwohner sich selbst giebt, d. h., die er selbst bezahlet, tragen das Gepräge des

des oben angegebenen Charakters. Man sieht nemlich an allen, daß die Berliner weder übermäßig reich, noch müßiggängerisch sind, und daß sie Vergnügungen des Geistes, die unabhängig vom Leibe sind, kennen. Nur könnte, unbeschadet der Frugalität und der Geistesfreuden, doch etwas mehr Anmuth und Zierlichkeit in Absicht des körperlichen Geschmakkes, selbst der Bequemlichkeit, Reinlichkeit u. s. w. sein. Wo ist aber je völlig die gerade Schnur der goldnen Mittelstraße beobachtet worden? Und ich weiß, mein lieber N**, Sie denken mit mir einstimmig: lieber in diesen Sachen etwas zu wenig, als zu viel gethan! Hier haben Sie meine Beobachtungen darüber. — Konzerte, wie gesagt, giebt es hier in so großer Menge (die Akademien, welche durchreisende Musiker geben mitgerechnet), daß man wohl täglich eins besuchen kann; und diese feinere Ergötzung hat hier viele trefliche Künstler zu Ausführern und ächte Kenner unter den Zuhörern. Nur Schade, daß die letztern nicht immer mäßig genug sind, um neue ihres Geschmakkes würdige Sachen anzuhören! Versammlungsplatz, Erleuchtung, Besetzung der Singstimmen bei den Chören u. s. w. ist gewöhnlich gerade zum Nothdürftigen hinreichend; nie prächtig oder sehr geschmakvoll. Deutsches Schauspiel ist hier (einen Tag der Woche ausgenommen) täglich. Aber nur Ein Schauspiel; und dem ungeachtet wird es gar nicht verhältnißmäßig besucht.

besucht. Schade, daß die Wahl der Stükke und die Aufführung nicht immer so ist, um edle Männer, die sich den Tag über mit ernsten Gegenständen beschäftigt haben, am Abend aufzuheitern! Das Haus und viele andre Einrichtungen sind vollends elend. — **Spaziergänger** und **Spazierfahrer** finden Sie an angenehmen Tagen, deren die ziemlich reine Luft und der trokne Boden hier viele zu allen Jahreszeiten giebt, eine große Menge, So wohl unter den Linden, im Lustgarten, in Monbijou, und andern Plätzen der Stadt, obgleich diese fast nicht genug besucht werden, auch zum bequemern Spatzieren noch nicht völlig eingerichtet sind; als vorzüglich in dem schönen Thiergarten, und den angenehmen Oertern um Berlin.

Der **Thiergarten** ist ein sehr schöner Wald, mit den verschiedensten Arten von Laub- und Nadelholz bewachsen, mit höchst angenehmen Gängen nach allen Richtungen durchhauen, und mit reizenden Aussichten auf einer Seite nach bebautem Kornfelde, auf der andern nach der silberreinen stets mit Schiffen bedekten Spree. Ueber alles erhebt diesen Wald aber das volle und frohe Gewühl einer zahlreichen Menge Menschen aus der großen Hauptstadt, die bunt in allen Trachten der verschiedenen Mode und der mannichfaltigen Stände sich durcheinander drängen! Aber nur an Sonn- und Festtagen sieht man dies allgemeine Leben in dem Cirkel und den dazu führenden Gängen,

gen, weil an den andern Tagen die meisten Menschen zu beschäftigt sind, um spatzieren zu gehen. Nie sieht man angenehmer und bequemer die schöne hiesige Welt in ihrem besten Putze, und mit der heitersten Mine, als Sonntags im Cirkel des Thiergartens: in der That ein reizender Anblik, der es verdient zuweilen genossen zu werden. Und dann lokken wieder liebe einsame Gänge zu stillerm ruhigern Lustwandeln, wobei man die sanfte ländliche Natur so ganz fühlt. — In diesem Thiergarten nun finden sich immer viele Menschen, die theils einzeln, theils in kleiner Gesellschaft, bloß spazieren gehn, um Luft, und Natur, und Gedanken zu genießen, ohne zu essen. Es hat mich in der That immer recht herzlich gefreut, und fast gerührt: wenn ich große Staatsmänner, anerkannte Gelehrte, edle Menschenfreunde, aufgeklärte Officiere, u. s. w. hier mit einem paar Freunden wandeln oder sitzen sah, wie sie durch die reinste unschuldvollste Freude sich von ihren Geschäften erholten, ihr Herz durch den Genuß der schönen Natur erquikten und veredelten, und zugleich ihren Geist durch verständige und angenehme Gespräche erhoben. In den großen Gängen wird spazieren gefahren und geritten; auch diese Gesellschaft spricht sehr oft in keinem Wirthshause ein, und kehrt doch erheitert und vergnügt zurük. — An der einen Seite des Parks liegen die Wirthshäuser, die selbst bei schönen Wintertagen häufig besucht werden.

den. An den Nachmittagen iſt es dort zum voll ſten; und man genießt bloß Kaffee oder ähnliche Erfriſchungen. Das würde mancher — — ger und — rer, vorzüglich aber den — — gerinnen und — nerinnen unglaublich und wohl gar unge reimt ſcheinen, bloß darum ſich anzukleiden und heraus zu gehn oder zu fahren. Viele kommen indeß hier auch zu einem frugalen Abendmal zu ſammen. Aber Geiſt der Heiterkeit und Freude; ſcherzhafte und dabei verſtändige Geſpräche, fro hes Gefühl der Natur, u. ſ. w. verbreiten wahre res Vergnügen in den Geſellſchaft, als den geſchick teſte Koch und der beſte Weinkeller zu geben vermögen. — Indeſſen könnte wohl für mehrere Arten Erfriſchungen in dieſen Häuſern und den Zelten geſorgt werden, wie z. B. in denſelben an den heißeſten Sommertagen kein Eis zu haben iſt; Mehrere, beſſere, und bequemere Bänke in den Gängen wären auch ſehr wünſchenswerth. Vor züglich aber bedürften die Häuschen an der Spree einer geſchmakvollen Verbeſſerung. Jetzt ſtehen da die hier ſogenannten Zelte, worin eine Menge Men ſchen der ganz herrlichen Ausſichten an und über der Spree genießt; die aber eigentlich wahre Ställe ſind. Die Alleen wären auch von Bettlern und Huren zu reinigen; u. ſ. w.

Man hat auswärts auch darin eine falſche Idee von Berlin, als hätte es keine angenehme Gegen den umher. Stralow, Treptow, Rummels

burg, alle drei an der Spree, der Gesundbrunnen an der Panko, das königliche Lustschloß Scharlottenburg, der Königinn Sommeraufenthalt Schönhausen, die Dörfer Weissensee und Tegel am großen schönen See, u. s. w. — (um der einige kleine Meilen entfernt liegenden Oerter hier nicht zu gedenken) — werden an Sonntagen viel besucht, und verdienen es. Es ist ein angenehmes Vergnügen, nach mehrern dieser Plätze an einem Tage hin zu fahren, und die Menge froher Menschen da zu sehen, die in der That so groß scheint, daß man bei jedem Orte glauben sollte, alle Berliner hätten sich nur hieher versammelt, bis man an jedem andern Orte deren eben so viele findet. Nur ist hier offenbar zu wenig angenehme und bequeme Gelegenheit dahin zu kommen: kein hübsches, offenes und geräumiges Fuhrwerk (der sogenannte Wurstwagen der Königinn ist, glaube ich, der einzige seiner Art in Berlin); und zu Wasserfahrten ist hier fast gar keine Liebhaberei und sehr wenig Einrichtung. Jeder miethet sich eine Kutsche oder halbe Schäse, oder reitet, oder geht zu Fuß. So findet man es hier allenthalben: alle solche Parties de Plaisir werden lange nicht häufig genug angestellt, um den Erfindungsgeist von Handwerkern, Pferdevermiethern u. d. gl. zu erwekken.

Tanzgesellschaften in Pikkeniks und sonst sind hier im Winter, theils auf immer eingerichtet, theils jedesmal besonders zusammengebracht. Aber

sie

Da sind nicht häufig, werden nicht sehr stark besucht, es sind keine Pharobänke dabei, niemals Maskenbälle, und kurz nichts, was übermäßig reizen könnte. — Von den Klubs, Rossourcen, u. d. gl. die auch sehr weit vom Prächtigen entfernt sind, habe ich Ihnen schon ehemals geschrieben.

Wie gesagt, aus allem leuchtet hervor, daß viele wohlhabende, aber wenig müßiggängerische Leute in Berlin sind, viele, die nach vollbrachten Geschäften ein anständiges, simples, nicht zu kostbares, nicht zu viel vorheriges Raffinement erfordrendes Vergnügen suchen, und zu genießen verstehn. Und wenn es wahr ist, daß Vergnügen nur Belohnung der Arbeit sein kann, und daß die Mäßigkeit den Genuß erhöht: so muß der Berliner, mehr als ein anderer Großstädter, wahres inniges Vergnügen genießen. Auch habe ich es Ihnen schon gesagt: daß ich im Ganzen nie so viel Menschen von heiterer Gemüthsverfassung und frohem dreisten Sinn mit ernster Männlichkeit gemischt gefunden habe, als hier. — — Daß es übrigens auch hier Wollüstlinge aller Art giebt, daß einzelne Menschen zu viel Verschwendung treiben, daß Luxus, Spielsucht, Freßliebe, Sinnlichkeit doch immer unvermerkt weiter um sich greifen, ist eben so wahr, als es sich von selbst versteht. Wer weiß, wie es um 50 Jahren in diesem Punkte hier aussieht! Könnte der herzliche wohlmeinende Wunsch eines Fremden dies Uebel zurük halten,

gute gerade kräftig und stark den braven Vätern und ihren Enkeln zu: daß ihr großer Vorzug und ihre bewährte Ueberlegenheit — an Herz und Kopf und Muth — nur von der Kraft ihres nicht durch Sinnlichkeit unterdrückten Geistes entspringe, und daß nur Mäßigkeit im Genuß und kraftvolle Thätigkeit sie gleich stark, gleich schätzbar erhalten kann! Aber, wenn der Strom der Zeit die kräftigere Beispiele ihrer itzigen aufgeklärten Menschen einst wegschwemmte, und Weichlichkeit und Sittenverderbniß allgemein werden sollten; — was wird dann meine schwache Stimme vermögen!

Acht und zwanzigster Brief.

Die Freuden des gemeinen Mannes sind der wichtigste Beitrag zur Kenntniß des Charakters und Zustandes einer Nation. Denn diese, an Zahl, an Arbeitsamkeit, an Kraft, gemeiniglich auch an unverdorbenem Menschenverstand und Menschensinn, bei weitem beträchtlichste Klasse der Bürger eines Staats — die so mancher mit dem Namen Pöbel zu beschimpfen sich erfrecht — ist nicht bloß der größte, sondern der wichtigste Bestandtheil aller Einwohner, durch welchen und um welchen die übrigen Klassen nur da sind.

Auch der gemeine Mann in Berlin sucht (im Ganzen) nicht hauptsächlich das substantielle Vergnügen des Essens und Trinkens, selbst bei den lautesten seiner Ergötzungen. Schon eher will vorzüglich das weibliche Geschlecht durch modische und zierliche Tracht glänzen; und hierin treiben sie es offenbar zu weit, nemlich auf Kosten der Dauerhaftigkeit, der innern Güte, und der Anschaffung nothwendigerer Kleidungsstükke. Ein seidenes Halstuch geht bei ihnen über ein gutes Hemd, und eine hübsche Mütze kaufen sie für das Geld, wofür sie sich ein paar ganze Schuh anschaffen sollten. Doch denken fast alle Männer, und auch sehr viele Weiber hierin vernünftiger. — Arbeitsam sind hier alle Stände, und also auch die mittlern und unteren. An den Werkeltagen finden Sie nur selten, gegen Abend, die Plätze des Vergnügens besucht; desto häufiger an Sonn- und Feiertagen. Es sind eine Menge recht hübscher Gärten, vorzüglich in den Vorstädten, für den Handwerker und geringern Bürger in Berlin; und es fehlt nur in der That an solchen Gärten für die obern Stände. Soviel irgend der Witterung wegen möglich ist, genießt der Bürger hier sein Vergnügen nicht beim Glase Bier in der Stube; sondern er spatzieret im Thiergarten, oder sonst wo, und besucht dann diese Gärten und die Dörfer. Ganze Karavanen arbeitsamer Bürger mit ihren Weibern und erwachsenen Söhnen und

Töchtern zur Seite, und zarten Kindern auf dem Arme, begegnen einem Sonntags auf Spaziergängen und den Heerstraßen. Geselligkeit, Freude an schönem Wetter, Gespräche, Bewegung in der freien Luft, Kegelspiel, Karussel, Schaukeln, Tanzen, macht die Gesellschaft schon laut und lustig genug; und nur sehr selten bemerkt man Uebermaaß im Essen und Trinken. Aber witzige Einfälle, politische Diskurse, Religionsmaterien, und dergleichen, machen oft die Unterhaltung bei Tische aus, und sind zuweilen merkwürdig genug anzuhören. An verliebten Neckereien und Handwerkergalanterien fehlt es, wie man denken kann, auch nicht. Ich habe mich oft amüsirt, hier den muntern gar nicht plumpen Geist, und die Lust an seinen Arten der Sinnlichkeit zu beobachten. Im Ganzen ist hier eine Gesittetheit dieser Stände, die nicht allenthalben in Deutschland so groß ist, nicht zu verkennen, welche von Verstand, Mäßigkeit und Arbeitslust, als ihren Quellen, zeugt.

Ein größer Punkt, den alle Volksregierer zu versäumen scheinen, sind: die Nationalvergnügungen an bestimmten feierlichen Tagen für das Volk einer ganzen Provinz, oder doch einer ganzen Stadt. Die allweisen Philosophen haben freilich darüber, als über Volkssitte, die zu Aberglauben und Vorurtheilen Gelegenheit geben kann, gespöttelt; die vornehme Welt, die den ganzen Tag Feiertagsbend macht, begreift nicht, wie man noch der-

gleis

gleichen Tage nöthig hat; die Polizei findet es bequemer, solche Feste zu verbieten, als die dabei entstehenden Unordnungen zu verhindern; und der spekulirende Hausmann schlägt vor, das Geld, was so bloß zum Vergnügen ausgegeben wird, zu Vortheil- und Ehre bringenden Projekten des Fürsten zu verwenden. Hart und unweise zugleich! Nichts giebt dem Volke einen bestimmtern Nationalcharakter, als solche allgemeine Zusammenkünfte, deren Einrichtung man ja unvermerkt lenken kann; nichts giebt Gelegenheit, den herrschenden Geschmak des Volks öffner kennen zu lernen, welches doch nöthig ist, ehe man ihn durch Reskripte umstoßen will; nichts knüpft ein festeres Bündniß der Bürger unter einander und derselben an den Staat oder die Stadt als öffentliche Feste, die jedem Bürger als Bürger, als Mitglieds des Staats oder der Stadt, offen stehen, und die ein anderer Staat, oder eine andere Stadt nicht gerade so hat. — Solcher Volksfeste sind hier auch einige: der Fischzug in Stralow, zum Zeichen der Eröffnung der allgemeinen Fischerei; der Christmarkt in Berlin, um Weihnachten; das Scheibenschießen einmal im Jahre, und vielleicht noch mehrere. Die Einrichtungen dabei könnten noch wohl besser getroffen werden, um eine wahre Art Nationalverbindung aller Berliner, ohne Rüksicht auf Stände und dergleichen, dadurch zu sichern.

Und nun nur noch von einem Punkte, der jedem Fremden äußerst auffallen muß; ich meine, die schlechte Beschaffenheit mancher Dinge in den hiesigen Wirthshäusern. Der Müssiggänger sind hier freilich dazu nicht genug, daß die Kaffeehäuser, Weinschenken u. s. w. sehr fleißig besucht würden; und so läßt sich von den Wirthen keine große Spekulation, und noch weniger große, baare Auslagen aufs ungewisse mit Billigkeit fordern. Die angesehnen und reichen Männer laden, wenn es ihre Zeit erlaubt, lieber ein paar Freunde nebst Künstlern und Gelehrten zu sich, als daß sie öffentliche Häuser besuchten, und denen zu verdienen gäben. Fast jeder wohlhabende Mann verschreibt sich hier seinen Wein und andre Artikel selber. In den Klubs ist man mit der Gesellschaft und einem frugalen Abendessen zufrieden. — Aber dennoch dünkt mich, sind gewisse Sachen, und namentlich der Wein, in den hiesigen Speisehäusern gar zu abscheulich schlecht, um auf die Art entschuldigt werden zu können. Auch ist es höchst selten, und ein bloßes Glük, wenn man trinkbaren ordinären Tischwein, bei einzelnen Bouteillen, zu Kauf erhält. Ich weiß nicht, ob das rothe Getränk, was ich an den hiesigen Speisetischen bekomme, wirklich in Frankreich wächst, oder hier zu Lande gebrauet wird. Im erstern Falle möchte ich kaum unwissender an jenes Landes geschiktes Geld; und im letztern Fall behaupte ich steif und fest, daß einige

Sorg-

Sorgfalt in der Behandlung, und vielleicht eine nochmalige Gährung aus den Berliner und Potsdamer Weintrauben ein viel angenehmeres und zugleich gesünderes Getränk hervorbringen muß, als der hier so titulirte Pontak, Medok und Kahors ist. Es wäre eine wahre Wohlthat fürs Land, wenn ein Oekonom mit hinreichenden Kenntnissen diese sehr nützliche Bearbeitungsart fände. — Dagegen sind die Biere hier vortreflich, und die nachgemachten, als die Manheimer, Schwedischen und Englischen, erreichen ihre Originale fast vollkommen. — Aber bei allen andern einzeln gesunden Sachen des Luxus, als Arrak, Schokolade, selbst Kaffee, u. s. w., kauft man immer Gefahr, höchst elende Waare zu bekommen. Natürlich wird der Fall bei den Einwohnern, die immer Jahr aus Jahr ein von einem sichern Kaufmann nehmen, anders sein, als bei einem Fremden. Bei meinen Freunden indessen, wo ich alle diese Sachen vortreflich fand, erfuhr ich auf mein Befragen immer, daß sie sie sich selbst kommen ließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Also sollte man die Testamente auf dem Siechbette ganz verbieten?

Unsre Vorfahren, die alten Deutschen, wußten von keinen Testamenten, oder solchen Verordnungen, die erst durch den Tod bekräftiget werden mußten; bestimmt aber von Uebergaben bei lebendigem Leibe. Wenn einer der Wirthschaft müde war, und die damit verknüpften Mühseligkeiten nicht mehr ertragen konnte: so übergab er bei lebendigem Leibe sein Gut dem Erben, welchen ihm seines Landes Gewohnheit bestimmte. Wollte er es einem andern geben: so that er es mit Einstimmung der Erben; und man findet kein Beispiel, daß einer von dieser Regel abgegangen sei. Auch die Römer wußten zuerst nur von Uebergaben vor dem engern Ausschusse des Volks oder den fünf Schöpfen; und sie fielen erst später darauf, dem Vater die Macht zu geben, den durch die Gewohnheit bestimmten Erben zu übergehen.

In den Lehn- und Hofrechten waren die Uebergaben ebenfalls gewöhnlich: in jenen, so lange der Lehnmann sich in voller Rüstung von einer ellenhohen Stufe auf das Roß schwingen, und solches vor dem Lehnherrn tummeln konnte; in diesen, vor gehegtem Hofe, und so lange der Hofesmann im Stande war, einen baumendicken Spahn aus einer Eiche

zu

zu haben. Der Bürger mußte von dem Rathe erſcheinen, und dieſer kam ihm nicht vor das Bett, wenn er ſein Gut übergeben oder ein Teſtament machen wollte; der Geiſtliche aber, welcher ſeine Pfründe übergeben kann und will, muß noch jetzt ſeine Uebergabe zwanzig Tage überleben; man konnte von dieſen weder Probe noch Probehieb fordern. Alle ſcheinen darinn übereingeſtimmt zu haben, daß die Verordnungen auf dem Siechbette vieler Gefährde unterworfen ſein, und daß der Augenblik, da einer ſich zum Uebergang in die Ewigkeit bereitet, eben ſo wenig eine ruhige und bequeme Zeit ſei, ſein Haus zu beſtellen, als der Augenbliß, worinn ein General ſeine Schlachtordnung macht, die Zeit iſt, den Küchenzettel zu verfertigen. Und wie oft lernen wir aus den traurigſten Erfahrungen, daß die Menſchen auf dem Siechbette im höchſten Grade ſchwach und ungerecht handeln, und die Entſchließungen plötzlich verleugnen, die ſie in geſunden Tagen gefaſſet hatten?

Emilie hatte von einer alten Tante, ihrer Gevatterinn, ein ziemliches Vermögen geerbt, und damit früh einen Mann angelokt, der ihrer gar nicht werth war. Ihre Mutter und Schweſtern hatten ſie mehrmals vor ihm gewarnet, und ihn ihr als einen heimlich böſen Menſchen beſchrieben; aber ihr gutes Herz, das einmal Verbindungen angenommen hatte, hielt ſich auf ewig, und auch zum Unglük, verbunden. Das erſte Jahr ihrer Ehe ging ſo hin,

ohne daß ihr einiges Leid widerfuhr; sie noch schwanger, und froh sich ihren Mann durch ein neues Band zu verbinden. Kaum aber hatte sie ihren ersten Sohn glücklich geboren, und ihren Eheherrn damit gegen den Rückfall ihres Vermögens gesichert: so legte dieser die Maske ab, und überließ sich einer Person, die ihn lange vorher gefesselt gehalten hatte. Umsonst suchte sie ihn durch alle Arten von Liebseligkeiten wieder an sich zu ziehen; es halfen weder häusliche Freuden, noch rührende Thränen. Den Undankbare floh diese, und achtete jene nicht. Oft mußte sie bei ihren großen Einkünften darben, oder sich doch das nöthigste entziehen, während der Zeit er mit seiner ersten Buhlschaft davon in Ueberfluß lebte, oder ihr Geld verspielte. Er kam bald in Monaten nicht zu Hause, des Sommers war er in Bädern, und des Winters in der Hauptstadt, wo seine erste Geliebte wohnte; so daß es nicht schien, als wenn er auch nur die geringste Pflicht gegen die gutherzigste Frau zu erfüllen hätte. In diesen traurigen Umständen hatte sie ihre jüngere Schwester zu sich genommen, die jede ihrer Thränen mit empfand, und jede unangenehme Nachricht von dem Undankbaren mit aller Vorsicht zu mildern suchte. Das wenige was sie hatte, gab sie mit Freuden zur Hausehaltung her, um ihrer Schwester Ungemach zu erleichtern, und ihr die unangenehme Erinnerung zu ersparen, daß sie bei allem ihren Vermögen Mangel leiden mußte. Beide Schwestern liebten einander

so

so herzlich, wie Zärtliche und Unglücklicher zu thun pflegen; Emilie, welche der Gram schrbar verzehrte, wünschte hundertmal ihren Sohn und ihr Vermögen ihrer Schwester hinterlassen, und beides damit dem künftigen Untergange entziehen zu können; Aber es war ein eitler Entwurf, der jedoch bald zum Theil hätte erfüllet werden können, indem ihr der Himmel ihr Kind raubte, und der Schrekken sie dem Grabe näher brachte. Die Nachricht von diesem Tode und der damit verknüpfte Verlust der Erbschaft rührten aber nicht so bald den Vater, als er mit allen Zeichen einer wahren Betrübniß und Reue zu Emilien kam, sie mit tausend verstellten Thränen um Vergebung bat, und um ihre Gesundheit vom Himmel zu erflehen, vor ihrem Bette kniete. Der Geistliche, welcher sie besuche hatte, glaubte seine Pflicht zu thun, da er eine Versöhnung zwischen beiden stiftete; und die Schwester, dieses großmüthige Mädchen, nahm ihre Hand, die sie nicht zurük zu ziehen vermochte, und legte sie in die seinige; der Richter des Orts, welchen der Mann gleich bei seiner Ankunft bestellet hatte, kam als Nachbar unter dem Schein des Besuchs; und es fügte sich alles so wie es sich in solchen Fällen zu fügen pflegt, daß von Testamenten gered et, und ein Testament verfertiget wurde, worinn sie den Mann zum einzigen Erben einsetzte, und ihrer Schwester — einiges Geräthe vermachte.

Unstrei-

Unſtreitig war die Kranke noch bei gutem Verſtande; ſie betete jedes Gebet nach, was man ihr vorſagte, und erinnerte ſich aller Perſonen, die um ſie waren. Der Richter ſetzte alſo nicht ganz unrecht in das Teſtament, daß er ſie bei geſunder Vernunft, obgleich ſchwach am Körper vorgefunden hätte. Allein wer kann denken, daß es Emiliens freier und wahrer Entſchluß war, ihre liebſte Schweſter, die ihr ſo ausnehmende Hülfe geleiſtet hatte, dergeſtalt zu vergeſſen, und einen Mann, der ihr ganzes Leben verbittert hatte, zu ihrem glüklichen Erben zu machen? Iſt da freier Entſchluß, wo die herannahende Ewigkeit, die verſöhnende Stimme des Geiſtlichen, das edle Zureden einer Freundinn, ein empfindliches Herz zugleich beſtürmen, wo man von allem abhängt, und von keinem unterſtützt wird; wo Wehmuth und unzeitiges Mitleid allein wirken; wo man keine Reue prüfen, und nichts überdenken kann; wo ein augenblikkluher Eindruk mehr entſcheidet, als die ernſthafteſte Ueberlegung der vorigen Zeiten; wo die Sehnſucht nach Ruhe, und der Ueberdruß des Lebens den Werth der Sachen beſtimmt, und alles übereilet; wo man nur oft mit dem Kopfe ein Ja nikt, weil der Hals zu ſchwach iſt, das Nein heraus zu ſchütteln; und wo endlich jeder Blik gebietet, jede Thräne fordert, und jede Bitte mit Macht eindringt? Ein geſunder Menſch kann irren, und ſeinen Irrthum des andern Tages verbeſſern; aber dem Kranken kömmt auch dieſe Rechtswohlthat nicht zu ſtatten: der Tod hindert ihn am Widerrufe, und der offenbareſte Irrthum wird als ein heiliges Geſetz angenommen.

Möſer.

II.

Anakreons Lob der Rose.

Dich besing' ich, Blumenschöpfer,
Lenz, und die du schufst, die Rose.
Singt vereint mit mir, ihr Freunde!
Rosen sind der Götter Labsal
Und der Menschen Lust, und zieren
In den Wonnestunden Amors
Ihn und alle Huldgöttinnen.
Rosen liebkost Aphrodite;
Sie begeistern zu Gesängen
Und erheitern selbst die Musen.
Lieblich ists, durch Dornsträuche
Zum Genuß der Rose dringen;
Lieblich, selbst für zarte Hände,
Amors traute Blume pflücken
Und den Geist des Duftes athmen.
O wie liebt der weise Dichter,
Rosen, euch beym frohen Mahle,
Euch an Vater Bakchus Festen!
Giebts auch Schönheit ohne Rosen?
Rosenfinger hat Aurora;
Rosenarmig sind dem Dichter
Nereus Töchter; rosenfarben

Sieht

Sieht er Königinn Cytheren.
Schmerz und Krankheit tilgt die Rose;
Sie bewahret vor Verwesung,
Und besiegt der Zeiten Wechsel:
Noch in ihrem Alter stärkt sie
Mit der Jugend edlem Balsam.
Auf, besingt der Rose Schönheit!
Als des Meeres blauer Fläche
Cyperns junge Fürstinn, triefend
Von der Wellen Schaum, entwallte,
Und des Schlachtgetümmels Freundinn,
Pallas, zu der Götter Schrekken
Auf Kronions Scheitel prangte;
Da gebahr uns Mutter Erde,
Ihrer Wunder Zahl zu mehren,
Nie gesehne Rosenstöke.
Lüstern nach der Blüthe, goßen
Götter und Göttinnen Nektar
Mild herab; und unter Dornen
Strahlte zauberisch Lyäens
Himmlisches Gewächs, die Rose.

Manso.

Berlinische Monatsschrift.

1785.

Drittes Stük. März.

I.

Etwas zur Polizei für die Freuden der Landleute.

Wenn ich Polizeikommissarius wäre, es sollte mir anders gehen: die Leute sollten mir wenigstens ein- oder zweimal im Jahr auf der Kirmes oder auf Fastnacht völlige Freiheit haben, einige Bände springen zu lassen, oder ich hieße nicht Herr Kommissarius. Unsre heutige Mäßigkeit macht lauter Schleicher, die des Morgens ihr Gläschen, und des Abends ihr Kännchen trinken; anstatt daß die vormalige Ausgelassenheit zu gewissen Jahrszeiten einem Donnerwetter mit Schlossen glich, das zwar da, wo es hinfällt, Schaden thut, im Ganzen aber die Fruchtbarkeit vermehret. — Dagegen aber würde ich auch die täglichen Säufer, wenn sie sich auch nicht völlig berauschten, ohne Barmherzigkeit ins Zuchthaus schikken.

Mit allem ihren Lehren und Predigen haben es die Moralisten wirklich so weit gebracht, daß die Leute, welche vorhin des Jahrs einen Anker, aber an einem Tage herunterzechten, sich itzt täglich mit einem geringern Maaße, aber des Jahrs nicht mit einem Stükfasse, begnügen; und hier mögte ich wol einmal fragen: Ob wir bei diesem Tausche gewonnen oder verlohren haben? Als Polizeikommissarius sage ich: Nein. So viel Freuden uns auch der Schöpfer giebt, und so gern er es sehen muß, daß wir sie mit Dank und Mäßigung genießen: so offenbar finde ich, daß die Leute bei dem mäßigen Genießen zu Grunde gehen, die vorhin des Jahrs nur ein- oder zweimal Kopfweh zu erleiden hatten; ich finde, daß es für die Polizei leichter sei, einmal des Jahrs Anstalten gegen einen wilden Ochsen zu machen, als täglich die Kälber zu hüten.

Bei allem dem aber ist es doch auch hier zu verwundern, daß die Freuden und Ergötzungen unserer Vorfahren polizeimäßiger gewesen sind, als die unsrigen. In der ganzen bekannten Welt sind von den ältesten Zeiten her gewisse Tage dem Menschen dergestalt frei gegeben worden, daß er darin vornehmen konnte, was er wollte, in so fern er nur keinen Kläger gegen sich erwekte. Das Amt der Obrigkeit ruhete an denselben völlig, und der Fiskus selbst konnte nichts bessers thun, als mitmachen. Man findet alte Stadtordnungen,

worin

worin an zweien Tagen des Jahrs alle Arten von Glükksspielen erlaubt wurden; die Obrigkeit duldete die Fastnachtszechen und Mummereien bis in die Kirchen, und sorgte bloß dafür, das die unbändigen Menschen kein Unglük anfingen; die Uebermaaße selbst wehrte sie keinem. Man erinnert sich der Saturnalien wie der Narrenfeste; man weiß, was zur Karnevalszeit in und außer den Klöstern erlaubt war; und man sieht, ohne ein Montesquieu zu sein, daß aller Welt Obrigkeit, den Patriarchen zu Konstantinopel nicht ausgeschlossen *), den Grundsatz angenommen hatte: die Thorheit muß wenigstens einmal im Jahre ausgähren, damit sie das Faß nicht sprenge.

Eben dieser Grundsatz herrschte in andern Theilen bei unsern Vorfahren. Bei gewissen seltnen feierlichen Gelegenheiten zeigten sie sich in verschwenderischer Pracht, wenn sie täglich in einem schlichten Wamse gingen. Wenn sie mit einander haderten, so schonten sie so wenig ihrer Lunge, als ihrer Fäuste; und wenn sie sich freueten, so wollten sie bersten vor lachen. Damit schonten sie ihre Feierkleider, und entwehrten sich des schwindsüchtigen Grams, und der Gefahr, von einer plötzlichen Freude zu sterben. Wir hingegen opfern der Mode durch tägliche kleine Ausgaben unser bestes Vermögen auf, verfolgen unsre Feinde mit

*) Cedren. hist. p. 639.

der artigsten Manier, uns schwindeln bei allen plötzlichen Zufällen.

Jedoch Scherz bei Seite! Wenn ich Polizeikommissarius wäre, die Leute sollten mir zu gewissen Zeiten mehr Freuden haben, damit sie zu andern Zeiten fleißiger und ordentlicher würden. Ich weiß, wie dem Handwerksmanne der Sonntagsbraten schmeckt, wenn er sich die ganze Woche mit einem Gemüse beholfen hat; und wie zufrieden er mit seinem Gemüse ist, wenn er an den Sonntagsbraten gedenkt. Nach diesem wahren Grundsatze würde ich jedem Dorfe, wo nicht alle Monate, doch wenigstens alle Vierteljahr ein Fest erlauben, um den täglichen Genuß, welcher zuletzt auch oft den Besten zur Uebermaaße verführt, und um desto gefährlicher ist, je unbemerkter er im Finstern schleicht, und mit der lieben Gewohnheit, der andern Natur, über Weg geht, so vielmehr einzuschränken. Eine Polizei, die ihre Aufmerksamkeit dahin wendete, würde wahrscheinlich glücklicher sein, als diejenige, welche, wie die neuere, alle Arten von Zechereien und Gelagen verbietet, und damit den durch keine Gesetze zu bezwingenden heimlichen und öftern Genuß befördert, auch wohl selbst das Salz der Freude, das dem geplagten Menschen Reiz und Dauer zur Arbeit geben soll, völlig unschmackhaft mache.

In gewissen Ländern, und besonders am Rheine, läßt der Pfarrer des Sonntags das Zeichen mit der

der Glocke geben, wann der Fidler in der Schenke auf die Tonne steigen darf; und nun fängt alles an zu hüpfen. In der ganzen Woche aber findet man daselbst keinen Menschen in der Schenke. In Frankreich, wo das Tanzen am Sonntage verbaten ist, sieht man des Abends nach verrichteter Arbeit häufige Tänze, und die Natur ist nüchtern und fleißig. In Genf findet man die Handwerker alle Abend, wenn es die Witterung erlaubt, eine Stunde auf öffentlichen Plätzen, um sich von der unermüdeten Anstrengung des Tages zu erholen; und so ist überall, wo die Gesetzgebung auf Erfahrungen gebaut wird, Freude und Arbeit vermischt, und die eine dient der andern mit mächtiger Hand.

In andern Ländern hingegen, wo die Feiertage abgeschaft, die blauen Montage eingezogen, die Fastnachtslustbarkeiten verboten, die Leichen und Kindelbiere zu genau eingeschränkt, alle Zehrungen untersagt, alle Kirmesfreuden durch den nie schlafenden Fiskal gestöret, und überhaupt alle Lustbarkeiten der Unterthanen, so viel immer möglich, unterdrükt sind, sieht man die Leute weit häufiger in den Schenken, stiller und traurriger, aber öfter, trinken, und auch weniger fleißig arbeiten. Ihre Wirthschaft geht bei allen Einschränkungen schlimmer, und der niedergeschlagene Mensch schaft mit seinen Händen dasjenige nicht, was der lustige schaft. Die Unterthanen sehen den Gesetzgeber

wie die Kinder einen grämlichen Vater an; sie versammeln sich in Winkeln, und thun mehr böses, als sie bei mehrerer Freiheit gethan haben würden. Sie dünken sich sicher, so oft sie sich nur nicht die Hälse brechen.

Bisher hat man noch kein eignes Polizeireglement für die Lustbarkeiten der Landleute gehabt; welches hauptsächlich daher rühret, daß die Gesetzgeber lieber selbst haben tanzen als andre tanzen lassen wollen. Es würde aber doch in dem Falle nöthig seyn, wenn meine Wünsche erfüllt werden sollten. In demselben würde das erste sein, daß in einem gewissen zu bestimmenden Distrikte nur eine einzige Schenke geduldet, diese gehörig und geräumig eingerichtet, und mit allem versehen sein sollte, was vernünftige Landleute ergötzen könnte. Der Wirth sollte seine Vorschrift haben, was er geben und nicht geben dürfte; der Tag zur Lustbarkeit sollte bestimmt, und an demselben immer die nöthige Hülfe, um Unordnungen zu steuren, bei der Hand sein. Außer dem bestimmten Tage und einigen andern, die noch näher bestimmt werden könnten, sollte der Wirth gar keine Gäste setzen dürfen. Die Spiele sollten bestimmt und angemessen sein. Drei alte Männer sollten des Tages Richter sein, und alles entscheiden können, was der Ceremonienmeister anderwärts entscheiden kann. Wer sich denselben widersetzte, sollte sofort der in der Nähe stehenden Amtshülfe übergeben; der

betrunkne Mann durch sie gegen ein gewisses Bodenlohn sofort nach Hause gebracht; und die betrunkene Frau vor ihrer Heimführung öffentlich ausgeklatscht werden. Auf diese Weise glaube ich, daß die vielen und verderblichen Winkelschenken geschlossen, das beständige Leben im Wirthshause aufgehoben, der Mann, der die Erholung am mehresten verdient, zum besten Genuß einer ordentlichen Freude verholfen, und überhaupt mit der Zeit ein besserer Nationalgeist erzielt werden könnte. Dabei verstünde es sich von selbst, daß an diesen Tagen alle Frohnen und Bauerwerke aufhören, und dieselben also gewählt werden müßten, daß keine eilige Arbeit dadurch aufgehalten würde.

Möser.

2.

Ueber die Vulkane im Monde.

Im Gentleman's Magazine, 1783, befindet sich gleich zu Anfang ein Sendschreiben des Russischen Staatsraths Hrn. Aepinus an Hrn. Pallas über eine Nachricht, die Hr. Magellan der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg mitgetheilt hat, betreffend einen vom Hrn. Herschel am 4ten Mai 1783 entdekten Vulkan im Monde.

Diese Neuigkeit interessirte Hrn. Aepinus, wie er sagt, um desto mehr, weil sie seiner Meinung nach die Richtigkeit seiner Muthmaßung über den vulkanischen Ursprung der Ungleichheiten der Mondsfläche beweise, die er im Jahr 1778 gefaßt und 1781 in Berlin durch den Druk bekannt gemacht hat *); und worin sich, wie er mit Vergnügen gesteht, drei Naturforscher einander ohne Mittheilung begegnet haben; er selbst, Hr. Aepinus in Petersburg, Hr. Prof. Beccaria zu Turin, und Hr. Pr. Lichtenberg in Göttingen. Indessen da durch den Ritter Hamilton die Aufmerksamkeit auf vulkanische Krater in allen Ländern so allgemein gerichtet worden, so sei jene Muthmaßung mit einer überständig reifen Frucht zu vergleichen, die in die Hände des ersten besten fallen müssen, der zufällig den Baum anrührete. Um endlich, durch Ansprüche auf die Ehre der ersten Vermuthung, unter Zeitgenossen keinen Zwist zu erregen, führt er den berühmten Robert Hooke als den ersten Urheber desselben an, in dessen Mikrographie (gedrukt 1655) im 20sten Kapitel er grade die nämlichen Ideen angetroffen habe. Sic redit ad Dominum —

Herrn Herschels Entdekkung hat, als Bestätigung der zweideutigen Beobachtungen des Messen

des

*) Von der Ungleichheit des Mondes; im 2ten Bande der Abh. der Gesellschaft naturforschender Freunde.

des Hrn. Beccaria und des Don Ulloa, allerdings einen groſſen Werth; und fährt auf Aehnlichkeiten des Mondes (wahrscheinlich auch anderer Weltkörper) mit unſerer Erde, die ſonſt nur für gewagte Muthmaßungen hätten gelten können. Allein die Muthmaßung des Hrn. Aepinus beſtätigt ſie (wie ich dafür halte) nicht. Es bleibt, unerachtet aller Aehnlichkeit der ringförmigen Mondflecken mit Kratern von Vulkanen, dennoch ein erheblicher Unterſchied zwiſchen beiden, und dagegen zeigt ſich eine ſo treffende Aehnlichkeit derſelben mit anderen kreisförmigen Zügen vulkaniſcher Gebirge oder Landesrükken auf unſerer Erde, daß eher eine andere, obzwar nur gewiſſermaßen mit jener analogiſche, Muthmaßung über die Bildung der Weltkörper dadurch beſtätigt ſein mögte.

Die den Kratern ähnlichen ringförmigen Erhöhungen im Monde machen allerdings einen Urſprung durch Eruptionen wahrſcheinlich. Wir finden aber auf unſerer Erde zweierlei kreisförmige Erhöhungen: deren die einen durchgängig nur von ſo kleinem Umfange ſind, daß ſie, vom Monde aus beobachtet, durch gar kein Teleſkop räumten unterſchieden werden; und von dieſen zeigen die Materien, woraus ſie beſtehen, ihren Urſprung aus vulkaniſchen Eruptionen. Andere dagegen beſitzen ganze Länder oder Provinzen von vielen hundert Quadratmeilen Inhalt, innerhalb eines mit höhern oder minder hohen Gebirgen beſetzten und

ſich kreisförmig herumziehenden Landrükkens. Dieſe würden allein vom Monde aus, und zwar von derſelben Größe, als wir jene kreisförmigen Flekken im Monde erblikken, geſehen werden können, wofern nur Aehnlichkeit ihrer Bekleidung (durch Wald oder andere Gewächſe) die Unterſcheidung derſelben in ſo großer Ferne nicht etwa verhinderte. Dieſe laſſen alſo auch Eruptionen vermuthen, durch die ſie entſtanden ſein mögen, die aber nach dem Zeugniß der Materien, woraus ſie beſtehen, keinesweges vulkaniſche haben ſein können. — Der Krater des Veſuvs hat in ſeinem oberſten Umkreiſe (nach della Torre) 7624 pariſer Fuß, und alſo etwa 700 rheinländiſche Ruthen, und im Durchmeſſer beynahe 160 derſelben; ein ſolcher aber könnte gewiß durch kein Teleſkop im Monde erkannt werden *). Dagegen hat der kraterähnliche

*) Aber ſeine feurige Eruption ſelbſt könnte in der Mondsnacht gleichwohl geſehen werden. In dem oben angeführten Briefe wird zu der Beobachtung des Neffen des Hrn. Beccaria und des Don Ulloa die Anmerkung gemacht, daß beide Vulkane von entſetzlichem Umfange geweſen ſeyn müſſen, weil Hr. Herſchel den ſeinigen durch ein ohne Vergleich größeres Teleſkop nur ſo eben und zwar unter allen Mitzuſchauern nur allein hat bemerken können. Allein bey ſelbſtleuchtenden Materien kömmt es nicht ſo ſehr auf den Umfang als die Reinigkeit des Feuers an, um deutlich geſehen zu werden; und von den Vulkanen iſt es bekannt, daß ihre Flammen bisweilen helles, bisweilen im Rauche gedämpftes Licht um ſich verbreiten. —

liche Flekken Tycho im Monde nur an dreißig deutsche Meilen im Durchmesser, und könnte mit dem Königreich Böhmen; der ihm nahe Flekken Riccius aber an Größe mit dem Markgrafthum Mähren verglichen werden. Nun sind diese Länder auf der Erde eben auch kraterähnlich von Gebirgen eingefaßt, von welchen eben so, als von dem Tycho, sich Bergketten gleichsam im Sterne verbreiten. Wenn aber unsere durch Landrükken eingeschlossene kraterförmige Bassins (die insgesammt Sammlungsplätze der Gewässer für die Oceane abgeben und womit das feste Land überall bedekt ist) dem Monde den ähnlichen Anblik doch nicht verschaffen sollten — wie es in der That auch nur von einigen zu vermuthen ist —; so würde dieses nur dem zufälligen Umstande zuzuschreiben sein: daß die Mondsatmosphäre (deren Wirklichkeit durch die Herschelsche Entdekkung, weil Feuer daselbst brennt, bewiesen ist) bei weitem nicht so hoch reichen kann, als die unsrige (wie die unmerkliche Stralenbrechung am Rande dieses Trabanten es beweiset), nicht die Bergrükken des Mondes über die Gränze der Vegetation hinaus reichen; bei uns hingegen die Bergrükken ihrem größten Theile nach, mit Gewächsen bedekt sind, und daher gegen die Fläche des eingeschlossenen Bassins freilich nicht sonderlich abstechen können.

Wir haben also auf der Erde zweierlei kraterähnliche Bildungen der Landesfläche: eine, die vulka-

vulkaniſchen Urſprungs ſind, und die 100 Meilen im Durchmeſſer, mithin einen 20000 Quadratmeilen in der Fläche beſaſſen; andere, die keinesweges vulkaniſchen Urſprungs ſind, und gegen 1000 Quadratmeilen, mithin wohl 20000 mal mehr in ihrem Flächeninhalte haben. Mit welcher wollen wir nun jene ringförmigen Erhöhungen auf dem Monde (deren keine beobachtete weniger als eine deutſche Meile, einige wohl dreißig, im Durchmeſſer haben) vergleichen? — Ich denke: nach der Analogie zu urtheilen, nur mit den letztern, welche nicht vulkaniſch ſind. Denn die Geſtalt macht es nicht allein aus; der ungeheure Unterſchied der Größe muß auch in Anſchlag gebracht werden. Alsdann aber hat Hrn. Herſchels Beobachtung zwar die Idee von Vulkanen im Monde beſtätigt, aber nur von ſolchen, deren Krater weder von ihm noch von jemand anders geſehen worden iſt, noch geſehen werden kann; hingegen hat ſie nicht die Meinung beſtätigt, daß die ſichtbaren ringförmigen Konfigurationen auf der Mondsfläche vulkaniſche Krater wären. Denn das ſind ſie (wenn man hier nach der Analogie mit ähnlichen großen Baſſins auf der Erde urtheilen ſoll) aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht. Man müßte alſo nur ſagen: da der Mond, in Anſehung der kraterähnlichen Baſſins, mit denen, die auf der Erde die Sammlungsbekken des Gewäſſer für Ströme ausmachen, aber nicht vulkaniſch ſind, ſo viel Aehnlichkeit

ähnlichkeit hat; so könne man vermuthen, daß er auch in Ansehung der auf der Erde befindlichen vulkanischen Krateres ähnlich gebildet sei. Zwar können wir diese letztern im Monde nicht sehen; aber es sind doch in der Mondsnacht selbst leuchtende Punkte, als Beweise eines Feuers auf demselben, wahrgenommen worden, die sich am besten auf diese nach der Analogie zu vermuthenden Ursache erklären lassen *).

Diese kleine Zweideutigkeit in der Folgerung obgedachter berühmter Männer nun bei Seite gesetzt, — welcher Ursache kann man denn die auf der Erdfläche so durchgängig anzutreffenden nichtvulkanischen Krateres, nämlich die Bassins zu Seen, zuschreiben? Eruptionen müssen hier natürlicher Weise zum Grunde gelegt werden; aber vulkanisch konnten sie nicht sein, weil die Gebirge, welche den Rand derselben ausmachen, keine Materien solcher Art enthalten, sondern aus einer wässerigten Mischung entstanden zu sein scheinen.

Ich

*) Beccaria hielt die aus den ringförmigen Mondserhöhungen strahlenweise auslaufenden Rükken für Lavaströme; aber der ganz ungeheure Unterschied derselben von denen, die aus den Vulkanen unserer Erde fließen, in Ansehung ihrer Größe, widerlegt diese Meinung, und macht es wahrscheinlich: daß sie Bergketten sind, die, so wie die auf unserer Erde, aus einem Hauptstamm des Gebirge strahlenweise auslaufen.

Ich denke, daß, wenn man sich die Erde ursprünglich als ein im Wasser aufgelöstes Chaos vorstellt, die ersten Eruptionen, die allenwärts, selbst aus der größten Tiefe, entspringen mußten, atmosphärisch (im eigentlichen Sinn des Worts) gewesen sein werden. Denn man kann sehr wohl annehmen: daß unser Luftmeer (Aerosphäre), das sich jetzt über die Erdfläche befindet, vorher mit den übrigen Materien der Erdmasse, in einem Chaos vermischt gewesen; daß es, zusammt vielen andern elastischen Dünsten, aus der erhitzten Kugel gleichsam in großen Blasen ausgebrochen; in dieser Ebullition (davon kein Theil der Erdfläche frei war) die Materien, welche die ursprünglichen Gebirge ausmachen, kraterförmig ausgeworfen; und dadurch die Grundlage zu allen Bassins der Ströme, womit, als den Maschen eines Netzes, das ganze feste Land durchwirkt ist, gelegt habe. Jene Ränder, da sie aus Materie, die im Wasser erweicht war, bestanden, mußten ihr Auflösungswasser allmälig fahren lassen, welches beim Ablaufen die Einschnitte ausspühlte, wodurch sich jene Ränder, die jetzt gebirgig und sägeförmig sind, von den vulkanischen, die einen fortgehenden Rükken vorstellen, unterscheiden. Diese uranfänglichen Gebirge bestehen nun, nachdem andere Materien, die sich nicht so geschwinde kristallisirten oder verhärteten, z. B. Hornstein und ursprünglicher Kalk, davon geschieden worden, aus Granit; auf welchen, da

die

die Ebullition an demſelben Orte immer ſchwächer mithin niedriger ward, ſich die letztern, als ausgewaſchene Materien, in ſtufenartiger Ordnung, nach ihrer mindern Schwere oder Auflöſungsfähigkeit im Waſſer, niederließen. Alſo war die erſte bildende Urſache der Unebenheiten der Oberfläche eine atmoſphäriſche Ebullition, die ich aber lieber chaotiſch nennen mögte, um den erſten Anfang derſelben zu bezeichnen.

Auf dieſe, muß man ſich vorſtellen, hat eine pelagiſche Alluvion nach und nach Materien, die größtentheils ſchon Meergeſchöpfe enthielten, geſchichtet. Denn jene chaotiſche Kraters, wo deren eine Menge gleichſam gruppirt war, bildeten weit ausgebreitete Erhöhungen über andere Gegenden, woſelbſt die Ebullition nicht ſo heftig geweſen war. Aus jenen ward Land mit ſeinen Gebirgen, aus dieſen Seegrund. Indem nun das überflüſſige Kriſtalliſationswaſſer aus jenen Baſſins ihre Ränder durchwuſch, und ein Baſſin ſein Waſſer in das andere, alle aber zu dem niedrigen Theil der ſich eben formenden Erdfläche (nämlich dem Meere) ablaufen ließ; ſo bildete es die Päſſe für die künftigen Ströme, welche man noch mit Verwunderung, zwiſchen ſteilen Felswänden, denen ſie itzt nichts anhaben können, durchgehen und das Meer ſuchen ſieht. Dieſes wäre alſo die Geſtalt des Skelets von der Erdoberfläche, ſofern ſie aus Granit beſteht, der unter allen Flötzſchichten

fort-

fortgeht, welche die folgenden pelagischen Alluvionen auf jenen aufgesetzt haben. Aber eben darum mußte die Gestalt der Länder, selbst da, wo die neuern Schichten den in der Tiefe befindlichen alten Granit ganz bedekken, doch auch kraterförmig werden, weil ihr Grundlager so gebildet war. Daher kann man auf einer Charte (worauf keine Gebirge gezeichnet sind) die Landrükken ziehen, wenn man durch die Quellen der Ströme, die einem großen Flusse zufallen, eine fortgehende Linie zeichnet, die jederzeit einen Kreis als Bassin des Stromes einschließen wird.

Da das Bekken des Meeres vermuthlich immer mehr vertiefet wurde, und alle aus obigen Bassins ablaufende Wasser nach sich zog; so wurden nun dadurch die Flußbetten und der ganze itzige Bau des Landes erzeugt, der die Vereinigung der Wasser aus so vielen Bassins in einen Kanal möglich macht. Denn es ist nichts natürlicher, als daß das Bette, worin ein Strom itzt das Wasser von großen Ländern abführt, eben von demjenigen Wasser und dem Rükzuge desselben ausgespühlt worden, zu welchem es jezt abfließt, nämlich vom Meere und dessen uralten Alluvionen. Unter einem allgemeinen Ocean, wie Büffon will, und durch Seeströme im Grunde desselben, läßt sich eine Wegwaschung nach einer solchen Regel gar nicht denken; weil unter dem Wasser kein Abstuz

nach

nach der Abschüssigkeit des Bodens, die doch hier das wesentlichste ausmacht, möglich ist. *)

Die vulkanischen Eruptionen scheinen die spätesten gewesen zu seiN, nämlich nachdem die Erde schon auf ihrer Oberfläche fest geworden war. Sie haben auch nicht das Land, mit seinem hydraulisch regelmäßigen Bauwerk, zum Ablauf der Ströme, sondern etwa nur einzelne Berge gebildet, die, in Vergleichung mit dem Gebäude des ganzen festen Landes und seiner Gebirge, nur eine Kleinigkeit sind.

Der Nutzen nun, den der Gedanke obgedachter berühmter Männer haben kann, und den die Herschelsche Entdekkung, obzwar nur indirekt, bestätigt, ist in Ansehung der Kosmogonie von Erheblichkeit: daß nämlich die Weltkörper ziemlich auf ähnliche Art ihre erste Bildung empfangen haben. Sie waren insgesammt anfänglich in flüssigem Zustande; das beweiset ihre kugelrunde, und wo sie sich beobachten läßt, auch, nach Maasgabe

*) Der Lauf der Ströme scheint mir der eigentliche Schlüssel der Erdtheorie zu sein. Denn dazu wird erfordert: daß das Land erstlich durch Landrükken gleichsam in Teiche abgetheilt sei; zweitens, daß der Boden, auf welchem diese Teiche ihr Wasser einander mittheilen, um es endlich in einem Kanal abzuführen, von dem Wasser selbst gebauet und geformt worden, welches sich nach und nach von den höheren Bassins bis zum niedrigsten zurükzog, nämlich vom Meere.

gabe der Achsendrehung und der Schwere auf ihrer Oberfläche, abgeplattete Gestalt. Ohne Wärme aber giebts keine Flüssigkeit. Woher kam nun diese ursprüngliche Wärme? Sie mit Büffon von der Sonnenglut, wovon alle planetische Kugeln nur abgestoßene Brokken wären, abzuleiten, ist nur ein Behelf auf kurze Zeit; denn woher kam die Wärme der Sonne? Wenn man annimmt (welches auch aus andern Gründen sehr wahrscheinlich ist): daß der Urstof aller Weltkörper in dem ganzen weiten Raume, worin sie sich itzt bewegen, Anfangs dunstförmig verbreitet gewesen, und sich daraus nach Gesetzen, zuerst der chemischen, hernach, und vornehmlich, der kosmologischen Attraktion, gebildet haben; so geben Crawfords Entdekkungen einen Wink, mit der Bildung der Weltkörper zugleich die Erzeugung so großer Grade der Hitze, als man selbst will, begreiflich zu machen. Denn, wenn das Element der Wärme für sich im Weltraum allerwärts gleichförmig ausgebreitet ist, sich aber nur an verschiedene Materien in dem Maaße hängt, als sie es verschiedentlich anziehen; wenn, wie er beweiset, dunstförmig ausgebreitete Materien weit mehr Elementarwärme in sich fassen, und auch zu einer dunstförmigen Verbreitung bedürfen, als sie halten können, sobald sie in den Zustand dichter Massen übergehen, d. i. sich zu Weltkugeln vereinigen: so müssen diese Kugeln ein Uebermaaß von

Warm-

Warmmaterie über das natürliche Gleichgewicht mit der Warmmaterie im Raume, worin sie sich befinden, enthalten; d. i. ihre relative Wärme in Ansehung des Weltraums wird angewachsen sein. (So verliert vitriolsaure Luft, wenn sie das Eis berührt, auf einmal ihren dunstartigen Zustand, und dadurch vermehrt sich die Wärme in solchem Maaße, daß das Eis im Augenblik schmilzt.) Wie groß der Anwachs sein möge, darüber haben wir keine Eröfnung; doch scheint das Maaß der ursprünglichen Verdünnung, der Grad der nachmaligen Verdichtung, und die Kürze der Zeit derselben, hier in Anschlag zu kommen. Da die letztere nun auf den Grad der Anziehung, die den zerstreuten Stoff vereinigte, diese aber auf die Quantität der Materie des sich bildenden Weltkörpers ankömmt; so mußte die Größe der Erhitzung der letzteren auch proportionirlich sein. Auf die Weise würden wir einsehen, warum der Centralkörper (als die größte Masse in jedem Weltsystem) auch die größte Hitze haben, und allerwärts eine Sonne sein könne; imgleichen mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die höhern Planeten, weil sie theils meistens größer sind, theils aus verdünnterem Stoffe gebildet worden, als die niedrigern, mehr innere Wärme, als diese, haben können, welche sie auch (da sie von der Sonne beinahe nur Licht genug zum Sehen bekommen) zu bedürfen scheinen. Auch würde uns die gebirgigte Bildung

der Oberflächen der Weltkörper, auf welche unsere Beobachtung reicht, der Erde, des Mondes, und der Venus, aus atmosphärischen Eruptionen ihrer ursprünglich erhitzten chaotisch-flüßigen Masse, als ein ziemlich allgemeines Gesetz erscheinen. Endlich würden die vulkanischen Eruptionen aus der Erde, dem Monde, und sogar der Sonne (deren Kraters Wilson in den Flekken derselben sah, indem er ihre Erscheinungen, wie Huygen die des Saturnringes, sinnreich untereinander verglich), ein allgemeines Princip der Ableitung und Erklärung bekommen.

Wollte man hier den Tadel, den ich oben in Büffons Erklärungsart fand, auf mich zurükschieben, und fragen: woher kam denn die erste Bewegung jener Atomen im Weltraume? so würde ich antworten: daß ich mich dadurch nicht anheischig gemacht habe, die erste aller Naturveränderungen anzugeben, welches in der That unmöglich ist. Dennoch aber halte ich es für unzulässig, bei einer Naturbeschaffenheit, z. B. der Hitze der Sonne, die mit Erscheinungen, deren Ursache wir nach sonst bekannten Gesetzen wenigstens muthmaßen können, Aehnlichkeit hat, stehen zu bleiben; und verzweifelter Weise die unmittelbare göttliche Anordnung zum Erklärungsgrunde herbei zu rufen. Diese letzte muß zwar, wenn von Natur im Ganzen die Rede ist, unvermeidlich unsere Nachfrage beschließen; aber, bei jeder Epoche der Natur, da

keine

keine derſelben in einer Sinnenwelt als die ſchlechthin erſte angegeben werden kann, ſind wir darum von der Verbindlichkeit nicht befreit, unter den Weltурſachen zu ſuchen, ſo weit es uns nur möglich iſt, und ihre Kette nach uns bekannten Geſetzen, ſo lange ſie aneinander hängt, zu verfolgen.

J. Kant.

3.

Nachrichten von der Frankfurtiſchen Garniſonſchule; nebſt Vorſchlägen über die Soldatenehen.

Weil Sie alſo, mein theuerſter Bieſter, meinen, daß die Nachrichten von den Garniſonſchulen*) für Ihr Publikum nicht ganz unintereſſant ſind; ſo will ich noch von einer, die ich ſelbſt geſehen habe, ein paar Worte ſagen. Es iſt die zu Frankfurt an der Oder. Die ganze Einrichtung derſelben hat mir vorzüglich wohlgefallen. Ich lege dieſem Schreiben eine ausführliche Nachricht bei,

*) Man wird ſich erinnern, daß mein Freund ſolche Nachrichten von der Potsdamſchen Garniſonſchule, im Septemb. 1783, S. 254, und von der Ruppiniſchen im Mai 1784, S. 422 gegeben hat. B.

von dem ganzen Lehrplan, der Methode, und der Zucht, die mir der Herr Feldprediger Krüger, auf mein Ersuchen, mitgetheilt hat, und aus der Sie Sich von der Richtigkeit meines Urtheils überzeugen können. Für das Publikum will ich nur eins und das andere aus derselben ausheben.

Die Garnisonschule dieses Regiments hatte vor einigen Jahren noch eben die schlechte Verfassung, die alle in vorigen Zeiten gehabt, und die meisten wohl noch haben; das heißt: es war kein tauglicher Lehrer, kein Schulhaus, kein geräumiges Zimmer da; es bekümmerte sich Niemand darum, ob die Kinder zur Schule gingen, oder nicht; u. s. w. — Ein vornehmer edelgesinnter Menschenfreund half dem wesentlichsten dieser Mängel vor einiger Zeit mit einem male ab. Es ließ derselbe auf seine Kosten ein ganz neues, schönes, zweckmäßig eingerichtetes, nnd sehr bequem (nahe an den Kasernen) gelegenes Schulhaus aufbauen, in dem zugleich zwei Lehrer bequem wohnen können, und bei dem ein recht artiger kleiner Garten für dieselben angelegt ist. Eben dieser Menschenfreund bestimmte ein verhältnißmäßiges, recht ansehnliches Gehalt für einen Lehrer. Und damit waren also die Hauptschwierigkeiten gehoben.

Man hatte ferner das Glük, einen ungemein brauchbaren Mann zum Lehrer zu erhalten. Dieser Mann hat, wie ich aus eigener Beobachtung versichern kann, sehr viel Talent, mit Kindern

umzu-

anzugehen, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, und bei ihnen ohne harte Behandlung Ordnung und Ruhe zu schaffen. Ich habe mit Vergnügen angesehn und angehört, wie er den kleinen Kindern die Buchstabenkenntniß beibrachte, und sie auf die beste Art bei dieser trocknen Beschäftigung in Munterkeit und freier Aufmerksamkeit zu erhalten wußte. Kinder von vier Jahren, welches das Alter ist, wo sie aufgenommen werden, sollen auch nach Verlauf eines halben Jahres fertig lesen lernen. Der größte Theil der Kinder schreibt recht gut; und der fleißige Mann wendet seine Zeit außer den Schulstunden dazu an, das geschriebene zu verbessern, und von neuem etwas vorzuschreiben. Es hat mir recht leid gethan, daß ich seinem katechetischen Unterricht über den Rochowschen Kinderfreund nicht habe beiwohnen können; der mir von verschiedenen als vortreflich angerühmt ward, und woran selbst der Chef des Regiments, der Durchlauchtige Herzog Leopold von Braunschweig, Sein großes Wohlgefallen bezeigte. — Den Religionsunterricht ertheilt der Herr Feldprediger Krüger im Schulhause wöchentlich mehrere Stunden das ganze Jahr hindurch.

Außer dem Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, und der Religion, erhalten die Kinder noch einige Kenntniß der Erdbeschreibung, Geschichte, Naturgeschichte, und Landesgesetze. Die ganze Anzahl der Kinder beläuft sich auf 300 und

brüder; und ist in 2 Klassen eingetheilt, von denen jede täglich 4 Stunden Unterricht hat. Wenn man diese Anzahl bedenkt, so wird man sich gewiß wundern, daß ein Mann mit 150 Kindern, die er jedesmal zusammen hat, so viel gutes ausrichten, und so viel Ordnung, Ruhe und Stille ohne gewaltsame Mittel erhalten kann. — Von Seiten des Chefs des Regiments, und der einzelnen Kompagnie-Chefs wird darauf gehalten, daß die Eltern die Kinder regelmäßig in die Schule schikken.

Es gereicht dem Lehrer sowohl, als den Kindern zu einer großen Aufmunterung, daß der verehrungswürdige Chef des Regiments, mehrere der Herren Offizlere, auch andere aufgeklärte und angesehene Einwohner Frankfurts die Schule zuweilen besuchen, und insonderheit den öffentlichen Prüfungen beiwohnen. Bei diesen letztern läßt der Herzog Leopold den Kindern die nöthigen Schulbücher zur Aufmunterung und Belohnung ihres Fleißes austheilen. — — Man hat auch darauf gedacht, einen zweiten Lehrer anzusetzen; und man ist vielleicht jetzt schon damit zu Stande gekommen.

Diese Nachricht, mein theurer Freund! hätte ich Ihnen schon lange schikken können, und wirklich geschikt, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, ihr einige andere Bemerkungen und Betrachtungen anzuhängen.

Ich

: Ich wollte nämlich von mehreren Regimentern mir ein Verzeichniß der Anzahl der Weiber, und der Anzahl der Kinder geben lassen, um aus demselben einleuchtend zu zeigen, was ich mit ziemlicher Gewißheit vermuthe, und auch wohl voraus setzen kann: daß beide Zahlen, insonderheit die letztere, unverhältnißmäßig gering sind. Ich wollte ferner die ganz einfache Ursache davon angeben: daß der gemeine Soldat, so wenig als der Subalternoffizier, Weib und Kinder ernähren können, so, daß wenn der erstere auch häufig heirathet, doch die meisten Kinder desselben aus Mangel an Nahrung und Pflege umkommen müssen. Diese Listen *) habe ich nun bisher nicht erhalten können, ob ich gleich hin und wieder darum angesucht habe. Inzwischen will ich doch eins und das andere über die Wichtigkeit der Beförderung der Soldatenehen, und ihrer Kindererziehung und Ernährung sagen.

Der gehörige Grad der Bevölkerung ist ein wesentliches Erforderniß der Glückseeligkeit eines Staats, und das Hauptziel, nach dem die weisesten Regenten trachten. Es ist dieses ein Satz, den ich als ausgemacht und erwiesen annehmen

 kann.

*) Ich halte die Bekanntmachung dieser Listen für sehr wichtig, und sehe gar nicht ein, warum man aus denselben ein Geheimniß machen wolle, da man aus der Zahl der in Diensten stehenden Soldaten kein Geheimniß macht, und machen kann.

kann. Eben so gewiß und ausgemacht ist der: daß es für die gute Ordnung in einem Staate, das Gesundheitswohl, und die Sittlichkeit seiner Einwohner höchst nachtheilig ist, wenn er eine unverhältnißmäßig große Anzahl Männer hat, die nicht in einer rechtmäßigen Ehe leben und leben können. (Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von unangebauten, und gar zu gering bevölkerten Ländern die Rede ist.) Es ist ganz offenbar, daß es ein weit natürlicherer und sicherer Weg zur heilsamen und dauerhaften Bevölkerung eines Landes ist: die Ansetzung, Verehelichung, Kinderernährung und Erziehung der Eingebohrnen zu befördern, als Flüchtlinge, Landstreicher, u. s. w. in fremden Ländern aufzusuchen, herein zu lokken, und vorzüglich zu begünstigen; den Kindern und Bürgern des Landes im Gegentheil den natürlichen Genuß des Lebens und die Erreichung ihrer menschlichen Bestimmung zu erschweren. Ausländer muß jeder Staat schützen und begünstigen, wenn sie vorzüglich geschikt und für ihn brauchbar sind, aber nie als solche, und mit Bedrükkung der Eingebohrnen.

Es ist ganz offenbar, daß zu keinem Gewerbe und Stande Ausländer sich weniger schikken, als zum Soldatenstande. Es gehört schlechterdings zu einem treuen und braven Soldaten, eine fast instinktartige, zur Natur gewordene Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden, und Regenten,

Befehlshaber, und Mitſtreiter. Einzelnen Ausländern kann zwar das neue Vaterland, durch beſondere Verhältniſſe, glükliche Lagen und Verbindungen, ſo theuer geworden ſein, als das urſprüngliche; aber das ſind immer nur Ausnahmen. Hierin kann ich mich, ohne weitre Unterſuchung, dreiſt auf die allgemeine Erfahrung berufen; denn jeder verſuchte und erfahrne Offizier, mit dem ich darüber geſprochen, hat mir eingeſtanden, daß die Einländer es ſind, auf die man im Felde und in der Aktion alles baut, auf die man ſich ſicher verlaſſen kann und verläßt. Sie ſind ſelbſt die Wächter der Ausländer, die ſie als eine Art von Gefangenen hüten müſſen. — Ausländer ſind es hingegen, die den Ton unter der Armee verderben, die Sitten verſchlimmern, die wildeſten Ausſchweifungen begehen, und die harte Behandlung und Tyrannei nöthig machen und veranlaſſen, die für das Militär ſo nachtheilig iſt. Sie ſind es, die den Soldatenſtand in Verachtung bringen, und ihn für den Bürger zu einer ſo drükkenden Laſt machen. Durch ſie werden die ſo zahlreichen ſtehenden Garniſonen und ſtarken Wachen nothwendig. Die Ausländer ſind es, die man einſperren muß, und denen man nicht erlauben darf, im Freien und vor dem Thore herum zu gehen und zu arbeiten, wodurch denn ihre Geſundheit und Körperkraft, das weſentlichſte Erforderniß zu einem tüchtigen Soldaten, geſchwächt wird. Auch im

Frie-

Frieden können sie daher nie so sehr, wie die Einländer, dem Staate als erwerbende Arbeiter nutzen.

Wie vortreflich wäre es also, wenn eine Armee, wenigstens dem bei weitem größten Theile nach, aus Einländern und treuen Landeskindern bestände! Sollte das nicht möglich sein? — Die Erleichterung der Soldatenehen, und der Ernährung und Erziehung der daraus entstandenen Kinder müßte dazu ein großes beitragen. Es muß möglich sein, die Armee größtentheils aus sich selbst zu rekrutiren; denn der Bauernstand erhält sich nicht nur durch sich selbst, sondern giebt noch eine Menge ab, zu Handwerkern, Manufakturisten, Studirten, und vorzüglich Soldaten. Die Ehen müßten zu diesem Zwek auf keine Weise erschwert werden; und, da der Soldat nicht im Stande ist, von seiner Löhnung Kinder zu erhalten und zu erziehen, so müßte der Staat jedes Soldatenkind, als ihm im vorzüglichen Grade angehörig, ansehen, und zu seiner Erziehung beitragen. Es sei fern von mir zu wünschen, daß große Erziehungs- oder Waisenhäuser angelegt würden, in denen man die Kinder zusammenpakken und groß füttern wollte. Man ist itzt darüber einig, daß alle dergleichen große Anstalten nichts taugen. Es müßte jedem Soldaten, der Vater ist, auf jedes Kind etwas gewisses gut gethan werden. Es dürfte das nur der dritte oder vierte Theil seiner eigenen Löhnung sein, und sich nur bis zu einem gewissen Alter des Kindes

erſtrekken. Außerdem müßte der ganze Unterricht, und alles, was dazu gehört, unentgeldlich und auf Koſten des Staats beſorgt werden. Die Kinder müßten zur Erlernung nützlicher Handwerke und Handarbeiten angewieſen und angehalten werden. Verwaiſete und liederlicher Eltern Kinder müßte man in andern Familien, und vorzüglich auf dem Lande unterzubringen ſuchen, ſo wie es itzt mit einer großen Anzahl Kinder, die zum Potsdammſchen Waiſenhauſe gehören *), geſchieht. Nur müßte den Ortsobrigkeiten und Predigern eine ſorgfältige Aufſicht über dieſe Kinder und das, was zu ihrem Beſten gehört, zur Pflicht gemacht werden.

Es iſt wahr, eine ſolche Einrichtung würde dem Staate groſſe Summen koſten; aber man muß auch den Gewinn recht bedenken. Es wäre dies der wohlthätigſte Weg, die Schätze der Regierung unter die ganze Nation zu vertheilen, dem gewiß jeder andere mehr in die Augen fallende und glänzende, in Anſehung der Gemeinnützigkeit, nachſtehen müßte. Welch ein wichtiger Beitrag wären ſchon die zur Anſetzung von Koloniſten beſtimmten Gelder, und das, was die auswärtigen Werbungen koſten? Wie viel würde das platte Land mit Freuden hergeben, wenn es dadurch von dem Ueberlauf von Bettlern, wovon wenigſtens zwei Drittel Soldatenweiber und Kinder ſind, befreit

*) Man ſ. 1783, December, S. 564.

befreit würde? Was müßte das für eine Armee werden, deren Soldaten mit der ersten Muttermilch Liebe und Dankbarkeit für ihr Vaterland, dem sie Dasein und Ernährung schuldig wären, einsögen; die von Jugend auf, und so eigentlich und völlig zwekmäßig, für ihren Stand gebildet würden; die durch Gewöhnung zur Arbeit, und erlangte Geschiklichkeit, dem Staate auch zu Friedenszeiten nützlich würden, und sich hinlänglich und ordentlich ernähren könnten; die durch Anstrengung ihrer Kräfte sich stark und gesund erhielten; die wissen, daß der Staat nicht undankbar gegen ihre Aufopferungen für ihn, und gegen die Beschwerden ihres Standes ist, und daß ihre Weiber und Kinder nach ihrem Tode nicht einst hungern und betteln dürfen? Welche Freiwilligkeit, welche Treue, welcher Muth, welche Ordnungsliebe, was für Sittlichkeit würde unter einer solchen Armee herrschen? — Doch genug davon. Die Sache scheint mir einleuchtend, wenn auch in der anfänglichen Ausführung manchen Schwierigkeiten unterworfen. Ich will nur noch hinzusetzen, daß meine große Achtung für einen so wichtigen Stand, wie das Militär ist, meine Aufmerksamkeit auf denselben, und meine Unterredungen mit einsichtsvollen und erfahrnen Mitgliedern desselben, mich auf diese Betrachtungen geführt haben. Leben Sie wohl.

A. S.

XI. S. Ich füge diesen Vorschlägen noch ein paar andere bei, die mit dieser Materie in Verwandtschaft stehen.

Ginge es nicht an, daß bewerbten Soldaten sowohl, als sicheren Ausländern unter ihnen, Kolonistenstellen ertheilt würden? Das Land würde in Ansehung der Bevölkerung gleich viel dabei gewinnen, der Soldat würde durch eine solche Belohnung seiner guten Aufführung sehr aufgemuntert, bekäme mehr Interesse für das Land, zu dessen Vertheidigung er Blut und Leben hingeben muß, und wäre als Invalide versorgt. Doch dies ist, wie ich so eben itzt mit Vergnügen höre, bei uns schon verfassungsmäßig.

Wäre es ferner nicht möglich, es dahin zu bringen, daß kein abgedankter Soldat betteln dürfte? Das Land muß einmal alle seine Einwohner ernähren, sie sein Bettler, Diebe, oder Arbeiter; man muß also darauf sehen, auf welche Art ihm die Ernährung seiner Einwohner am wenigsten lästig und am meisten nützlich wird. Ich darf es wohl nicht erst beweisen, daß das Betteln eine sehr unglükliche, landverderbliche Sache ist: der Bettler ist bloß Verzehrer, lebt unordentlich — doch was ists nöthig, sonnenklare Wahrheiten ausführlich darzuthun? Jeder Kanton müßte die Abgedankten seines Regiments ernähren, dazu regelmäßig gewisse Summen hergeben; und er würde es mit Freuden thun, wenn er des Ueberlaufs von

Bett-

Bettlern dadurch los würde. Der gröſste Theil der Bettelnden könnte auch alsdann dem Staate noch auf eine oder die andere Weise durch seiner Hände Arbeit nützen, und würde nicht bloß Verzehrer sein. — Diese letzte Materie scheint mir vorzüglich eine weitläuftigere Verhandlung, und recht ernstliche Erwägung zu verdienen. So einleuchtend die Sache ist, so wenig scheint man dieselbe noch beobachtet, und zu ihrer zweckmäßigen Einrichtung anwendbare Vorschläge gethan zu haben.

Nur noch eins, und dann für diesmal kein Wort weiter, weil der Vorschläge vielleicht schon zu viele sind! — Ich habe vorhin gesagt, daß der Subalternoffizier bei seiner Einnahme nicht heirathen kann; und wer sieht nicht ein, in wie vielfacher Absicht es für ihn und den Staat wohlthätig wäre, wenn er es könnte! Wie wäre es, wenn allen Kloster- und Stiftsfräulein freistünde, mit Beihehaltung ihrer Pension auf Lebenslang, solche Offiziere zu heirathen? Wie viele arme Mädchen würden dadurch von dem so durchaus unzweckmäßigen Klosterleben erlöset, und zu Männern verholfen; und wie viele brave Offiziere könnten Weiber erhalten? Wie vielen einländischen kraftvollen jungen Adel würde der Staat erhalten? Wie vielfachen Sittenverderbnissen würde gesteuret? Es würden offenbar durch diese Einrichtung die besten Zwekke erreicht, groſse Uebel und Verkehrt-

Lehrlingen verhütet und abgestellt; und ich sehe nicht die geringste nachtheilige Folge davon. Es würde kein Mensch in seinen Gerechtsamen gekränkt: denn für die noch nicht zur Hebung gelangten wäre es doch im Grunde einerlei, ob sie auf den Tod einer verehlichten oder ehelosen Vorgängerin warten müßten; und in der Regel hätten sie im erstern Fall noch eine nähere Aussicht.

Neuruppin. Struve.

4.

Versuch einer Vereinigung aller schönen Künste und Wissenschaften unter dem Begriff des in sich selbst Vollendeten.

An

Herrn Moses Mendelssohn.

Man hat den Grundsatz von der Nachahmung der Natur, als den Hauptendzwek der schönen Künste und Wissenschaften verworfen, und ihn dem Zwek des Vergnügens untergeordnet, den

man dafür zu dem ersten Grundgesetze der schönen Künste gemacht hat. Diese Künste, sagt man, haben eigentlich bloß das Vergnügen, so wie die mechanischen den Nutzen, zur Absicht. — Nun aber finden wir sowohl Vergnügen am Schönen, als am Nützlichen: wie unterscheidet sich also das erstre vom letztern?

Bei dem bloß Nützlichen finde ich nicht sowohl an dem Gegenstande selbst, als vielmehr an der Vorstellung von der Bequemlichkeit oder Behaglichkeit, die mir oder einem andern durch den Gebrauch desselben zuwachsen wird, Vergnügen. Ich mache mich gleichsam zum Mittelpunkte, worauf ich alle Theile des Gegenstandes beziehe, d. h. ich betrachte denselben bloß als Mittel, wovon ich selbst, in so fern meine Vollkommenheit dadurch befördert wird, der Zwek bin. Der bloß nützliche Gegenstand ist also in sich nichts Ganzes oder Vollendetes, sondern wird es erst, indem er in mir seinen Zwek erreicht, oder in mir vollendet wird. — Bei der Betrachtung des Schönen aber wälze ich den Zwek aus mir in den Gegenstand selbst zurük: ich betrachte ihn, als etwas, nicht in mir, sondern in sich selbst Vollendetes, das also in sich ein Ganzes ausmacht, und mir um sein selbst willen Vergnügen gewährt; indem ich dem schönen Gegenstande nicht sowohl eine Beziehung auf mich, als mir vielmehr eine Beziehung auf ihn gebe. Da mir nun das Schöne mehr um sein selbst willen,

das

das Nützliche aber bloß um meinetwillen, lieb ist; so gewähret mir das Schöne ein höheres und uneigennützigeres Vergnügen, als das bloß Nützliche. Das Vergnügen an dem bloß Nützlichen ist gröber und gemeiner, das Vergnügen an dem Schönen feiner und seltner. Jenes haben wir, in gewissem Verstande, mit den Thieren gemein; dieses erhebt uns über sie.

Da das Nützliche seinen Zwek nicht in sich, sondern außer sich in etwas anderm hat, dessen Vollkommenheit dadurch vermehrt werden soll; so muß derjenige, welcher etwas Nützliches hervorbringen will, diesen äußern Zwek bei seinem Werke beständig vor Augen haben. Und wenn das Werk nur seinen äußern Zwek erreicht, so mag es übrigens in sich beschaffen sein, wie es wolle; dies kömmt, in so fern es bloß nützlich ist, gar nicht in Betracht. Wenn eine Uhr nur richtig ihre Stunden zeigt, und ein Messer nur gut schneidet; so bekümmre ich mich, in Ansehung des eigentlichen Nutzens, weder um die Kostbarkeit des Gehäuses an der Uhr, noch des Griffes an dem Messer: auch achte ich nicht darauf, ob mir selbst das Werk in der Uhr, oder die Klinge an dem Messer, gut ins Auge fällt oder nicht. Die Uhr und das Messer haben ihren Zwek außer sich, in demjenigen, welcher sich derselben zu seiner Bequemlichkeit bedienet; sie sind daher nichts in sich Vollendetes, und haben an und für sich, ohne die mögliche oder

wirkliche Erreichung ihres äußern Zweks, keinen eigenthümlichen Werth. Mit diesem ihren äußern Zwek zusammengenommen als ein Ganzes betrachtet, machen sie mir erst Vergnügen; von diesem Zwek abgeschnitten, lassen sie mich völlig gleichgültig. Ich betrachte die Uhr und das Messer nur mit Vergnügen, in so ferne ich sie brauchen kann, und brauche sie nicht, damit ich sie betrachten kann.

Bei dem Schönen ist es umgekehrt. Dieses hat seinen Zwek nicht außer sich, und ist nicht wegen der Vollkommenheit von etwas anderm, sondern wegen seiner eignen innern Vollkommenheit da. Man betrachtet es nicht, in so fern man es brauchen kann, sondern man braucht es nur, in so fern man es betrachten kann. Wir bedürfen des Schönen nicht so sehr, um dadurch ergözt zu werden, als das Schöne unsrer bedarf, um erkannt zu werden. Wir können sehr gut ohne die Betrachtung schöner Kunstwerke bestehen, diese aber können, als solche, nicht wohl ohne unsre Betrachtung bestehen. Jemehr wir sie also entbehren können, desto mehr betrachten wir sie um ihrer selbst willen, um ihnen durch unsre Betrachtung gleichsam erst ihr wahres volles Dasein zu geben. Denn durch unsre zunehmende Anerkennung des Schönen in einem schönen Kunstwerke, vergrößern wir gleichsam seine Schönheit selber, und legen immer mehr Werth hinein. Daher das ungeduldige Verlangen, daß alles dem Schönen huldigen

soll,

ſoll, welches wir einmal dafür erkannt haben: je allgemeiner es als ſchön erkannt und bewundert wird, deſto mehr Werth erhält es auch in unſern Augen. Daher das Mißvergnügen bei einem leeren Schauſpielhauſe, wenn auch die Vorſtellung noch ſo vortreflich iſt. Empfänden wir das Vergnügen an dem Schönen mehr um unſert- als um ſein ſelbſt willen, was würde uns daran liegen, ob es von irgend jemand außer uns erkannt würde? Wir verwenden, wir beeifern uns für das Schöne, um ihm Bewundrer zu verſchaffen, wir mögen es antreffen, wo wir wollen: ja wir empfinden ſogar eine Art von Mitleid beim Anblik eines ſchönen Kunſtwerks, das in den Staub darniedergetreten, von den Vorübergehenden mit gleichgültigem Blik betrachtet wird. — Auch das ſüße Staunen, das angenehme Vergeſſen unſrer ſelbſt bei Betrachtung eines ſchönen Kunſtwerks, iſt ein Beweis, daß unſer Vergnügen hier etwas untergeordnetes iſt, das wir freiwillig erſt durch das Schöne beſtimmt werden laſſen, welchem wir eine Zeitlang eine Art von Obergewalt über alle unſre Empfindungen einräumen. Während das Schöne unſre Betrachtung ganz auf ſich zieht, zieht es ſie eine Weile von uns ſelber ab, und macht, daß wir uns in dem ſchönen Gegenſtande zu verlieren ſcheinen; und eben dies Verlieren, dies Vergeſſen unſrer ſelbſt, iſt der höchſte Grad des reinen und uneigennützigen Vergnügens, welches uns das Schöne

gewährt. Wir opfern in dem Augenblik unser individuelles eingeschränktes Dasein einer Art von höherem Daseyn auf. Das Vergnügen am Schönen muß sich daher immer mehr der uneigennützigen Liebe nähern, wenn es ächt sein soll. Jede specielle Beziehung auf mich in einem schönen Kunstwerke giebt dem Vergnügen, das ich daran empfinde, einen Zusatz, der für einen andern verlohren geht; das Schöne in dem Kunstwerke ist für mich nicht eher rein und unvermischt, bis ich die specielle Beziehung auf mich ganz davon hinwegdenke, und es als etwas betrachte, das bloß um sein selbst willen hervorgebracht ist, damit es etwas in sich Vollendetes sei. — So wie nun aber die Liebe und das Wohlwollen dem edeln Menschenfreunde gewissermaßen zum Bedürfniß werden können, ohne daß er deswegen eigennützig werde; so kann auch dem Mann von Geschmak das Vergnügen am Schönen, durch die Gewöhnung dazu, zum Bedürfniß werden, ohne deswegen seine ursprüngliche Reinheit zu verlieren. Wir bedürfen des Schönen bloß, weil wir Gelegenheit zu haben wünschen, ihm durch Anerkennung seiner Schönheit zu huldigen.

Ein Ding kann also nicht deswegen schön seyn, weil es uns Vergnügen macht, sonst müßte auch alles Nützliche schön sein; sondern was uns Vergnügen macht, ohne eigentlich zu nützen, nennen wir schön. Nun kann aber das Unnütze oder Unzwek-

zweckmäßige unmöglich einem vernünftigen Wesen Vergnügen machen. Wo also bei einem Gegenstande ein äußerer Nutzen oder Zweck fehlt, da muß dieser in dem Gegenstande selbst gesucht werden, sobald derselbe mir Vergnügen erwekken soll; oder: ich muß in den einzelnen Theilen desselben so viel Zweckmäßigkeit finden, daß ich vergesse zu fragen, wozu nun eigentlich das Ganze soll? Das heißt mit andern Worten: ich muß an einem schönen Gegenstande nur um sein selbst willen Vergnügen finden; zu dem Ende muß der Mangel der äußern Zweckmäßigkeit durch seine innere Zweckmäßigkeit ersetzt sein; der Gegenstand muß etwas in sich selbst Vollendetes sein.

Ist nun die innere Zweckmäßigkeit in einem schönen Kunstwerke nicht groß genug, um mich die äußere darüber vergessen zu lassen; so frage ich natürlicher Weise: wozu das Ganze? Antwortet mir der Künstler: um dir Vergnügen zu machen; so frage ich ihn weiter: was hast du für einen Grund, mir durch dein Kunstwerk eher Vergnügen als Mißvergnügen zu erwekken? Ist dir an meinem Vergnügen so viel gelegen, daß du dein Werk mit Bewußtsein unvollkommner machen würdest, als es ist, damit es nur nach meinem vielleicht verdorbnem Geschmak wäre; oder ist dir nicht vielmehr an deinem Werke so viel gelegen, daß du mein Vergnügen zu demselben hinaufzustimmen suchen wirst, damit seine Schönheiten von mir empfunden

werden? Iſt das letztere, ſo ſehe ich nicht ab, wie mein zufälliges Vergnügen den Zwek von deinem Werke ſein könnte, da daſſelbe durch dein Werk ſelbſt erſt in mir erwekt und beſtimmt werden mußte. Nur in ſo fern du weißt, daß ich mich gewöhnt habe, an dem, was wirklich in ſich vollkommen iſt, Vergnügen zu empfinden, iſt dir mein Vergnügen lieb; dieß würde aber nicht ſo ſehr bei dir in Betracht kommen, wenn es dir bloß um mein Vergnügen, und nicht vielmehr darum zu thun wäre, daß die Vollkommenheit deines Werks durch den Antheil, den ich daran nehme, beſtätiget werden ſoll. Wenn das Vergnügen nicht ein ſo ſehr untergeordneter Zwek, der ſich vielmehr nur eine nothwendige Folge bei dem Werken der ſchönen Künſte wäre, wäre, würde der ächte Künſtler es denn nicht auf ſo viele als möglich zu verbreiten ſuchen, ſtatt daß er oft die angenehmen Empfindungen von vielen Tauſenden, die für ſeine Schönheiten keinen Sinn haben, der Vollkommenheit ſeines Werks aufopfern? Sagt der Künſtler aber, wenn mein Werk gefällt, oder Vergnügen erwekt, ſo habe ich doch meinen Zwek erreicht; ſo antworte ihm umgekehrt: weil du deinen Zwek erreicht haſt, ſo gefällt dein Werk, oder daß dein Werk gefällt, kann vielleicht ein Zeichen ſein, daß du deinen Zwek in dem Werke ſelbſt erreicht haſt. War aber der eigentliche Zwek bei deinem Werke mehr das Vergnügen, das du

dadurch bewürken wollteſt, als die Vollkommenheit des Werks in ſich ſelbert: ſo wird mir eben dadurch der Beifall ſchon ſehr verdächtig, den dein Werk bei dieſem oder jenem erhalten hat.

„Aber ich ſtrebe nur den Edelſten zu gefallen.“ Wohl! aber dies iſt nicht dein letzter Zwek; denn ich darf noch fragen: warum ſtrebſt du gerade dem Edelſten zu gefallen? Doch wohl, weil dieſe ſich gewöhnt haben, an dem Vollkommenſten das höchſte Vergnügen zu empfinden? Du beziehſt ihr Vergnügen auf dein Werk zurük, deſſen Vollkommenheit du dadurch willſt beſtätiget ſehen. Munire dich immer durch den Gedanken an den Beifall der Edlen zu deinem Werke auf; aber mache ihn ſelber nicht zu deinem letzten und höchſten Ziele, ſonſt würfe du ihn am erſten verfehlen. Auch der ſchönſte Beifall will nicht erjagt, ſondern nur auf dem Wege mitgenommen ſein. Die Vollkommenheit deines Werks fülle während der Arbeit deine ganze Seele, und ſtelle ſelbſt den ſüßeſten Gedanken des Ruhms in Schatten, daß dieſer nur zu weilen hervortrete, dich aufs neue zu beleben, wenn dein Geiſt anfängt, laß zu werden; dann wirſt du ungeſucht erhalten, wornach Tauſende ſich vergeblich bemühen. Iſt aber die Vorſtellung des Beifalls dein Hauptgedanke, und iſt dir dein Werk nur in ſo fern werth, als es dir Ruhm verſchafft; ſo thu Verzicht auf den Beifall der Edlen. Du arbeiteſt nach einer eigennützigen Richtung

der Brennpunkt des Werks wird außer dem Werke fallen, du bringst es nicht um sein selbst willen, und also auch nichts Ganzes, in sich Vollendetes, hervor. Du wirst falschen Schimmer suchen, der vielleicht eine Zeitlang das Auge des Pöbels blendet, aber vor dem Blik des Weisen wie Nebel verschwindet.

Der wahre Künstler wird die höchste innere Zwekmäßigkeit oder Vollkommenheit in sein Werk zu bringen suchen; und wenn es dann Beifall findet, wird's ihn freuen; aber seinen eigentlichen Zwek hat er schon mit der Vollendung des Werks erreicht. So wie der wahre Weise die höchste mit dem Lauf der Dinge harmonische Zwekmäßigkeit in alle seine Handlungen zu bringen sucht; und die reinste Glükseligkeit, oder den fortdaurenden Zustand angenehmer Empfindungen, als eine sichre Folge davon, aber nicht als das Ziel derselben betrachtet. Denn auch die reinste Glükseligkeit will nur auf dem Wege zur Vollkommenheit mitgenommen, und nicht erjagt sein. Die Glükseligkeitslinie läuft mit der Vollkommenheitslinie nur parallel; sobald jene zum Ziele gemacht wird, muß die Vollkommenheitslinie lauter schiefe Richtungen bekommen. Die einzelnen Handlungen, in so fern sie bloß zu einem Zustande angenehmer Empfindungen abzwekken, bekommen zwar eine anscheinende Zwekmäßigkeit; aber sie machen zusammen kein übereinstimmendes harmonisches Ganze aus.

aus. Eben so ist es auch in den schönen Künsten, wenn der Begriff der Vollkommenheit oder des in sich selbst Vollendeten dem Begriff vom Vergnügen untergeordnet wird.

„Also ist das Vergnügen gar nicht Zwek“? — Ich antworte: was ist Vergnügen anders, oder woraus entsteht es anders, als aus dem Anschauen der Zwekmäßigkeit? Gäbe es nun etwas, wovon das Vergnügen selbst allein der Zwek wäre; so könnte ich die Zwekmäßigkeit jenes Dinges bloß aus dem Vergnügen beurtheilen, welches mir daraus erwächst. Mein Vergnügen selbst aber muß ja erst aus dieser Beurtheilung entstehen; es müßte also da sein, ehe es da wäre. Auch muß ja der Zwek immer etwas Einfacheres als die Mittel sein, welche zu demselben abzwekken: nun ist aber das Vergnügen an einem schönen Kunstwerke eben so zusammengesetzt, als das Kunstwerk selber, wie kann ich es denn als etwas Einfacheres betrachten, worauf die einzelnen Theile des Kunstwerks abzwekken sollen? Eben so wenig wie die Darstellung eines Gemäldes in einem Spiegel der Zwek seiner Zusammensetzung sein kann; denn diese wird allemal von selbst erfolgen, ohne daß ich bei der Arbeit die mindeste Rükſicht darauf zu nehmen brauche. Stellt nun ein angelaufner Spiegel mein Kunstwerk desto unvollkommner dar, je vollkommner es ist; so werde ich es doch wohl nicht deswegen unvollkommner machen, damit weniger Schönheiten

heiten in dem angelaufenen Spiegel verlohren gehen? —

Moritz.

Emma und Guido.

Auf grünendem Moose, bei Schilf und Gesträuch,
Saß Emma laut klagend am einsamen Teich.
Da hüpften die Bilder der Büschchen und Hügel,
Des Monds und der Sternlein im flüßigen Spiegel.

„Wie hüpfen die Bilder beflügelter Höhn,
Sprachs Mädchen, da wieder im Teiche so schön! —
Wer schenkt euch, ihr Büschchen, die rosigen Blüthen?
Wer macht euch, ihr Bäumchen, im Froste behüten?“

„Wer gab euch, ihr Sterne, süß zitterndes Licht?
(Lang sah ich durch eisige Nächte euch nicht!)
Wer riß dir vom Antlitz den wolkigen Schleier,
O Mond! und erhielt dir dein flimmerndes Feuer?“

„Du

„Du alles erhaltende, segnende Hand,
Geschäftig am Himmel, im Meer und am Land,
Du warst es, du ribest vom Monde den Schleier,
Und fachtest auf alles verlöschendes Feuer!“

„Ach! aber, du alles erhaltende Hand,
Hast dich nun auf ewig von Emma gewandt;
Du fachest ihr nimmer verlöschendes Feuer;
Sie dekt nun wol immer ein schrekkender Schleier;“

„Ein Schleier vom Gifte der Blattern gewebt,
Das zükkend ihr itzt in den Nerven noch bebt,
Und Anmuth und Reiz ihr in wenigen Wochen
Von Augen und Wangen und Lippen gebrochen.“

„Bald kehrt nun mein Guido von Schlachten zurük,
Und, weh mir! ich scheue des Siegenden Blik! —
Ich kann ihn, ich will ihn, ich mag ihn nicht sehen;
Mich mögen hier Stürme vom Ufer verwehen!“

Hui! sprang sie vom Sitze zum wellenden Teich,
Hui! rauschte der Ritter durchs dikke Gesträuch.
„Ach, Guido!“ Schon drükt' er mit bebendem Herzen
Das Mädchen, und küßt' ihr vom Busen die Schmerzen.

„Sprich,

„Sprich, Emma! sprich! kennest du Guido nicht mehr?
Was pocht dir im Busen so zagend und schwer?
Ist Tugend dir, Emma, wie Schönheit entschwunden,
So blute das Herz mir aus tödtenden Wunden!“

„Was sag' ich? Nein! Tugend wich nimmer von dir!
Noch lächelt durch thränende Blikke sie mir;
Ich seh's und bin glüklich; hab wieder gefunden,
Was einzig mich ewig an Emma gebunden!“

„Komm, traute Geliebte, bin ja nicht ein Mann,
Der lieben ein trauerndes Bäumchen nicht kann;
Der Blüthen, die Winde zu schnell oft verwehen,
An grünenden Aesten nur hangen mag sehen.“ —

Sie gingen, und wurden ein seeliges Paar;
Und kaum war verschwunden ein völliges Jahr,
Da hieß es: wer Anmuth und Reize will schauen,
Muß Emma betrachten, die schönste der Frauen.

von Stamford.

6.

Neuer Weg zur Unsterblichkeit für Fürsten.

Es geht zu unsern Zeiten mit den Fürsten, wie mit den Gelehrten. So wie es diesen jetzt leicht wird, ein Büchlein zusammen zu schreiben, zur Messe zu schikken, und in Zeitungen und Journalen gelobt zu sehen; so kann auch jeder kleine Fürst seinen Namen im Staatskalender lesen, und man kann ihm fast Gewähr dafür leisten, daß man in tausend Jahren noch wissen werde, wie er geheissen, und wann er gebohren, vermählt, und begraben worden. Die Beherrscher der entferntesten Welttheile können ihr Haupt nicht mehr ruhig niederlegen, ohne daß irgend ein europäischer Geschichtforscher solches bemerkte. — Aber wie viele von allen den Herren, deren Heirathen und Begräbnisse in dem Journale von und für Deutschland angezeigt worden, dürfen sich Rechnung machen, in dem Andenken der Nachwelt zu leben? Es wäre denn, daß man mit dem Namen des Lebens den Schlummer ehren wollte, in welchem die Geschichtschreiber den Hochseeligen nur stören werden, um sich nach dem Tage der Niederkunft irgend einer Dero Mätressen zu erkundigen, oder um die Stunde zu erfahren, in welcher Höchstdieselben geruhet haben, von diesem Schauplatz abzutreten.

Wie

Wie soll es nun unter solchen Umständen ein Fürst anfangen, wenn er nicht bloß in Geschlechtsregistern paradiren, sondern unter den vielen Tausenden, die, wie er, Soldaten exerciret, Füchse gejagt, oder neue Steuern erfunden haben, als besonders merkwürdig genannt und geschätzt werden will? Was kann ein Fürst, nachdem Friedrich schon mit ganz Europa sieben Jahre lang siegreich gekämpft hat, nun noch merkwürdiges thun? Wodurch kann er alle seine Vorgänger verdunkeln, und seinen Nachfolgern sogar die Möglichkeit entziehen, ihn jemals zu übertreffen? Welchen großen Gedanken kann er hegen, von dem sogleich der Augenschein lehrte, daß er nicht in dem kleinen Gehirn irgend eines Hofschmeichlers entsprungen, von keiner Hofkabale genährt, und von seinem despotischen Schwachkopf ausgebrütet worden sei? Wie kann er machen, daß alles, was seine Vorfahren großes gethan haben, vergessen wird; und seine Nachkommen ihn, so lange die Nation Nation ist, täglich im Munde führen müssen? Welches Mittel kann er brauchen, um seine Macht weit über die Gränzen des Lebens hinaus zu dehnen?

Durch Hülfe der Gesetzgebung läßt sich allerdings auch auf die Nachwelt wirken. — Aber wie kann man verhindern, daß nicht der Nachfolger, vom Reformationsschwindel ergriffen, das ganze Gebäude umstürze, um solches, wo nicht besser, doch anders, aufzuführen?

Dagegen hilft kein Mittel, als: — die Veränderung der Regierungsform selbst. Will ein Fürst seinen Gesetzen wo nicht eine ewige, doch eine ungewöhnliche Dauer verschaffen, so muß er dem Staate eine Verfassung geben, wodurch es seinen Nachfolgern unmöglich wird, die von ihm eingeführten Gesetze willkührlich abzuändern. Er muß bewirken, daß von nun an keine Gesetze anders, als mit Einwilligung des gesammten Staats gegeben werden können; mit einem Worte, er muß den Staat in eine Republik verwandeln, in welcher das Haupt der regierenden Familie den bloßen Vorsitz hat.

Wenn irgend eine republikanische Verfassung von Dauer sein könnte, so wäre es eine solche, welche nicht in der Gährung bürgerlicher Unruhen durch den Zufall gebildet, sondern von einem weisen Manne ruhig entworfen, bedächtlich geprüft, und von ihm selbst vorbereitet, durchgesetzet, und befestiget worden. Freiheit, dürfte man vielleicht einwenden, müsse nicht geschenkt, sondern erkämpft werden. Das will nun aber nicht so viel sagen, als ob das Land, auf welchem die Glükseeligkeit eines Volks empor wachsen soll, schlechterdings mit Blut gedüngt werden müßte. Nur als Beweise einer edeln Freiheitsliebe können bürgerliche Unruhen Werth haben. Wenn nun der Fürst selbst sein Volk nach und nach an eine freiere Denkungsart gewöhnte; so würde sich

der Seegen der Freiheit, auch ohne Wetter- und Wolkenbrüche, durch die ihm angewieſenen Kanäle über ſein Land verbreiten. Deswegen müßte der Fürſt das Volk zur Theilnehmung an den öffentlichen Geſchäften ſtufenweiſe gewöhnen, und Männer zu bilden ſuchen, welche fähig wären, als Repräſentanten das Wohl der Nation zu beſorgen.

Zuerſt müßten die Privatrechte der Bürger durch ein bürgerliches Geſetzbuch feſtgeſtellet, und die Nation ſelbſt zur Prüfung deſſelben aufgefordert werden. Noch hätte ſie dadurch kein Stimmrecht, ſondern nur die Freiheit, über öffentliche Angelegenheiten laut zu urtheilen, gewonnen. Noch könnten alle Kabalen der Großen und Kleinen durch ein Machtwort des Fürſten in der Geburt erſtikt werden. Noch würde die aus den ſichern Armen der Monarchie entlaſſene Nation am Gängelbande der fürſtlichen Autorität geleitet, bis das Uebergewicht des einen Standes über den andern gehoben, der Parteigeiſt dem Patriotismus untergeordnet, und das ganze Volk nach und nach an eine freiere Denkungsart gewöhnt worden.

Die beſte Vorbereitung wäre, wenn der Fürſt dem Volke die Wahl ſeiner Vorgeſetzten überließe. Die Landſtände müßten die Regierungsräthe, die Bürger den Magiſtrat, und die Bauern ihre Vorgeſetzten wählen. Beſonders müßte der Fürſt die Geſchäfte ſo zu ſimplifiziren ſuchen, daß man ſie

durch

durch abwechselnde unbesoldete Beamte verrichten lassen könnte. Dieses wäre in mehr als einer Rükſicht nothwendig. Denn so lange noch der Pfad der öffentlichen Geschäfte mit so vielen Dornen verwachsen ist, wird selbst der Patriotismus Männer von Geist und Herz nicht sowohl dahin leiten, als davon zurükhalten. Ist noch das mühsame Studium eines verdrüßlichen Details unentbehrlich, so wird sich niemand, der sich eines viel umfassenden Bliks bewußt ist, damit abgeben wollen; ja ein solcher wird auch weniger dazu brauchbar sein, als der eingeschränkte Kopf, der über dem kleinen Flek, der ihm angewiesen worden, nicht hinwegsiehet. Wo soll nun aber ein solcher eingeschränkter Kopf den erforderlichen Gemeingeist hernehmen? Und wer wird sich entschließen, dergleichen mühsame kleinliche Arbeiten, welche ohne genaue Aufsicht nicht in Ordnung erhalten werden können, aus bloßem Patriotismus auf sich zu laden? Wer anders, als ein Lohnknecht, wird sich diesen Lasten geduldig unterwerfen?... Man müßte also Einrichtungen treffen, wodurch die Geschäfte leicht und angenehm, die strenge Subordination gemildert, und ängstliche Anweisungen zu Behandlung der öffentlichen Geschäfte überflüssig gemacht würden. Besonders müßte man die richterlichen Geschäfte so einfach als möglich machen, und solche Anstalten vorkehren, wodurch die Rechte der streitenden Parteien auch ohne detaillirte Vorschriften,

und ohne Revisionen, Visitationen, und weitläuftigen Aktenkram gesichert werden könnten.

Wäre ein in der Landessprache deutlich abgefaßtes Gesetzbuch vorhanden, so würden auch unstudirte und in rechtlichen Geschäften ungeübte Männer als Schiedsrichter gebraucht werden können. Alsdann wäre der besoldete Richter nur nöthig, damit die Parteien ihre Klagen bei ihm anbringen, und er bei der Wahl der Schiedsrichter und der Einleitung des Prozesses die Aufsicht haben, und die Unerfahrnen belehren könnte. Dagegen müßte jede Partei vier Schiedsrichter in Vorschlag bringen, zwei davon könnte der Gegentheil verwerfen, und die übrigen vier müßten den Streit beilegen. Wären alle Schiedsrichter einig, so wäre ihr Ausspruch unwiderruflich. Wären die Stimmen gerade getheilt, so müßten die vier Schiedsrichter den fünften wählen, und sodann nach der Mehrheit der Stimmen einen Entschluß fassen. In jedlichem Falle, wo das Urtheil nicht einmüthig, sondern nach der Mehrheit der Stimmen gefaßt worden, fände die Appellation an einen höhern Richter statt; welcher jedoch die Sache nicht selbst abzuurtheln, sondern nur die Wahl und das Verfahren der neuen Schiedsrichter dirigiren müßte, als von deren Gutachten die endliche Entscheidung des Rechtsstreits abhängen würde.

Unter der Menge Personen, die man zu Schiedsrichtern gebraucht hätte, würden in kurzem Viele

die

die zu obrigkeitlichen Aemtern erforderliche Kenntniß und Geschicklichkeit erlangen, und als solche von dem Volke gekannt und gewählt worden können. Damit es aber auch an Männern, welche bereit wären, ihren Mitbürgern als Schiedsrichter umsonst zu dienen, nicht fehlen möchte; müßte man denen, welche schon fünfzig Prozesse als Schiedsrichter verglichen oder entschieden hätten, besondere Würden und Vorrechte zugestehen. Männern, welche ein solches mühsames Geschäft so oft umsonst übernommen hätten, könnte es an patriotischem Eifer nicht fehlen; auch müßten sie sicherlich von geprüfter Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit sein, wenn ihre Mitbürger sie so oft freiwillig zu einem Geschäft gebraucht hätten, wofür man gewöhnlich Haß statt Dank zum Lohn davon trägt. Diese Männer müßten für sich selbst die persönlichen Rechte des Adels genießen, welcher alsdann erblich würde, wenn drei Descendenten hintereinander sich dieses Vorzugs würdig gemacht hätten. Wäre der Schiedsrichter ohnedas von Adel, so müßte eine höhere Stufe desselben zur Belohnung seines menschenfreundlichen Eifers dienen. Von welchem Stande aber auch der Mann wäre, der sich das Zutrauen seiner Mitbürger so oft zu erwerben gewußt hätte; so würde er dadurch fähig werden, Repräsentant der Nation zu sein. Dergleichen Männern müßten die einträglichsten Bedienungen offen stehen; gewisse

Ehrenämter könnten nur ihnen zu Theil werden; und würden sie in Rechtsstreitigkeiten als Zeugen abgehört, so müßte ihr Wort statt eines Eides gelten. — Auf gleiche Weise könnte der Staat auch diejenigen belohnen, welche andere mühsame öffentliche Geschäfte unentgeldlich übernommen hätten; nur müßte dieses alles durch klare Gesetze vorausbestimmt und so wenig als möglich dem bloßen Gutachten des Fürsten oder seiner Beamten überlassen werden.

Nachdem nun der Fürst den Geist des Patriotismus geweckt, und sich taugliche Subjekte zu Repräsentanten der Nation herangezogen hätte, müßte er die Rechte des Volks in einer feierlichen Versammlung desselben für immer festsetzen, und der neuen Staatsverfassung durch zweckmäßige Mittel eine dauerhafte Konsistenz geben.

Welch ein festlicher Tag wäre dieses für den Fürsten und das Volk! Ein kostbarer Geschenk wäre, so lange die Welt steht, noch nicht gegeben worden; und doch bei aller Kostbarkeit ein solches, wodurch der Geber um nichts ärmer geworden wäre. Ich gedenke nicht der patriotischen Freude über die festgegründete Glükseeligkeit einer ganzen Nation; nicht des erhabenen entzükkenden Gedankens, einen Staat neu geschaffen, den Charakter eines Volks willkührlich gebildet, und den Dank einer entfernten Nachkommenschaft im voraus verdient zu haben; ja ich habe nicht einmal nöthig zu

zeigen,

zeigen, daß kein Vortheil so groß sein könnte, den man nicht einem solchen Gewinn aufopfern müßte. Denn von einer Aufopferung wäre gar nicht die Rede. Ein Fürst, welcher so handelte, gewönne doppelt die Macht, welche er nur zum Scheine hingegeben hätte. Noch nie würde ein Monarch so uneingeschränkt geherrscht haben, als er, nachdem er seine Herrschaft in die Hände des Volks niedergelegt hätte. Vorher konnte er nur über die Körper; itzt würde er auch über die Seelen seiner Unterthanen herrschen. Welchen Antrag könnte er machen, den ihm das Volk nicht mit Freuden bewilligte! Welchen Schritt würde die Nation wagen, ohne Leitung des Mannes, der sie in das von ihm bebauete, ihr noch fremde Land der Freiheit hineingeführt hätte! Wem sollte sie die weitere Ausbildung und Erhaltung des Kunstwerks lieber anvertrauen, als dem Künstler, der es entworfen und zusammengesetzt hätte? Alles, was ein solcher Fürst verlöre, wäre die Gelegenheit zu befehlen, weil jedermann seinen Wünschen zuvorkommen würde.

7.

Ueber gelehrte Lügen und Irrthümer, nebst Vorschlägen, die Schädlichkeit derselben zu vermindern.

Der Gelehrte, der sich beklagt, daß in allen unsern Theorien neben dem Wahren und Ausgemachten auch immer noch so viel Unrichtiges und Unerwiesenes steht, kömmt mir nicht viel anders vor, als der Schwelger, dem es nicht recht ist, daß man sich die wilden Tauben erst fangen und braten muß, ehe man sie essen kann. Freilich wäre es ein ganz bequemes Leben auf der Erde, wenn uns die Häuser zwei, drei und mehrere Stockwerke hoch, wie die Erdschwämme entgegen wüchsen, eine wohlthätige Fee uns die Speisen jedesmal, wenn uns hungerte, gerade mundrecht auf den Tisch zauberte, und der Herr Mensch immer nur zugreifen, oder auch das nicht einmal, dürfte. Aber ich mögte keinen Sohn haben, der in seinem zehnten Jahre sich noch zwei Minuten besönne, wenn ihm die Wahl gelassen würde zwischen einem solchen Pflanzenleben und zwischen Thätigkeit, die zwar mannigfaltige Beschwerde, aber auch das unaussprechlich frohe Gefühl, sie überwunden zu haben, zum Gefährten hat. Und was ist denn für ein Unterschied zwischen dem schlaffen Weichling,

der

der Athlet nur seinen Augen, wie seine Hände beschäftigen will, und zwischen dem trägen Geiste, der sich beschwert, daß er nicht alles mit dem Gerichtnisse ausrichten kann, sondern auch seine Vernunft anstrengen soll? Erwirb und genieße, ist die Regel, bei der allein unser Geist, wie unser Körper, stark werden und gesund bleiben kann.

Immer höre ich daher ungern auf einen Scheidekünstler schelten, der sich in dem Felde gelehrter Untersuchungen durch irgend ein Irrlicht verführen läßt, und seinen Leser wieder irre führt; wofern er nicht den Verdacht erregt, daß er aus Muthwillen die richtige Bahn verlassen habe, und seinen gutmüthigen Gefährten mit hämischer Schadenfreude in Sumpf und Dickicht lockt. Wer den Umherirrenden treuherzig macht, und ihm dann böhmische Steine für Diamanten unterschiebt, mag zusehn, wie er den Betrug bei seinem Gewissen verantworten kann. Wer aber seine Nachgebohrne im Schachte eine Stufe findet, die er mit allen Eigenschaften für edel hält, und sie hintnach zum Vorboten, kann seine Hände in Unschuld waschen, wenn dieser sie für etwas nimmt, was sie nicht ist. Hätte es nie in den Wissenschaften Irrthümer gegeben, so gäbe es noch keine Gewißheit in ihnen. Spinoza, Hobbes und Bayle haben der ächten Philosophie mehr Vortheile gestiftet, als alle die narrichten Männer, die vor jedem Fehlschluß zitterten, und deswegen immer nur an der Schale der

Wahrheit nagten. Da jene gezeigt hatten, wie man die Schale brechen müsse, so gelang es auch leicht andern, den ächten Kern von ihrem untergeschobenen zu unterscheiden. Mit einem Worte, ich denke, in allem, was Gegenstände der Vernunft betrift, muß jeder das Recht haben, zu sagen, was ihm gut dünkt, und jeder muß das Recht haben, ihm zu widersprechen *). Die Quelle der Wahrheit liegt jedem, der Vernunft hat, gleich nahe; und wer in dergleichen Dingen, ohne selbst zu untersuchen, eine Wahrheit glaubt, ist um nichts vernünftiger, als wer ohne Prüfung einen Irrthum annimmt. Wer Philosophie lernt, ohne philosophiren zu lernen, hätte eben so gut auch unterdessen, um mit Asmus zu reden, den Meerrettig reiben können. Wer aber philosophiren gelernt hat, der wird auch zeitig genug inne werden, wo der Schriftsteller, den er lieset, falsch philosophirt hat.

Ganz anders aber ist es in Sachen, die ihrer Natur nach auf historischem Glauben beruhen! Dieser ist dem Menschen eine unentbehrliche Quelle der Erkenntniß. Jeder also, der ihn durch historische Unwahrheiten muthwillig schwächt, begeht einen

*) Wenn dieser Widerspruch in einem Tone geschieht, der den Wohlstand beleidigt, so ist das Unanständigkeit, die zwar noch oft genug gelehrte Streitschriften, verunziert, aber zur Ehre der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts, doch jedesmal mit dem gerechten Unwillen der Leser bestraft wird.

einen Hochverrath an der Wahrheit; und leider! treiben auch mit dieſem Verbrechen, wie mit ſo manchem andern, itzt ſo Viele ihr leichtſinniges Spiel. Wenn das länger ſo fortgeht, und vielleicht gar mit der Zeit noch ärger wird; ſo wird dem geſetzten Manne, der ſeinen Privatkredit nicht in den allgemeinen Bankerott zu verflechten willens iſt, beinahe nur unter zweierlei zu wählen übrig bleiben: entweder er wird zu allem ſagen müſſen, „wer weiß, obs wahr iſt!“ oder er wird nur ohngefähr das glauben dürfen, was an und für ſich ſchon höchſt wahrſcheinlich iſt. In beiden Fällen iſt aber den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften übel gerathen. Nichts glauben wollen, als was man ſelbſt geſehen, gehört und mit Händen betaſtet hat, heißt auf einen unentbehrlichen Theil des menſchlichen Wiſſens Verzicht thun; und nur das Wahrſcheinlichſte glauben, heißt oft das Wiſſenswürdigſte verwerfen; denn gerade die Thatſachen, die man für die allerunwahrſcheinlichſten halten ſollte, ſind es, von denen ſich die Wiſſenſchaften ganz neue Erweiterungen verſprechen dürfen. So weit iſt es nun aber ſchon gediehen, daß man es beinahe niemanden, der nicht Luſt hat, ſich den Kopf mit Hirngeſpinſten anfüllen zu laſſen, verdenken kann, wenn er ſein Mißtrauen zu weit treibt. In allen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften iſt die Menge von Unwahrheiten, die man ohne alles Bedenken für ächte Waare verkauft, ungleich größer, als es ſich diejenigen

jenigen einbilden mögen, welche sich gewöhnt haben, alles, was gedruckt ist, unbezweifelt zu lassen. Um dies manchem Leser begreiflich zu machen, will ich nur einiges wenige von denen Wegen, auf welchen sich Lügen und Irrthümer in die Masse unsers Wissens eingeschlichen, so wie es mir zuerst beifällt, anführen; und zwar will ich nur solche Beispiele hersetzen, deren Ungrund ein jeder sogleich von selbst abnehmen kann. Die ganze Sammlung derselben, die ich mir nach und nach beim Lesen gemacht habe, würde ein eignes ansehnliches Werk ohne Zweifel ausmachen.

In jenen Zeiten der Unwissenheit, wo man zwar gegen das Heidenthum aufs heftigste eiferte, und es mit dem Schwerdte zu vertilgen für ein verdienstliches Werk hielt, aber doch alle irdische Weisheit allegends anders, als aus den heidnischen Schriftstellern zu schöpfen wußte; schrieb man aus den übrig gebliebenen Werken der Alten alles ohne die mindeste Beurtheilung aus, und ließ sich nicht einfallen, daran zu zweifeln. Je unnatürlicher desto besser, war der Wahlspruch des Zeitalters; denn Aberglaube und Kritik sind zwei Begriffe, die einander, wie Finsterniß und Licht, fliehn. Und daher kommen noch so viele Abgeschmacktheiten, die sich bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt haben. Die alte Fabel von Wahrwölfen z. B. wovon schon Plinius (im 7ten Buche) sagt: homines in lupos verti rursumque reddi sibi, fabulam existimare

mare debemus, hatte in ganz Europa die Köpfe so verwirrt, daß noch den 18ten Januar 1574 von dem Parlamente zu Dole (in der Franche Comté) ein Mensch, Namens Aegidius Garnier zum Feuer verdammt wurde: „weil er Gott entsagt, sich dem Teufel ergeben, und sich in einen Währwolf verwandelt habe.“ Und in Deutschland glauben noch bis auf den heutigen Tag viele gemeine Leute einen Währwolf. — Wie lange ist nicht noch die Fabel vom Säugefisch (Remora) in neueren Schriften wiederholt worden, ungeachtet man es bloß zu hören braucht, um es über die Maße abgeschmakt zu finden, daß ein Fisch, der, wenn es hoch kömmt, gegen drei Fuß lang ist, im Stande sein solle, ein Schiff im vollen Laufe aufzuhalten!

Viele von diesen fabelhaften Mißgeburten sind durch Gedichte, durch Redensarten, die in die Volkssprache übergegangen sind, und durch allerlei andere Umstände so in allgemeinen Umlauf gekommen, daß die Vorstellungen, die sich darauf beziehen, einem Zweige gleichen, der immerfort grünt, ungeachtet man ihm längst die Wurzel abgeschnitten hat. Der vorgegebene Farbenwechsel des Chamäleon ist so oft zum Bilde der Veränderlichkeit und Falschheit gebraucht worden; das Einhorn hat so oft ein leeres Wappenschild ausfüllen müssen; und der letzte Geistesschwung eines Sterbenden hat so oft der Schwanengesang geheißen: daß es noch in hundert Naturgeschichten wiederholt

werden

werden kann *), wie falsch alle diese Ideen sind, ohne daß sie beim Volke vertilgt werden.

Es wäre schon Schade genug für die Wissenschaften gewesen, wenn man bloß die Fabeln der Alten in die neueren Zeiten verpflanzt, und ihnen durch das öftere Wiederholen eine Art von Schutzbrief gegen Widerspruch gegeben hätte; aber man begnügte sich auch damit nicht einmal. Man schrieb die Alten aus und stellte sich, als wenn man von eigenen Beobachtungen spräche, wodurch denn nicht selten aus einer Unwahrheit ihrer zwei entstanden. So schreibt der Ritter Johann v. Mandeville, der von 1332 an eine Reise durch den Orient machte, nicht nur seinen Zeitgenossen, Aderich von Portenau, der seine fabelhaften Berichte immer eidlich zu bekräftigen pflegt, Seitenklang ab, sondern schildert auch die Einwohner der Indischen Inseln, wörtlich wie Plinius, als langöhrigte, einäugige Mißgeburten.

Nicht selten hat man denn auch Unrichtigkeiten in die Alten hineingetragen, weil man sie nicht verstand. Roger Baco z. B. der 1292 starb, sagt: Julius Cäsar habe an der gallischen Küste auf großen

*) Itzt wird der Schwanengesang sowohl, als das Einhorn wieder von ernsthaften Männern in Schutz genommen; und ich habe bei dieser Gelegenheit schon mehr als einmal gehört: „so gehts, wenn man gleich alles, ohne gehörige Prüfung, für Vorurtheil erklärt!“

großen Höhen Spiegel aufgerichtet, um die Städte und Läger in Brittannien dadurch zu erkennen, als er dies Land erobern wollte. Diese Methode, so weit entlegene Gegenstände durch Spiegel zu beobachten, ist unmöglich; und wahrscheinlich hat Baco statt *Speculas* (Warten) *specula* (Spiegel) verstanden. So sagt auch Joh. Bapt. a Porta, Ptolemäus habe durch Spiegel auf 600 Meilen weit Schiffe unterscheiden können, welches durch unsere besten Fernröhre unmöglich ist. Vielleicht hat auch er Spiegel statt Warten verstanden, wenigstens hat Hook (Philos. Experiment.) gezeigt, wie es durch die letzteren bewerkstelliget werden könne. Solche Mißverständnisse haben denn bisweilen zu gar drolligten Behauptungen Anlaß gegeben. Noch Doppelmayer fand eine Stelle im Seneka (Epist. 90), wo die Rede von einem Künstler ist, qui *spiritu* vitrum in habitus plurimos format, und besann sich entweder nicht, daß das Glas noch zu seiner Zeit, wie bis auf den heutigen Tag, in den Glashütten geblasen wird, oder es fiel ihm nicht ein, daß spiritus den Hauch (das Blasen) bedeuten könne; genug er sagt in seinem Buche von den Nürnbergischen Künstlern S. 275: „daß man zu den alten Zeiten einen Modum ge„habt, bei welchem man, vermöge eines besondern „Spiritus, die Gläser in allerlei Formen zu bringen vermocht.“ Diese Entdekkung des guten Doppelmayer ist desto seltsamer, da die Alten vom

vom Spiritus (durch Deſtillation gemacht) gar keinen Begriff hatten. — Ein Prieſter gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts fand, ich weiß nicht, in welchem Griechen: ἡ ψυχὴ ἐστιν αὐλὸς (die menſchliche Seele iſt immateriel). Er wußte, daß αὐλὸς eine Flöte heiße, und es fiel ihm nicht ein, daß er auch wol ſtatt αὐλὸς, die Flöte, ἀὐλὸς, unkörperlich leſen könne: genug er ſchrieb eine akademiſche Streitſchrift, worin er mit 15 Gründen bewies, daß die menſchliche Seele eine Pfeife ſei.

Daß man es mit gleichzeitigen Schriftſtellern, wie mit den Alten, machte, darf niemanden befremden. Der Domherr, Adam von Bremen, fand irgendwo Turku, den finniſchen Namen der Stadt Abo (von dem ſchwediſchen Torg, ein Marktplatz); und weil er nicht wußte, was er aus dieſem Turku machen ſollte, fabelte er Türken nach Finnland.

Der Geiſt des Zeitalters, der mit ſo wenigen geſunden Begriffen genährt war, und deſto mehr Unterhaltung für eine zügelloſe Einbildungskraft verlangte, war eben ſo geneigt, ſelbſt die ausſchweifendſten Erdichtungen auszubrüten, als ſie von andern anzunehmen. Die Mönche, welche beinahe allein im Beſitz des wichtigen Geheimniſſes der Schreibekunſt waren, ſchmiedeten in ihren Klöſtern ſcheußliche Legenden, und lügenhafte Chroniken, in denen die ſchwachen Fürſten, die ſich von Mönchen leiten ließen, zu Heiligen erho-

zuhaben, und die waffneten, wenn sie sich der Klosterkabale widersetzten, als Böswichter geschildert wurden. Jemehr ihnen daran lag, mit ihrer Waare Eingang und Glauben zu finden, desto mehr beförderten sie die Verbreitung anderer unglaublichen Dinge; und diese fanden wieder eine desto willigere Aufnahme, jemehr die Gemüther durch jene von aller vernünftigen Prüfung entwöhnt waren. Daher durfte Giraldo von Wales unter Heinrich II. es nicht nur wagen, von dem nahen eben eroberten Irrland zu erzählen, daß es dort Fische mit goldenen Zähnen, und Ungeheuer, die halb Thier und halb Mensch wären, gebe, daß Enten auf den Bäumen wüchsen u. s. w. sondern fand mit allen diesen Lügen auch so viel Beifall, daß er seine Topographie von Irrland in Oxford drei Tage nach einander öffentlich vorlesen mußte: den ersten Tag den Armen der Stadt, den zweiten den Doctoren der verschiedenen Fakultäten nebst den Studierenden vom Range, und den dritten Tag den übrigen Studierenden, der Bürgerschaft und der Garnison.

Dieser ausschweifende Hang zum Wunderbaren hatte die Köpfe mit einer unabsehbaren Menge von Vorurtheilen, Mährchen und abergläubischen Begriffen erfüllt, daß sie in einer Reihe von mehreren Jahrhunderten bei weitem noch nicht alle ausgetilgt sind. Bei der zunehmenden Aufklärung hat man zwar kein Bedenken getragen, alles jenes

Fabelwerk für das zu erklären, was es wirklich ist; aber man ging auch oft darin zu weit, daß man gemeiniglich alles verwarf, weil man es zu mühsam fand, aus einem solchen Wuste herauszusuchen, was wahr und was falsch ist. Und doch wäre aus diesen Denkmälern der vorigen Jahrhunderte noch mancher Schatz wissenswürdiger Kenntnisse hervorzuziehen, wie das verschiedene Gelehrte (unter denen ich itzt nur Sprengeln nenne, weil manche hier angeführte Anekdote aus seiner Geschichte der geographischen Entdeckungen entlehnt ist) mit dem glücklichsten Erfolge versucht haben.

Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften hat man zwar nicht mehr so ungeheure Lügen ersonnen, aber man hat es doch auch nicht daran fehlen lassen, muthwillig und leichtsinnig mit der Wahrheit umzugehn. Itzt nur ein paar Pröbchen! Aelian erzählt *), daß man die Krebse durch Musik fangen könne, und von vielen neueren Naturgeschichtschreibern ist eben das wiederholt worden. Wenn man auf einem gewissen Instrumente bläse, heißt es, so kämen die Krebse aus ihren Schlupfwinkeln hervor; ja sie verließen sogar das Wasser, und kröchen (wie sichs versteht, rückwärts) zu dem Musikus hin. Mit dieser Fabel noch nicht zufrieden, hat sogar noch im Jahr 1720. **) jemand die Noten

*) Aelian. Hist. anim. l. VI. c. 21.

**) In der Breßlauer Sammlung von Natur- Kunst- und Litteraturgeschichte, S. 576.

Noten geliefert, die ein solcher neuer Orpheus beim Krabsen vorspielen müsse. — Porcacchi sagt in seiner Descrizione dell' Isola di Sardegna *): die „Muflonen (wilden Schafe) werden nirgends in „Europa gefunden, als in Sardinien"; und nach einigen Zusätzen zu ihrer Naturgeschichte fährt er fort: „Es sollen bisweilen 4 bis 5000 Muflonen „gefangen werden, so zahlreich sind sie auf der Insel, und so sehr befleißigen sich die Einwohner „auf die Muflonhäute. Hieraus schließen einige, „daß die ungesunde Luft auf dieser Insel entstehe: „Denn da man die abgezogenen Körper hier und „da zerstreut liegen läßt, so stecken sie durch ihre „Ausdünstungen die Luft an, womit sich noch ei„nige ungesunde Winde vereinigen." Porcacchi giebt dies Mährchen selbst nicht für Wahrheit aus, wenigstens versichert er es nur einem „man „sagt." Und anders konnte er auch wol nicht, wenn er bedachte, was er kurz vorher selbst gesagt hatte, daß nämlich die Muflonen auf den höchsten Gebirgen leben und sehr schnell laufen, wodurch es schon an sich unwahrscheinlich wird, daß man sie dann und wann tausendweise erhaschen sollte. Wie sehr oft müßte man aber ihrer viele tausende fangen, wenn auf einer Insel, wie Sar-

 dinien,

*) In l' Isole più famose del mondo, descritte da Thomaso Porcacchi da Castiglione Aretino. In Venezia 1576.

dinien, ihr Fleiſch — welches er ſelbſt vorher gut und ſchmackhaft genannt hat, — nicht ſollte verzehrt werden können! Und man ſollen ſie ſogar durch ihre Ausdünſtungen die Luft anſtecken! Wie ungeheuer müßte ihre Menge ſeyn, wenn ſie im Stande ſeyn ſollten, 440 Quadratmeilen Land zu vergiften? Alles dies beweiſet zur Genüge, daß Pouqueville einer von denen Beobachtern war, die ſich lieber etwas Unwahrſcheinliches aufheften laſſen, als daß ſie ſich die Mühe geben ſollten, ſelbſt zu unterſuchen. Hätte er dies letzte gethan, ſo würde die ganze Lage Sardiniens ihm einen viel richtigern Aufſchluß über die Ungeſundheit der Luft an die Hand gegeben haben, als die todten Muflonen. Die innere Unwahrſcheinlichkeit ſeiner Erzählung konnte indeſſen Dappern *) nicht abhalten, die ganze angeführte Stelle von Wort zu Wort aus dem Italiäniſchen ins Holländiſche zu überſetzen, und noch dazu das alles von Cypern zu ſagen, was ſchon in Sardinien eine Fabel war. Wie ſoll man eine ſolche vorſetzliche Dichtung in der Geſchichte nennen? Zumal da der Italiäner kurz vor dieſer Stelle (wiewohl mit Unrecht) ausdrücklich geſagt hat, daß es in Europa, außer Sardinien, keine Muflonen gebe, und es wirklich in Cypern keine giebt, auch noch

*) Nauwkeurige Beſchryving der Eilanden in den Archipel der Middellandſchen Zee, door Dr. Olfert Dapper. t'Amſterdam 1688. p. 58.

noch nicht einmal ganz erwiesen ist, daß die Luft daselbst sogar sehr ungesund sey. Büffon wird indessen doch durch Dappern verführt, den Mufflon in Cypern wohnen zu lassen; und wer kann sagen, wie viele Naturhistoriker nun darin wieder dem Büffon folgen!

Ueberhaupt haben sich die Reisebeschreiberey von jeher am meisten dergleichen Sünden zu Schulden kommen lassen; und es ist in der That nichts leichter zu begreifen, als daß ein Reisender, der nicht viel Beobachtungsgeist und Schärfsinn, viele Kenntnisse und Festigkeit des Charakters hat, sich einmal über das andere verleiten läßt, der pünktlichen Wahrheitsliebe ungetreu zu werden. Bald verführet ihn die Neuheit der Gegenstände, bald die Begierde, etwas außerordentliches zu sehen und zu erzählen, bald das öftere mündliche Wiederholen derselben Sache, wobei so leicht ein kleiner Umstand nach dem andern hinzugesetzt oder ausgeschmückt wird, bald eine unrichtige Ideenverbindung, bald die Lust das Unerklärliche zu erklären u. s. w. Da aber jetzt Reisebeschreibungen eben so sehr als im vierzehnten Jahrhunderte die mirabilia mundi die Lieblingslektüre sind, so werden dadurch immer noch eine unzählige Menge von Irrthümern unter das Publikum verbreitet; zumal wenn die Reisebeschreiber, wie der Rabbi Benjamin von Tudela in der Mitte des 12ten Jahrhunderts und unter uns de la Porte, Marschal u. a. ihre Wan-

hungen bloß in der Einbildung hinter ihren Schreibtischen machen!

Nun sind zwar eine ansehnliche Zahl von dergleichen Irrthümern und Unwahrheiten, in den neuesten Zeiten durch den Fleiß der Gelehrten entlarvt und aus ihrem verjährten Besitze gestoßen worden: die Patagonen, die ein schreckliches Riesenvolk waren, haben sich mit einer Leibeslänge, wie sie etwa unsere altdeutschen Vorfahren hatten, begnügen müssen; den Anwohnern hat man das Barthaar ausgerauft, anstatt daß man es ihnen sonst gar nicht einmal wachsen ließ; dem Paradiesvogel hat man Füße, dem Krokodil eine Zunge, dem Maulwurf das Gesicht, und den Fischen das Gehör wieder gegeben; der Löwe darf sich vor dem Hahnengeschrei nicht mehr fürchten; die jungen Bären werden nun als ausgebildete Thierchen gebohren, wobei ihre Mütter das mühsame Fertiglecken ersparen; man hat aufgehört, den Namen des Elenthiers vom Elende abzuleiten, und hat dem armen Geschöpfe dadurch die Epilepsie abgenommen, und seinen Klauen, womit sichs nun nicht mehr hinter dem Ohre kratzen darf, die antiepileptische Heilkraft geraubt; die Lava des Aetna darf nicht weiter auf ein Alter von mehr als vierzehn, und Justi's achatfirte Baumstämme nicht mehr auf eines von mehr als hundert Jahren ansetzen. Holz seins die Tauben sind um ihren Ruhm der ehelichen Treue gekommen, und haben dafür Galle erhalten; die Heringe

dürfen sich nicht irre vom Wallfische viele tausend Meilen weit unter sagen lassen *) u. s. w. — u. s. w. — u. s. w. Aber, wer sagt uns, wie viele solcher Heldenmährchen und Kunststücke noch geschehen müssen, ehe wir das Gebiet unserer Erkenntniß von alle dem Unkraute gesäubert haben, womit es von wilden Zeiten her über und über verwachsen ist! Und dazu kommt nun, daß täglich wieder so vieles, das wir längst mit den Wurzel ausgerottet glaubten, hervorsprosst, und — ganz neue Arten hingestellt werden! O dem theilnehmenden Zuschauer, vor dessen Augen dieser Frevel getrieben wird, möchte alle Geduld darüber vergehen!

Jedoch ich will, anstatt darüber zu klagen, lieber Beispiele hersetzen, um manchen Leser vor der allzugutwilligen Aufnahme jeder Lüge zu warnen, und manchen zu überzeugen, daß die Klage darüber nicht übertrieben ist.

In einer gelesenen Zeitung, die unter ihren zahlreichen Geschwistern, sonst noch einiges Ansehn behauptet hat, stand vor etlichen Jahren eine sehr bittere Rezension einer Sammlung von Gedichten. Durch einen Zufall wurde ich veranlaßt, nach diesen poetischen Werkchen im Buchladen zu fragen; man hatte es nicht. Ich fragte weiter;

*) Ich glaube wenigstens, daß Bloch in seiner ökonomischen Naturgeschichte der Fische Deutschlands, 1. Th. S. 189 u. f. diese angeblichen Wanderungen des Herings hinlänglich widerlegt hat.

niemand kennt es. Ein paar Jahre nachher, da ich die Gedichte, sammt der Rezension, wieder vergessen hatte, besuchte mich der Professor ** aus **. Wir sprachen von der täglich abnehmenden Zuverlässigkeit so vieler historischen Berichte, und er erzählte mir als ein Beispiel von dem Leichtsinne, womit mancher des Publikums spottet, daß er selbst dabei gewesen sei, als der Herausgeber jener Zeitung, um den Bogen voll zu machen, in Ermangelung eines andern zu rezensirenden Buches, geschwinde den Titel, Verleger und Erscheinungsjahr jener Gedichte erfunden, und dann diese Geburt seiner eigenen Einbildungskraft von dem Publikum mit aller kühlen Laune eines Rezensenten, der den Bogen nicht anders vollzumachen weiß, gemißhandelt habe. — Einer meiner Freunde rezensirte einst eine Schrift in einem gelehrten periodischen Werke. Die Schrift war noch nicht gedruckt, als er die Anzeige niederschrieb, und durch einen Zufall mußte es auch noch nicht, als ihr Lob öffentlich erschien. Kurz darauf stand in einer andern periodischen Schrift, die jener immer zu widersprechen pflegte, eine Rezension eben dieser Schrift voll des muthwilligsten Tadels. Der Verfasser, der es für bedenklich hielt, mit einem schon von seiner Geburt gebrandmarkten Kinde in die Welt zu treten, gab ihm einen andern Namen, und nun wurde es von eben dem Manne ganz höflich empfangen, dem es ein Dorn im Auge war, ehe er es

es geschehen hätte. Ich habe Citate aus Büchern citirt gefunden, von denen außer dieser Citation nie eine Silbe gedruckt ist. Ich weiß dem Fall daß ein berühmter Schriftsteller in einem Verzeichniß von Werken, unter denen er ausdrücklich sagt, daß er sie selbst gelesen und vortrefflich gut gefunden habe, auch eine kleine Schrift aufführet, die niemals geschrieben ist.

Ich weiß wohl, daß man sagen wird, was wollte denn für ein sonderlicher Unglück, wenn man auch einmal nach einem Buche fragt, das nicht in der Welt ist. Dafür sind wieder so viele andere, nach denen kein Mensch fragt. Allein im Ernst wird das niemand sagen, der es weiß, wie unentbehrlich die Litterargeschichte ist, und wieviel alles noch überhaupt in ihr an der wesentlichsten Eigenschaft aller Geschichte, an Wahrheit, gelegen sei. Und dann hängt mit diesem Leichtsinn auch allerlei anderer Unfug zusammen. Man behauptet einen Satz, man möchte ihn gern durch irgend eine Auctorität unterstützen, und in Ermangelung derselben macht man geschwinde den Titel eines Buchs, um ihn citiren zu können, wie Chindo von Ranenna, der wahrscheinlich viele seiner angeführten Schriftsteller erdichtet hat, angesehen er behauptet, daß ihm seine Geographie von Gott eingegeben sei; oder man citirt große weitläuftige Werke nur im allgemeinen, ohne Buch, Kapitel, Seitenzahl u. dergl. anzugeben,

in der sichern Voraussetzung, daß sich keine Menschseele die Mühe geben werde, zur Steuer der Wahrheit ganze Quart- oder Foliobände durchzublättern. Und um bei dieser Art, das Angesagte von jedem Autor sagen zu lassen, den gutmüthigen und verdachtlosen Leser desto mehr einzuschläfern, überredet man ihn: die große Genauigkeit der Gelehrten sei weiter nichts als Pedanterei; allenfalls beruft man sich auch deshalb auf die Franzosen, die eben dieser Pünktlichkeit wegen die Deutschen für schwerfällige (um nicht zu sagen, plumpe) geschmacklose Kompilatoren halten. Ich könnte Schriften nennen, in denen die Hälfte der Citationen grundfalsch ist. Oft sagt der angeführte Autor gar nichts, oft auch wohl das Gegentheil von dem, was aus ihm bewiesen werden soll. Zu dieser litterarischen Gewissenlosigkeit rechne ich auch die unglückselige Autoritätenklauberei, die itzt so überhand nimmt. Was jemand aus einer unzuverlässigen Quelle erfahren, vielleicht noch dazu falsch gehört und unrecht verstanden hat, was er vermuthet, oder auch wohl aus Bosheit erdichtet, läßt er ohne Bedenken drucken, ohne sich um die mannigfaltigen üblen Folgen zu bekümmern, die für die Ruhe, die Ehre und das Glück eines ehrlichen Mannes daraus entstehen können *). — Wo fände ich das Ende, wenn ich mich

*) Es gehört diesmal nicht in den Text; aber in einer Note davon zu reden, kann ich mich unmöglich enthalten,

mich anständlicher über alles dies Unwesen aus-
drücken wollte.

Damit indessen niemand glaube, daß diese Un-
wissenheit bloß von sogenannten Litteratoren
geübt werde, will ich auch aus andern Wissenschaf-
ten ein und das andere Pröbchen geben. Ein
Mann hier in Berlin, der nun schon todt ist, und
wenigstens den Ruhm einer ausgebreiteten Bele-
senheit hinterlassen hat, ließ vor sieben Jahren
eine Schrift drucken, in der er sich unter andern
einer chirurgischen Operation rühmte, die von
den größesten Aerzten beinahe seit einem Jahrhun-
dert

halten: daß ein so großer Theil unserer Schriftstel-
ler nicht zu wissen scheint, was Discretion ist.
Daher kömmt es, daß so vieles, was freilich an
und für sich wahr ist, aber besser ungesagt bliebe,
ohne Umstände ins Publikum geschrieben wird.
Alles, was ein Gelehrter in der vertraulichen Ge-
sellschaft, unter vier Augen, oder im Scherze sagt,
was er zu seinen Freund schreibt, was er aus gu-
ten Gründen incognito thut ꝛc. alles wird mit der
dreisten Freimüthigkeit von der Welt durch die Zei-
tungen bekannt gemacht, oder zur Vermehrung der
beliebten Mannigfaltigkeit in eine Reisebeschrei-
bung verwebt, oder in den Briefwechsel eines Ver-
storbenen auch wohl eines noch Lebenden mit auf-
genommen. — Da ich hier lieber ein Beispiel des
übertriebenen, als verletzten Discretion geben
mögte, und überdies itzt nicht sowohl die Absicht
habe, Lügen ans Licht zu ziehen, als nur die Auf-
merksamkeit mehr darauf zu lenken: so nenne ich
diesmal niemanden, bürge aber für die Wahrheit
der Thatsache.

bert als gefährlich und unnütz verworfen worden, und führt verschiedene Versuche an, die er selbst gemacht haben will. Da die Sache so große Aufmerksamkeit verdiente, so schienen mir seine Versuche schon deswegen verdächtig, weil er nie Personen, Zeit und dergl. namentlich anführt, welches doch in solchen Fällen äußerst nothwendig wäre, zumal da bei diesen Umständen eben nichts geheimnißvolles nöthig zu seyn schien. Mein Verdacht wurde durch das Urtheil eines unserer geschätzten Aerzte bestärkt, und am Ende erfuhr ich, daß der Verfasser einem seiner Freunde gestanden habe, die erzählten Versuche wären zum Theil gar nicht gemacht, zum Theil aber der Erfolg so geschildert worden, wie er der Theorie nach hätte seyn müssen. Eben dieser Freund versicherte mich, daß derselbe Mann mehrere Streitschriften über lauter erdichtete Fälle aufgesetzt, und sie für wirkliche Erfahrungen ausgegeben habe.

Wie viele Unrichtigkeiten von Jahr zu Jahr in der Chemie und Physik zum Vorschein kommen, kann niemanden unbekannt seyn, der auch nur dann und wann dahin einschlagende Schriften in die Hand nimmt. Wie oft höre ich, wenn ich mit dem hiesigen Herrn Hauptmann Seelhaas (der nicht leicht die Beschreibung eines wichtigen physikalischen, sonderlich elektrischen Versuches vorbeigehen läßt, ohne ihn mit der größten Sorgfalt zu wiederholen) über eine oder die andere sogenannte neuere

neuere Entdekkung sprache, der alte Adam sagt's wohl, aber es geht nicht. Und wie oft habe ich bei dem Herrn Assessor Klaproth das Gegentheil von dem gesehen, was mehr als ein berühmter Autor behauptet! — Um nur einen Beweis anzuführen! In mehreren neuen chemischen Schriften wird behauptet, daß Alaun und Kochsalz in gewissen Verhältnissen zusammen aufgelöset und der Kälte ausgesetzt, reines Glauberſalz liefere, die übrbleibende Flüssigkeit aber eine alaunartige Auflösung in Salzsäure darstelle, woraus nun auch flüchtiges Alkali die Erde niederschlagen, und die Flüssigkeit zu Kochsalz zu verdikken sey. Da jemand hierauf den Vorschlag zur Errichtung einer neuen Salmiakfabrik gründete, so veranlaßte mein Freund, Herr Klaproth, veranlaßte, diese Behauptung näher zu prüfen. Er verfuhr aufs sorgfältigste nach der, als die beste, angegebenen Vorschrift; fand aber stets den Alaun und das Kochsalz unzerlegt wieder. Da er aber noch die Schuld des Mißlingens auf die Jahrszeit schieben konnte, so wiederholte er den Versuch in der diesjährigen Winterzeit mehr als einmal, fand aber auch hier den Erfolg nicht so, wie es in den Büchern steht. Es hatte sich nur kleine Portionen von beiden Salzen ihre Bestandtheile gegen einander verwechselt, der größte Theil hingegen war unzerlegt geblieben. Die erhaltenen Salze bestanden nämlich in Glauberſalz, Alaun, Kochsalz, mineralisirtem Weinstein, also

durch

auch einander. Das Projekt, auf diesem Wege Salmiak zu fabriciren, würde also nicht anders als scheitern können. Denn gesetzt, daß bei einer noch strengeren Winterkälte die Zerlegung beider Salze glücklicher erfolgen möchte, so würde es doch wenigstens in unserm gemäßigtern Deutschland immer sehr mißlich bleiben, sich allein auf einen solchen Weg zu verlassen, der allenfalls nur unter kältern Himmelsstrichen zu versuchen stände. Kurze Zeit, nachdem H. K. diese Versuche geendigt hatte, las er im zweiten Theile von Kirwan's Versuchen und Beobachtungen über das Phlogiston, daß auch diesem großen Chymiker in England das angegebene Verfahren nicht hat gelingen wollen. Herr Klaproth fand bei seinen Versuchen, unter den obengedachten Salzen auch den vitriolisirten Weinstein, dessen doch diejenigen Scheidekünstler, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, gar nicht erwähnen. Wenn daher z. B. in der Vorrede zu Demachy's Laborant im Großen gesagt wird, daß aus einer Unze Alaun, mit mineralischem Alkali behandelt, 440 Gran Glaubersalz erhalten werden könnten und müßten, so ist der dabei befindliche Gehalt von vitriolisirtem Weinstein übersehen worden, der doch in jedem Alaun, als ein wirklicher Bestandtheil gegenwärtig ist.

Ist Verstoße, die aus einer lächerlichen Unwissenheit, oder aus einer unverzeihlichen Eilfertigkeit entstehen, und allerlei Verwirrungen hervorbringen können,

können, will ich nicht einmal gedenken. Wem fallen nicht die unzähligen, durch die politischen Zeitungen angekündigten Entdekkungen, z. B. Salpeter aus Kochsalz zu machen, oder aus der Meliſſe Zukker zu bereiten, welches aus Mißverſtand entſtanden iſt, da man Meliſſe für Maloſſe genommen hat, — und ſolche Neuigkeiten, wie das Ungeheuer aus Chili, welches ſogar ſchon in Kupfer geſtochen zu haben war — wem fallen nicht ſolche Dinge von ſelbſt, ohne meine Erinnerung, zu hunderten ein? Lachen mögen indeſſen wenigſtens die Leſer über folgendem neuen Beitrag zur Geſchichte der franzöſiſchen Ueberſetzungskunſt. In der Cryſtallographie von de Romé de l'Iſle iſt der Fliegenſtein (Scherbenkobald, gediegener Arſenik, der als Fliegengift gebraucht wird, und daher dieſen Namen hat) pierre volante überſetzt.

Ueberdies kann es auch dem ernſthafteſten Manne, der es mit der Wahrheit noch ſo treu meint, begegnen, daß er einen Irrthum ins Publikum bringt; entweder weil er ſich auf ein Zeugniß verläßt, in welchem er kein Mißtrauen zu ſetzen Urſache hat, oder weil er ſich in ſeinem Urtheil übereilt, ohne es ſelbſt einmal zu argwohnen, oder überhaupt — weil er Menſch iſt. Wird ein ſolcher Mann ſeinen Irrthum inne, ſo iſt er gewiß der Erſte, der ihn öffentlich wieder aus dem Verzeichniſſe der Wahrheiten hinwegſtreicht. Dies rühmliche Beiſpiel gab unter andern im vorigen Jahre einer unſerer unermüdetſten

dieſen Scheidekünſtler, Herr Hofapotheker Meyer in Stettin. Er fand, daß die Kaltbrüchigkeit desjenigen Eiſens, welches aus Stuhlferz geſchmiedet zu ſeyn ſcheint, von einem eigenen in dieſem Eiſen ſowohl als deſſen Minern, beigemiſchten Körper herrühre. Er konnte nach vielen ſorgfältigen Verſuchen nichts anders, als eben dieſen Körper für ein ganz neues Halbmetall anſehen, welches er unter dem Namen des Waſſereiſens, oder Hydroferidum, in den Schriften der hieſigen Geſellſchaft naturforſchender Freunde *) bekannt machte. Jeder, der ſich durch eigene Unterſuchungen nicht überzeugt hat, wie ſtark die Gründe ſind, wodurch ein Scheidekünſtler vermocht worden konnte, das Daſeyn eines ſolchen Halbmetalles anzunehmen, mag das ein Beweis ſeyn, daß ſelbſt der Ritter Torbern Bergmann dies Waſſereiſen für ein neues Metall anſah, dem Namen des Siderum annahm. Herr Meyer fand indeſſen bei weitern Unterſuchungen, daß daſſelbe nichts anders als wirkliches, mit der Phosphorſäure verbundnes, Eiſen ſei; und er war der Erſte, der dieſen neuentdeckten Körper wieder aus der Reihe ſelbſtſtändiger Halbmetalle öffentlich ausſtrich. **)

Geſetzt, Herr Klaproth wäre ihm mit dieſer öffentlichen Berichtigung zuvorgekommen, (denn wirklich

*) B. 2. S. 215 ꝛc. B. 3. S. 210 ꝛc.

**) S. Crells chemiſche Annalen, 7tes St. 1784. S. 195 u. f.

wirklich hätte derſelbe ſchon einige Zeit vorher die Entdekkungen gemacht, die er im folgenden St. eben der chem. Ann. abdrukken ließ; ſo würde Herr Meyer gewiß der erſte geweſen ſein, der ſich über dieſe Berichtigung aufrichtig gefreuet und ihr ſeinen Beifall öffentlich bezeugt hätte. Eben das wird gewiß Herr Herſchel bei Gelegenheit eines von ihm begangenen Irrthums thun! Dieſer unſer großer Landsmann, der ſich in England gegen allen Nationalſtolz und alle Privatkabale ſo vortreflich empor gearbeitet hat, behauptete nämlich in einer Abhandlung (im 73ſten Bde der Philoſ. Transakt.) daß zwei Sterne vierter Größe, die nach Flamſtead's Verzeichniß am öſtlichen Fuße des Herkules einen Doppelſtern bildeten, verſchwunden wären. Er hatte hinreichenden Grund dieſe Behauptung für wahr anzugeben; denn er hatte die Sterne mehrmals geſucht, und ſelbſt bei ſo heiterer Luft und mit ſo großer Sorgfalt die Gegend, wo ſie nach Flamſtead ſtehen ſollten, durchſpäht, daß er keinen von den kleinen Sternen ſechſter Größe vermißte. Aber unſer unermüdete Aſtronom, Herr Bode, machte die Entdekkung, daß Herſchel dennoch Unrecht habe *), wenn er ſagt, daß dieſer Doppelſtern nicht mehr vorhanden ſei, indem er eigentlich nie vorhanden geweſen, und in Flamſtead's Ver-

*) S. Bode aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr 1787. S. 194.

Verzeichniß nur durch einen Schreibfehler gekommen iſt.

Daß ſich ſolchergeſtalt durch Eingeſchränktheit der menſchlichen Kräfte, durch Uebereilung, durch Leichtſinn und durch muthwillige Verletzung der Wahrheit, die Zahl der Irrthümer und Unrichtigkeiten von Tage zu Tage in den Wiſſenſchaften mehrt, iſt immer übel geweſen; aber vielleicht nie mehr, als in unſern Zeiten. Jemehr ſich der Umfang aller hiſtoriſchen Wiſſenſchaften erweitert, deſto ſchwerer wird es natürlicher Weiſe, ſich nur das wirklich wahre und wiſſenswürdige bekannt zu machen; und deſto mehr wird es unmöglich, alles zu prüfen, zumal für den, der ſich auch für ſolche Kenntniſſe intereſſirt, die eigentlich nicht in ſein Hauptfach einſchlagen. Hierzu kömmt nun die Schreibſeligkeit unſerer Zeiten! Sobald irgend etwas neues geſagt wird, finden ſich gleich eine Menge von Schriftſtellern, die es nachſchreiben. Man findet in kurzer Zeit eine und eben die Sache ſo oft geſagt, daß man bei der Menge von Zeugen, die aber vielleicht alle nur aus einer Quelle geſchöpft haben, faſt nicht anders kann, als die Sache für ungezweifelt zu halten. Mit der Zeit wird zwar mancher Irrthum aufgedeckt; aber wer kann alles leſen; wer weiß, wo er die Berichtigung ſuchen ſoll, und wer iſt immer ſicher, daß dem Berichtiger mehr zu trauen iſt, als dem angeblich Berichtigten?

Alles dies hat ſchon ſeit langer Zeit in mir den Wunſch veranlaßt, daß irgend ein Fürſt eine Akademie

dennie stiften möchte, die es sich blos zum Haupt-zwek machte, die Zuverlässigkeit neuer Versuche, neuer Beobachtungen und Versuche auszumitteln, und das Wahre vom Falschen, das Zweifelhafte vom Gewissen zu sondern. Eine Gesellschaft von Männern, von denen ein jeder in seinem Fache ein Virtuose, und in den übrigen Regionen des menschlichen Wissens kein Fremdling wäre, würde sich ein außerordentliches Verdienst um die Wissenschaften erwerben können, wenn sie Versuche nachmachte, zweifelhafte Berichte prüfte, widersprechende genau verglichen, aus Streitschriften, deren Fortsetzung oft auch den geduldigsten Leser ermüdet, die entschiedenen Resultate sammlete, zerstreute und einzelne Erfahrungen zusammen stellte, das unbestimmte und schwankende genau darstellte u. s. w. Vornehmlich würde es außerordentlich vortheilhaft sein, wenn sie dem Ursprunge und der Geschichte manches Aberglaubens, mancher Fabeln und Vorurtheile nachspühnte, und alles mit unleugbaren Beweisen belegte; denn theils ist dies immer noch das beste Mittel dergleichen Hirngespinste zu widerlegen, theils würde dabei manche herrliche Entdekung gemacht, und manche Kenntniß der Vorwelt aus dem Schiffbruche gerettet werden.

Mögten wenigstens, bis einst eine solche Akademie gestiftet wird, die schon vorhandenen Akademien und gelehrten Gesellschaften den Mangel

Denn er thut Wunder! und genießt von einer Menge Menſchen faſt göttliche Ehre! — Benedikt Joſeph Labre (ſo heißt unſer Held), geboren d. 26 März 1748 zu Amette im Boulognieſchen (am Kanal) in Frankreich, geſtorben d. 16 April 1783 zu Rom, und am Oſtertag d. 20 April daſelbſt in der Kirche der Madonna de' Monti begraben, — wirket ſeit dem letzten Datum nunmehro Wunder, nicht nur bei ſeinem Grabe in dieſer Kirche, ſondern auch an entfernten Orten durch ſeine Reliquien, ſeine Bildniſſe, Erſcheinungen im Träumen, ja bloß durch die Anrufung ſeines Namens. In Rom, und in allen Orten des römiſchen Gebiets; in Genua, Malta, Mailand, Bergamo, im Königreich Neapel, ſelbſt außer Italien, z. B. zu Avignon, Marſeille, u. ſ. w. geſchehen dieſe Wunder; und ein großer Theil derſelben iſt durch Zeugen, gerichtliches Verhör, eidliche Ausſagen u. ſ. w. beſtätiget *). Bei den meiſten

wie ſie iſt und wie ſie ſein ſollte. Intereſſante Nachrichten, lehrreiche Bemerkungen, und aufgeklärter und menſchenfreundlicher Geiſt: das ſind die charakteriſtiſchen Eigenſchaften die ſie auszeichnen.

*) Es iſt bekannt, daß dieſe Umſtände bei manchen Wundern fehlen, die doch hin und wieder geglaubt werden; und daß ſie ſich hingegen bei mehrern ganz unglaublichen und auch völlig ungeglaubten Wundern finden. Wer alſo nicht durch feſte Vernunftgründe alle (itzige) Wunder als unmöglich und folglich unwahr verwirft, ſondern ſich noch erſt auf die nähere Unterſuchung der hiſtoriſchen Beweiſe einlaſſen zu müſſen glaubt; von dem ſehe ich nicht ein, wie er ſich wird erwähren können, tauſend fabelhafte Legenden zu glauben. Denn es iſt oft nicht bloß ſchwer, ſondern geradezu unmöglich, oder würde wenigſtens die ganze Lebenszeit eines Menſchen erfordern: zu entdekken, ob durch bloße

Ein-

meiſten ſind Namen, Ort, und alle begleitende Umſtände der Vorfälle aufs genaueſte angegeben. Sie beſtehen in Heilung mancherlei Krankheiten, und ſind ſowohl wichtig als zahlreich genug. Vom 20. April bis zum 6. Jul. 1783 waren ſchon 136 Wunder urkundlich beſtätigt, und die Beweiſe davon in der Kirche deponirt. Der Poſtulator bei dem Prozeß der Seligſprechung zeigte eine Liſte von 200 unheilbaren und eingewurzelten Krankheiten vor, die durch dieſen Wunderthäter geheilet worden. Ein Brief eines Arztes aus Rom meldet: „In der Kirche, wo dieſer Heilige begraben liegt, hört man von allen Seiten Freuden- und Dankſagungsgeſchrei. Stumme reden, Blinde ſehen, Gichtbrüchige und Waſſerſüchtige, Ausgedörrte, wegen zerbrochner Beine, alter Geſchwüre und Wunden, wegen gelähmter Glieder Hingetragene u. ſ. w. werden auf der Stelle geſund. Die ganze Stadt iſt Zeuge davon. Was für ein Triumph für die Religion! Ich habe vieler Geſtändniß gehört: Ich

 konnte

Einfalt des gemeinen Mannes, oder betrügeriſches Vorgeben der Geiſtlichkeit, oder wie ſonſt zuerſt ſolche Wunder in Gang und Ruf gekommen ſind. Die Thorheit der Menſchen, auf deren Ausſagen dieſe angeblichen Fakta beruhen ſollen, iſt nicht immer notoriſch. Und wenn vernünftigere Leute dazu ſtillſchweigen, worauf ſogleich eine bekannte Beweisart gegründet wird: daß die Zeitgenoſſen nicht öffentlich widerſprechen; ſo läßt ſich ſchwer ausmachen, ob ſie nicht bloß darum ſchweigen, weil ſie entweder die Sache zu ſehr verachten, oder nicht Luſt haben, ſich wegen ſolcher Armſeligkeiten dem raſenden Haß des Pöbels Preis zu geben, oder endlich, ob wir wohl gar nur ihre Widerlegungen nicht erfahren.

konnte alles das, was man von Wunderwerken sagt, nicht glauben; itzt aber gebe ich Beifall.“ Ein andrer schreibt: daß man durch Läbre eine allgemeine Hülfe in allen nur nennbaren Leibes- übeln und Seelenkrankheiten erhält.

Einige Fälle muß ich doch wohl dem Leser vorlegen. — Eine Jungfrau erhielt am Grabe des Heiligen ihre seit anderthalb Jahren verlohrne Sprache wieder. Eine alte Frau, die 14 Monat lang unbeweglich im Bett liegen mußte, ließ sich in einem Sessel von 4 Trägern hinbringen; sie genas augenblicklich, ließ ihren Sessel in der Kirche stehn, und ging ohne Hülfe auf ihren Füßen nach Hause. Eine andere (denn fast alle waren Frauen) genas von: Krebsschaden in der Brust, Geschwulst des Unterleibes, beständigem Blutfluß, heftigen Konvulsionen, und stetem Erbrechen: der Heilige erschien ihr und sprach: Stehe auf, du bist gesund; „und als sie sich selbst besah, hat sie den Krebs, der sie fraß, auf der Brust nicht gefunden; u. s. w.“ Eine andre „merkte, als sie sich auf die Reise begab, beim ersten Schritt den Anfang der Besserung von einer krebsartigen Wunde, die von den Wundärzten für unheilbar und tödtlich erklärt war.“ Eine 5jährige, eine 7jährige, und eine 9jährige Blindheit, völlige Lähmung, ja selbst der Bruch, und auch die Zerschneidung eines Arms, 18jähriger Geschwulst des Leibes, 20jähriger Geschwulst einer Hüfte, 4jähriges Miserere, eingewurzelter Skorbut an Zahnfleisch und Gaumen, u. s. w. wurden alle augenblicklich und völlig „durch Auflehnung eines kleinen Stükkes vom Hemde des Heiligen, oder Anhaltung seines Bildnisses,“ oder Berühren des Grabes oder dergl. geheilt. „Ein Kind hatte sich im Fallen die Zunge fast abgebissen, sie hing nur

noch

noch an einem Faden, und die Wundärzte erklärten, das Junge müsse abgeschnitten werden; die Mutter in Verzweiflung trägt ihr Kind auf das Grab des Labre, alsobald schließt sich die Zunge wieder an das Kind fängt an zu reden, und man sieht an der Zunge das Zeichen der Vereinigung. — Eine ganz glaubenswürdige Begebenheit wird, vom Marseille d. 16. Oktober 1783. berichtet. Andrer neue Wirkung des Heiligen. Die Erweckung eines todten Kindes zum Leben ist ganz gewiß. Es hatte sich aus einem Fenster auf die Gasse todt gefallen; der Vater nahm seine Zuflucht zum Grabe des Labre, das todte wieder auf, und ist ganz gesund. — Einige Prophezeihungen werden auch von ihm erzählt, als: man hat betrübte Vorhersagungen, und bot Noth von ihm; und: Es werden viele Mirakel geschehen, und darauf Bekehrungen erfolgen. Diese beyden Verkündigungen werden ausdrücklich unterschieden, denn sonst könnte man genöthigt seyn, sie für Eine zu halten. Noch mag sich übrigens künftig befinden, wie es will, so scheint Labre's Ehre immer dabey gewinnen zu können. Denn widerfährt dieser Stadt ein Unglück, so erkennt man die Wahrheit des Propheten; bleibt sie aber verschont, so zeigt sich die Kraft seiner Fürbitten. Der Papst hat nämlich schon 40stündige Andachten und feierliche Bittgänge zur Abwendung des verkündigten Unglücks angeordnet.

Daß nun ein Mensch, der, nach dazu nach seinem Tode, vermögend ist, so ganz die Ordnung der Natur umzukehren, auch ganz außerordentlich verehrt wird: ist wohl natürlich. — Sobald die Nachricht bekannt ward, daß er todt sey, fingen die Kinder auf der Gasse an auszurufen: der Heilige ist gestorben. Dieser Ruf verbreitete

sich jämmerte, des andern Tags wüßte schon ganz Rom davon; „und ein gröſſer Theil der Stadt wiederhohlte: ein Heiliger ist gestorben, ohne zu wissen, wer? und wo?“ Bald darauf lief das Volk haufenweise zu dem Verstorbenen; sie küßten ihm die Hand, empfahlen sich seiner Fürbitte, und suchten einige Reliquien zu bekommen. Das Gedränge ward so groß, daß man den Leichnam in verschlossene verborgne Plätze des Hauses trug, und endlich in eine verschlossene Kapelle der Kirche; das Volk kletterte hier an Fenster, um nur noch einmal sein Angesicht zu sehen. Der Papst befahl wegen des beständigen Gedränges die baldige Beerdigung; allein nach derselben nahm der Zulauf des Volks und vieler Standespersonen erstaunlich zu. Kardinäle, Fürsten, und Prälaten wählten die Zeit nach Mitternacht, um dem Lärmen auszuweichen. Die Soldatenwache konnte selbst durch Mißhandlungen und Schläge den frommen Eifer der Räuber nicht zurükhalten, „daß vielmehr dadurch vermehrt ward.“ Man mußte das Hochwürdige vom Hochaltare, an dessen Seite Labre begraben lag, in eine innere Kapelle bringen; man konnte mehrere Tage hindurch in der Kirche keine Messe lesen; selbst das 40stündige Gebet, das auf den 25. April dieser Kirche zukam, mußte in eine andere verlegt werden. Bald strömte nun auch das Landvolk von 15 bis 20 Meilen herzu, und man mußte endlich die Kirche verschließen. Alle Kupferstecher, Maler, und andre Künstler in Rom waren beschäftigt, das Bildniß des Heiligen zu entwerfen; in eini gar Monaten hatte man 5 verschiedene Kupferstiche von ihm, und ganze Päkte davon wurden nicht allein durch ganz Italien, sondern auch nach andern Ländern versen-

det;

det; *) der Stikkereien, Wachs- und Gipsbossirungen, Bildhauerarbeiten, Malereien auf Layanca, u. s. w. zu geschweigen. Am Ende Augusts 1783 waren von den Lumpen, worin er sich bei Lebzeiten kleidete, „nach gemachter Berechnung," bereits achtzigtausend Läppchen als Reliquien ausgetheilt. Im Junius ging schon der Prozeß zur Seligsprechung an. Anfangs wollten ihn die Jesuiten betreiben; als sie aber erfuhren, daß Labre einer Verschwester gerathen hatte, bei keinem Jesuiten zu beichten, standen sie ab. Die Patres Oratorii betreiben itzt den Prozeß, der Papst schrieb sogleich um Nachrichten an den Bischof zu Boulogne, und das Publikum in Rom übernahm die Kosten zu den Untersuchungen. „Der heil. Vater zeigt mehr Eifer für den Verstorbenen, als man gegen gekrönte Häupter gezeigt hat. Eben das geschieht vom Kardinalskollegium, von allen Bischöfen, Prälaten, u. s. w. Der heil. Vater erbet von dem Holz des Bettgestells, worauf der sel. Labre gestorben ist; und Se. Heiligkeit schläft itzt darauf." Man

*) Ich habe einen ziemlich sauberen Kupferstich von ihm vor mir, mit der Unterschrift: „Wahre Abbildung des Diener Gottes Benedikt Joseph Labre, ein armer Pilgram aus Frankreich gebürdig, welcher zu Rom gottseelig entschlaffen, am Heil. Ostertag zur Erden beständiget. A. 1783". Obgleich dies sicherlich keine wahre Abbildung ist, so sieht man doch die dumm und starr hinbrütende Bigotterie aufs deutlichste in dem träg hinhängenden Gesicht und Leibe, wie sie ohngefähr bei dem Original mag gewesen sein. Das Gesicht hat übrigens in Stirn und Nase eine Spur von Schönem und Edlen, und darinn wirklich etwas Aehnliches mit den sogenannten Christusköpfen.

Made versichert, daß die königliche Prinzessin, Madame Louise in Frankreich, um seinen Leichnam negozirt. Wirklich alles ehrt und verherrlicht ihn; — Auch die Engländer und andre Nichtkatholische sagen mit Thränen vergleßen laut: Es war ein braver Mensch, das muß man gestehen. Viele Personen haben sich durch seine Wunden zur Buße und zum christl. Lebenswandel bekehrt; namentlich ist ein engländischer Prädikant aus Boston, Johannes Thayer, bekehrt worden, der alles aufs genaueste unterficht hatte; und der nun ein sehr erbauliches Leben zu Rom führt. — Sechs Jahr vor Labres Tode sollte ein berühmter Maler zu Rom ein Kruzifix für ein Altarblatt in einer Kirche malen. Er ließ den Labre sitzen, um einen Christus zu entwerfen: „Also hat Gott gewollt, daß sein Diener ihn sogar bis am Kreuze vorstellte.“ — Ein Jahr vor seinem Tode sah er im Traume seinen eigenen Tod, sein Begräbniß in der genanten Kirche, den Zulauf des Volks zu seinem Grabe, und endlich „Jesus Christus, der zu ihm sagte: Ich überlasse Dir meinen Platz, ich gehe hinweg.“ Ein Prediger rief hierüber nun auf der Kanzel aus: Sieh, wie die Vorsagung wahr wird! Man hat das Hochwürdige hinweggethan, das 40stündige Gebet in eine andere Kirche verlegt, u. s. w.

Daß an ihn gerichtete Erbauungsschriften, Gebete, Andächten, auf ihn gemachte Anwendungen der Psalme Davids, von ihm hergenommne fromme Betrachtungen, auf alle Monate u. s. w. gedruket sind, verstehe sich von selbst. So auch, daß sein Leben von mehr als einem Lobredner beschrieben ist. Sein Beichtvater in Rom, Signor Marconi, hat seine Lebensbeschreibung in 2 Bände ausgedehnt. Monsieur Dinouart erzählt im Journal Ecclésiasti-

que

que de Paris (Jänner 1784) Labre's Leben und Wunder, und eine selbsterfahrne wunderbare Linderung vom Podagra nach einer zweimal neunmaligen Andacht zu Labre, weshalb er ihm zu Ehren auch drei lateinische Lobgesänge gemacht hat. Ferner kam in Frankreich schon 1783 heraus: Précis de dévotion envers le vénérable Benedikt Joseph Labre. Und in Deutschland machte sich der rüstige Exjesuit, der geistliche Rath und Doktor Herrmann Goldhagen zu Mainz, Verfasser der Aloysius-Andachten, und der höchstwichtigen Andacht zum heil. Herzen Jesu, imgleichen der Lebensbeschreibung der Heiligen Gottes — auch über diesen allerneuesten Heiligen her. Sein Büchlein hat den Titel: Erstlinge der Andacht zu dem ehrwürdigen Benedikt Joseph Labre *). Von dem Verfasser des Religionsjournals **). Cum Facultate Ordinarii. Mainz, 1784, 6 Bog. in 8. Diese Schrift habe ich bei diesem meinen Aufsatze getreu gebraucht, oft wörtlich gebraucht, und also gewiß die Sache dargestellt, wie sie ist.

Natürlich wird mancher Leser nunmehr begierig fragen: Aber wer war denn dieser wunderbare Mann, der nach seinem Tode solche übernatürliche und überirrdische Kräfte empfing? Was zeigte er bei seinem Leben für außerordentliche Gaben des Geistes und Herzens? was für erhabene menschliche Tugenden? War er etwa glüklich genug, um mit seinem Vermögen Tausende kleiden und speisen zu

*) Es ist aber, wie man nach dem Titul vermuthen sollte, keine Uebersetzung des zulezt genannten französischen Werkchens.

**) In diesem Religionsjournal hatte G. auch schon vieles, aber zerstreut, von Labre erzählt.

zu können, indem er ihnen mit planvoller Güte angemeßne und einträgliche Arbeiten schaffte, und so ihre Thätigkeit und ihren Verstand zugleich übte? Wär er ein angesehener Staatsmann, der einem Volke Gesetze gab, die Unschuld von der Unterdrükkung befreite, und den Fürsten Milde und Gerechtigkeit als ihr wahrstes Interesse predigte? Oder ein edler Weiser, der durch Beispiel und Lehre Tugend und Weisheit verbreitete, seine Mitbrüder über ihre wahren Vortheile aufklärte, die Fakkel der Erkenntniß hoch empor trug und gern von ihrem Lichte mittheilte? — — Nichts von alle dem! Er war: — ein scheußlicher Bettler, und ein trübsinniger Schwärmer. Jeder sah ihn mit Abscheu und Ekel an: er ging either im Angesicht wegen vernachläßigter Haare und Bart verwildert, mit zerrissener zerlumpeter Kleidung, mit einem Strik um den Leib und Rosenkranz um den Hals, unter beständigen Bissen des Ungeziefers, ohne sich darüber zu regen, ohne Strümpfe, mit gar schlechten aus alten Schuhen gemachten Pantoffeln, in der Gestalt des ärmsten elendesten Bettlers. Seine Kleidung und ganzes Aeußerliche war zum Schrekken und Abscheu; noch am Abend seines Todes ward er wie der Koth der Stadt angesehn. So sagen seine Lobredner, und setzen dann hinzu: „Gott hatte ihn durch die Stärke und Sättigkeit seiner allmächtigen Gnade in den Koth und Staub begraben.“ Sie rufen triumphirend aus: „Wer ist der glükliche Sterbliche, der als der Gegenstand des Wohlgefallens Gottes, als das Instrument seiner großen Macht und Gütigkeit gegen uns erscheinet? Er ist nicht an den Höfen der Könige, nicht in den Akademien hochansehnlicher Personen, u. s. w.“ Wie verdreht man doch alle gesunde

Be-

begriffen? Dem Himmel sei Dank, daß auch die fanatischste Katholik nicht konsequent genug denkt, um hiernach zu leben! Denn sonst würden die nützlichsten Gewerbe, die edelsten Künste, die besten Geschäfte des menschlichen Lebens stille stehn; jeder zöge, um sich das Wohlgefallen Gottes zu erwerben, den Bettlerrock an, schleppte müssiggängerisch und traurig sein elendes Leben hin; verachtete Vernunft und Verstand, und wäre die heiligen Gesetze der menschlichen Natur und Gesellschaft mit Füßen. Gott sei Dank, so viel wirken diese Lehren noch nicht! Aber haben sie gar keinen nachtheiligen Einfluß? — Doch weiter in meiner Erzählung. Er genoß täglich nicht mehr als ein Loth Brod, und fraß dazu die aus den Häusern weggeworfnen Schalen der Citronen und Pomeranzen von den Straßen. Er forderte kein Almosen, nahm aber das Dargereichte an, wenn es nur jedesmal nicht über einen Baiocco (ungefähr 6 Pfennige) war. Er brachte die Nächte unter freiem Himmel zu; in den Kirchen verkroch er sich in die Winkel, u. s. w. — Und warum alles dies? Aus trübsinniger Schwärmerei. Er war von wohlhabenden Aeltern, faßte aber von Kindheit auf übertriebne Ideen von Religion und Gottseligkeit, besuchte als Kind schon täglich die Kirchen, betete unaufhörlich, las nichts als die elenden Predigten des P. le Jeune, die kein Mensch mehr las, und die man seinetwegen itzt wieder zu lesen anfängt (wie die von ihm getragnen Lumpen itzt zu heiligen Reliquien geworden sind), hatte sehr früh den Entschluß, in den strengsten Orden de la Trappe zu gehn, fühlte sehr oft Gemüthstrokkenheit, Aengstlichkeiten und Skrupeln, gerieth in eine dunkle den Aseeten wohl bekannte Nacht

des

des Gemüths, und lief, in dieser Krankheit und in schwärmerischem Hochmuth auf seine eingebildete verdienstliche Frömmigkeit, die meiste Zeit seines Lebens zu Fuß auf Wallfahrten herum, in Frankreich, Italien, der Schweiz, und Deutschland. Er beseufzte sehr die itzigen betrübten freigeisterischen Zeiten. Fast den ganzen Tag brachte er, stehend oder kniend, unbeweglich in den Kirchen zu, und betete mit solcher Heftigkeit und so unaufhörlich hinter einander fort, daß er davon ganz verzükt d. i. sinnlos ward. Seine Lobredner sprechen mit Bewunderung von seiner hitzigen brennenden Liebe zu Gott, die ihn aufgerieben und verzehrt habe; und nennen diesen Menschen, der bei seinem Leben eine unnütze und verworfne Last der Erde war, und nach seinem Tode ohne seine Schuld ein höchst schädlicher Mensch geworden ist, diesen nennen sie ein Wunder von Tugenden. Und müssen sie das nicht sagen, nach dem was Papst und Kirche und Klerisei für diesen sogenannten Seligen oder Heiligen thun?

So denkt im Jahre 1783 die itzt aufgeklärt sein wollende katholische Kirche! Solch ein Buch wird im Jahre 1784 in Mainz cum Facultate *Ordinarii*, das heißt: mit Erlaubniß des Kurfürsten oder seines Generalvikariats, gedrukt!

B.

Drukfehler im Februar.

S. 99. Z. 4. statt schlauen Lüchse lies: scheuen L.

Berlinische Monatsschrift.

1785.

Viertes Stük. April.

I.

An die Göttinn der Liebe.

Horazens erste Ode des vierten Buches.

— ∪ — ∪∪ — ∪∪ — ∪∪ —

— ∪ — ∪∪ — ∪∪ — ∪∪ —

In den lange verlaßnen Krieg
Soll ich wieder? Sag ab, Göttinn! Ich bin nicht mehr,
Der ich unter der Cytare
Guten Hoffnungen einst war. Grausame Königinn
Süßer Liebe! hab ab, um Dienst
Den zu zwingen, der nicht leuksem dem süßen Seil,
Schön, sein zehentes Lustrum füllt,
Geh, wo sehnlich nach dir Jüngling und Jungfrau
seufzet

Eile, Flügend mit silbernen
Schwänen, eil' in ein Haus, wo du willkommner bist,
Zu den Festen des Maximus
Paulus, wenn dir ein leicht loderndes Herz behagt.
Er, mit edlem Geschlechte, schön
An Gestalt, vor Gericht keines verschloßnen Munds,
Und der Künste bey hunderten
Kundig, trägt als ein Held deine Paniere weit;
Und stellt, wann er den mächtigen
Nebenbuhler besiegt, der auf Geschenke pocht,
Dich am kühlen Albanersee
Marmorn, so wie du leibst, unter ein Zedendach.
Weihrauchs athmest du dort dich satt,
Labst am Saitenspiel dort, an der tief tönenden
Berecyntischen Tibia.
Und der Flöte dein Ohr. Knaben und muntere
Mädchen singen in wechselnden
Chören zweymal des Tags deine beschützende
Gottheit, stampfen mit nacktem Fuß,
Nach der Salier Brauch, dreymal den Wiesengrund.
Mich ergötzet nicht Blonde, nicht
Braune mehr, nicht der Wahn ewiger Gegengunst,
Noch der Wettstreit im Reihentanz,
Noch die glühende Rose um das gesalbte Haar. —
Doch ach, Delia! warum rollt
Mir dies heimliche Naß über die Wang' herab?

Warum

Warum ſtocket, o Delia!
Unter frohem Geſpräch ſchimpflich die Zunge mir?
Dich erhaſch' ich in nächtlichen
Träumen, wann dich ein Bad oder ein Laubdach kühlt;
Vogelſchnelle! dir folg' ich oft
Keuchend unter den Trupp jagender Nymphen nach.

Anmerkungen.

V. 3. Unter der Cynara guten Herrſchaft.) Dieſe Cynara wird vom Horaz an einem andern Orte wegen ihrer uneigennützigen Liebe zu ihm gerühmt, und wegen ihres frühzeitigen Todes bedauert.

V. 5. Grauſame Königinn ſüßer Liebe!) So ſüß die Liebe an ſich ſelbſt iſt, ſo grauſam iſt doch Venus, wenn ſie ein Herz mit Gewalt zur Liebe zwingen will. Durch den lateiniſchen Ausdruck saeva mater dulcium Cupidinum werden bloß die ſüßen Wollüſte perſonificirt, der Gott Kupido und ſein Bruder wird nicht darunter verſtanden. Kupido, der die Milch wilder Thiere geſogen hat, iſt in der That grauſamer, als ſeine Mutter: er verſchont ſie ſelbſt nicht, wird auch als ein ſolcher von ihr ſelbſt bey mehr als Einem Dichter abgeſchildert. Nicht zu gedenken, daß ihn Horaz zu einer andern Ode gleichfalls ferus Cupido nennt.

V. 7. Schon ſein zehentes Luſtrum fühlt.) Das Luſtrum, oder das große Jahr der Römer, begriff eine Zeit von fünf Jahren, wo die Cenſoren, welche alle fünf Jahre das Volk ſchätzten, mit den feyerlichſten Opfern und Umzügen die Luſtrationen oder allgemeinen Reinigungen vornahmen, und damit ihr fünfjähriges Amt beſchloſſen.

V. 9. Fliegend mit silbernen Schwänen.) Venus fährt mit Schwänen oder Tauben, oder auch wohl mit Sperlingen. Der Lateinische Dichter giebt den Schwänen hier eben dasselbe Beywort purpureus, welches er in der Vergötterung des Romulus dem Angesichte des Augustus gegeben hatte, die unpoetischen Leser dadurch zu belehren, daß es dort eben so wie hier glänzend heißen müsse. Auf diese Weise erklärt er sehr oft Eine Stelle durch eine andere.

V. 13. Er, von edlem Geschlechte): von dem berühmten Geschlechte der Fabier. Dieser Paulus Fabius Maximus ist nach der Zeit Konsul geworden.

V. 15. Der Künste, bey hundexten kundig.) Der Poet hatte den Adel, die artige Gestalt, die einnehmende Beredsamkeit seines jungen Freundes gelobt: Vorzüge, die ihn bey den Schönen nothwendig beliebt machen mußten; itzt setzt er auf eine lustige Art hinzu, er sey überhaupt ein Tausendkünstler: centum puer artium: eine vielfassende sprichwörtliche Redensart, die allerley Kenntnisse in sich schließe, die zur feinen Erziehung und zur Galanterie gehören, und die nur die gesammten schönen Künste und auch ein Theil der mechanischen dahinten.

V. 19. Am kühlen Albanersee:) auf dem Landhause dieses Paulus Maximus, welches in der Nachbarschaft Roms am albanischen See lag, der von Bergen eingeschlossen war.

V. 22. 23. An des tief tönenden Berecyntischen Tibia.) An einem andern Orte sagt Horaz, daß man dieses Blaseinstrument schon mit Erz verbunden und der Tuba, oder Trompete nahe geachtet habe. Man findet einige Abbildungen davon in dem Alterthümern des Montfaucon. Eine Art desselben gleicht unserer Hoboe. — — Berecyntisch wird die Tibia genannt, weil sie auf dem Berge Berecyntus in Phrygien von dem phrygischen Könige Marsyas erfunden war.

V. 26. Zweymal des Tags:) nehmlich des Morgens und Abends.

V. 27. 28. Stampfen mit nackrem Fuß nach der Salier Brauch dreymal:) nach der Tänzart der Salier, der zwölf Priester des Mars, welche Numa eingesetzt hatte, und die, mit Brustharnischen und kleinen Schilden bewaffnet, ihre Umzüge mit Hüpfen und Tanzen hielten, wovon sie auch, nach Einiger Meinung, den Namen Salii bekommen haben: von salire springen.

V. 36. Strocket ... unter frohem Gespräch schimpflich die Zunge mir.) Bey den Scherzreden anderer still zu schweigen, sie nicht zu erwiedern, verräth, daß man die Gabe zu scherzen nicht besitze: welches ein witziger Kopf allerdings für schimpflich hält. Auch rühmt Horaz in der zwanzigsten Ode des zweyten Buchs die Geliebte des Mäcenas wegen ihrer Kunst mit Andern in die Wette zu scherzen.

Ramler.

2.

Verdienten sie die Krone oder nicht?

Ein moralisches Problem.

Ich befand mich vor einiger Zeit in einer Gesellschaft von Bösewichtern: wovon der eine, ein Geizhals, als ein kluger und ordentlicher Mann, der andre, ein Verschwender, als ein zärtlicher und liebenswürdiger Freund, und der dritte, ein ehrsüchtiger Diener, als ein großmüthiger und gnädiger Gönner gerühmt wurde; ohnerachtet sich

jeder von ihnen in dem Wege ſeiner Leidenſchaft alles heimlich erlaubte, was ſich der gottloſeſte Mann, der nicht eben an den lichten Galgen rennen will, nur immer erlauben könnte. Erbittert über die ſchielenden Urtheile der Menſchen, und über die große Falſchheit ihrer Tugenden, begegnete ich einem Landmanne; und fragte ihn nach einer kurzen Unterredung, welches ſo die beſten Leute in ſeinem Dorfe wären, und wodurch ſie ſich ſo eigentlich auszeichneten? Seine Antworten ſagten jedoch nur ſoviel: der und der wäre ein guter Kerl, und noch ein andrer wäre ein verwegen tüchtiger Kerl; doch immer folgte ein Aber hinten nach, und dieſes Aber ging dahin, daß jeder ein Held in derjenigen Tugend wäre, die ſeiner Neigung und Sinnesart am beſten zu ſtatten käme, und ſich um die übrigen zu wenig bekümmerte. Endlich kam der Mann auf eine Geſchichte, die ſich vor vielen Jahren in ſeinem Dorfe zugetragen hatte, und glaubte mir damit einen Verweis zu geben, daß ich gar zu viel von den beſten Menſchen forderte. Denn ich hatte ihn mehrmals gefragt: wie er diejenigen als gute Leute preiſen könnte, die doch, ſeiner eignen Beſchreibung nach, ſo große Fehler an ſich hätten?

In unſerm Dorfe, hob er an, iſt die alte gute Gewohnheit, daß jährlich am Neujahrstage die Gemeine ſich in der Kirche verſammlet, und nach geendigtem Gottesdienſt auf das Schloß begiebt,

wo

wo die Herrschaft einem Ehepaar, welches wenigstens fünf und zwanzig Jahr friedlich mit einander gelebt haben muß, und nach dem Urtheil aller Hausgesessenen Einwohner des Dorfs die beste Wirthschaft geführet hat, einen Kranz von Eichenlaube aufsetzt, der mit einer Steuerfreiheit für das Jahr, und einem Ehrenpfennig von funfzig Thalern, wozu ein alter Kanonikus aus der Familie das Kapital vermacht hat, verknüpft ist. Dabei werden dann alle würklichen Eheleute an einer guten Tafel bewirthet, und des Abends kömmt das junge Volk zum Tanze. Nun geschah es in meiner Jugend, daß unser Gerichtsherr eben an einem solchen Tage ein Schreiben aus Amsterdam erhielt: daß vor vierzig Jahren ein gewisser Mann aus seinem Dorfe nach Ostindien gegangen, und mit Hinterlassung eines Vermögens von vielen Tonnen Goldes gestorben wäre; dieser hätte das Testament, das ihm hierbei in Abschrift zukäme, gemacht, und darin eine Person zur Erbin eingesetzt, welche damals in seinem Gerichtsdorfe gewesen wäre; er mögte sich also erkundigen, ob dieselbe jetzt noch lebte, und sodann jemand mit ihrer Vollmacht überschicken, welcher die Erbschaft, worin, außer dem baaren Gelde, viele kostbare Diamanten, und insbesondere eine Schnur orientalischer Perlen von solcher Schönheit wären, daß eine Kaiserin sich nicht schämen dürfte, sie zu tragen, in Empfang nehmen könnte. Sie können Sich vor-

wollen, wie begierig jedermann wäre, das Testament zu hören, und die Person zu kennen, die so viele Tonnen Goldes, so kostbare Diamanten, und so schöne Perlen haben sollte. Der Gerichtsherr übergieng demnach alles, was der Verstorbene von dem großen Segen Gottes, und von dem einzigen Erlöser und Seligmacher, welchem er seine Seele empfahl, gesagt hatte, und suchte nur gleich die Stelle auf, wo nach diesem gewöhnlichen Eingange, die glückliche Erbin benennt wurde. Hierauf fieng er mit lauter Stimme an zu lesen:

Zur Erbin aller meiner zeitlichen Güter setze ich ein: meines ehemaligen Wirths Tochter, Anna Katharina Unruh, welche ich bei meiner Abreise schwanger hinterlassen, und das Kind von ihrem Leibe geboren, wenn es der liebe Gott ...

Weiter konnte er vor dem Lärm der Leute nicht lesen; jedermann erkannte in der Anna Katharina Unruh die Frau, welche ihrer aller Vermuthung nach als die beste Ehefrau an dem Tage die Krone erhalten würde; und alle waren ganz ausschweifend froh, daß eine so große Erbschaft ins Dorf kommen sollte. Die gnädige Frau vom Schlosse, welche sich gleich auf die erste Nachricht von dieser Neuigkeit in der Versammlung eingefunden hatte, ersuchte die Anna Katharina aufs inständigste, doch ja die Perlen nicht in Amsterdam loßzuschlagen, weil sie ihr solche so gut als ein andrer bezahlen

wollte. Der gutmüthige Herr begehrte ein gleiches wegen der großen Diamanten; der Gerichtsverwalter erbot sich zur Reise, um die Erbschaft in Empfang zu nehmen; der Pfarrer, welcher den Morgens, wie es an diesem Tage gewöhnlich war, eine schöne Predigt über die himmlischen Tugenden gehalten hatte, und der Ceremonie der Krönung des besten Ehepaars mit beywohnte, stimmerte sie mit seine schlechte Gesinnde, und dem benachbarten Thurm der Kirchhof und alle Einwohner des Dorfs hatten ihre besondere Anlieger, deren Erzählung aber viel zu weitläuftig sein würde.

Endlich, und nachdem der erste Lärm zu einer mäßigern Lust herabgesunken war, fieng der glückliche Mann dieser reichen Erbin an sie zu fragen, ob sie denn vorher, ehe sie ihn geheurathet hätte, ein Kind gehabt, und warum sie ihm denn niemals davon etwas gesagt hätte? Hier ging der Lärm von neuem an; und ich schäme mich fast, es zu sagen, mit welchen Gründen alle mit einander, Hohe und Niedrige, den Mann zu überreden suchten, daß er doch über eine solche Kleinigkeit seiner Frauen, die ihm jetzt einen so reichen Segen zugebracht hätte, keinen Verdruß machen müßte. Er antwortete diesen, das ist auch meine Meinung nicht; ich war nur neugierig zu wissen, und wollte weiter fragen, ob das Kind noch lebte, und seinen Theil von der Erbschaft haben würde, oder ob etwan mit meiner Frau erzeugten Kinder solche

allein zu gewarten hätten. Nun das ließ man gelten; und die Frau stotterte mit vieler Bescheidenheit etwas heraus, woraus man sich überzeugte; es hätte einmal in ihrer Jugend ein Knecht bei ihren Eltern gedienet, der nach Ostindien gegangen wäre, und sie hätte damals einmal geglaubt schwanger zu sein, es wäre aber noch glüklich wieder übergegangen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß man bei diesem wichtigen Vorfalle die Ceremonie des Tages ganz außer Acht gelassen hatte. Wie es aber doch allmählig Essenszeit wurde: so erinnerte man sich derselben, weil man sich nicht an den Tisch setzen konnte, ohne das Paar zu wählen, das, als das beste, den obersten Platz einnehmen mußte. Alle Stimmen waren einmüthig für die Erbin und ihren Mann. In dem Augenblik aber, da man denselben die Krone von Eichenlaube aufsetzen wollte, trat der Bruder der Gerichtsfrau mit einem lauten Gelächter in die Versammlung, und erzählte allen zu ihrem größten Erstaunen, daß er ihnen heute einen Possen gespielet, und das schöne Testament erdichtet hätte.

Von dem Entsetzen, welches die ganze Gesellschaft befiel, will ich nichts erwähnen; es kann auch nicht beschrieben, sondern bloß empfunden werden. Jetzt entstand die Frage: ob der Mann, der seine Ehre so leicht aufgegeben, und die Frau, die sich so bescheiden für eine Hure erkläret hatte,

als

als die besten Eheleute im Dorfe gekrönt werden könnten? Der Gerichtsherr sagte kaltsinnig: er wolle es lediglich auf den Ausspruch der Menge ankommen lassen; die gnädige Frau meinte, sie müßten doch etwas für den Schrecken haben; der Pfarrer versicherte, es wären doch immer gute Leute gewesen; und die Gemeine rief einhellig: O wenn man alle so auf die Probe setzen wollte, so möchte der Henker ein ehrlicher Mann sein. Der einzige Gerichtshalter wollte behaupten, die Sache müßte erst näher untersucht werden; aber ihm ward befohlen, anstatt der Erbschaft, den Ausspruch zum Protokoll zu nehmen; und die Gerichtsfrau setzte darauf der besten Frau die Krone auf, so wie es der Gerichtsherr dem besten Manne that. — —

Das hätte ich nicht gethan, antwortete ich, und wenn auch.... O erwiederte der Mann, wenn Sie in der Versammlung gewesen wären, und die Anna Katharina Unruh in ihrem ehrwürdigen Alter, und ihren Mann in seinen grauen Haaren gesehen; wenn Sie auf den Physionomien aller Anwesenden nur Eine Stimme für sie gelesen hätten; wenn Ihnen der Pfarrer selbst gesagt hätte, Sie mögten sich kein Bedenken machen; und wenn das Essen immittelst aufgetragen gewesen wäre: o Sie hätten es wahrlich nicht kalt werden lassen. Ich ging fort, ohne weiter zu antworten. Aber was das für eine Philosophie ist, einen gutwilligen

Hahn-

Hahnrei und eine Hekuba die höchsten Rhetoren zu hören! Und doch mag sich der Fall oft genug zutragen, die Menschen im gemeinen Leben haben eine ganz andre Praktik, als wir Psychologen. Sie lassen den lieben Gott das Herz rathen, und geben denjenigen die Krone, von dem sie das mehreste Gutes empfangen. Sie sind minder eitel, wir selbst Moralisten. Ob sie aber dabei gewinnen oder verlieren, und ob dieser Gewinnst oder Vortheil sich in das Urtheil mischen dürfe, das ist eine andre Frage. Ich denke, wenn wir wir sie und sie wie wir handelten; so hätten wir beide Unrecht; und so mögen wir umgekehrt auch wohl beide Recht haben. Aber es mag ein Problem bleiben.

Möser.

3.

Ueber die äsopische Fabel der Alten.

„Wie kömmt es, daß wir bei allen uns „bekannten Völkern, wenn sie auf eine ge„wisse Stufe der Kultur gekommen sind, „die äsopische Fabel antreffen? Wie kamen „sie auf deren Erfindung?“

Man weiß, daß die Erfindung der äsopischen Fabel in die ältesten Zeiten gehört, daß sie bei allen rohen

ſehen Bildungen oft geweckt und in großen Umfang geſtanden, und daß man denjenigen Weisheit und Gelehrſamkeit beylegte hier, welche ſich derſelben mit vorzüglicher Geſchicklichkeit zu bedienen wußten. Dieſe allgemeine Bekanntſchaft aller Völker mit dieſer Fabelgattung erleichtert den Gedanken, daß ihre Erfindung in der noch wahren Natur des Menſchen ſelbſt ihren Grund haben, und daß die Art, durch dieſelbe zu unterrichten, dem menſchlichen Geiſte natürlich ſeyn müſſe. Und in der That finden ſich dies ſo, wenn man den Gang des Geiſtes, auf welchem ſie zu Vollkommenheit gelangt, etwas genau nachgeht. Die Elementarbegriffe des Menſchen ſind ſinnliche Ideen; daher die Anmuth an abſtrakten Wörtern und der Reichthum an Bildern in der Sprache des ungebildeten Menſchen. Es iſt bloß vor menſchlichen Erkenntniß nöthig. Durch ſie müſſen ſeine Entſchlüſſe, ſeine Neigungen, ſein Wille geleitet werden. Es gehören vielen Mühe Erfahrungen dazu, ſein Gefühl von Recht und Unrecht, von Tugend und Laſter zu lehren, und ihm alle moraliſchen Verhältniſſe empfindbar zu machen. Aus der Vergleichung mehrerer Dinge, welche der Menſch kennen lernt, erhält er die groſſe Maaße, und nach dieſen werden ſeine Begriffe von groß und klein, Recht und Unrecht, Tugend und Laſter, u. ſ. w. beſtimmt. In dem neuen Fall kann er nun mit ſeinen ſchon gemachten Erfahrungen zuſammen halten, u. dergleichen,

gleichen, über ihn urtheilen. Will er andern dergleichen Verhältniſſe begreiflich machen: ſo muß er ihm ſeine Erfahrungen als einen Maaßſtab vorhalten, d. h. er muß Beiſpiele, Bilder, Allegorien u. ſ. w. gebrauchen. Philoſophiſches Räſonnement, Auseinanderſetzung und Entwikkelung der Begriffe kennt dieſer nicht, und jener würde ihn nicht verſtehen. Dieſe Art durch Beiſpiele zu beweiſen, Bilder auf Bilder, Gleichniſſe auf Gleichniſſe zu häufen, iſt alſo dem frühen Zuſtande des Menſchen ganz angemeſſen; und ſie iſt ſelbſt bei uns dem gemeinen Manne noch eigen, der ohne die Regeln der Aeſthetik zu kennen, oft glüklicher in der Ausübung derſelben iſt, als der Gelehrte. Dieſer an abſtrakte Wörter und Ideen gewöhnt, vergißt den Weg der Natur, und muß erſt viele Mühe und Kunſt anwenden, um ihn wieder zu finden. Hierdurch ſind einige Philoſophen verleitet worden, zu glauben, als ob die Volkslehren jener frühern Zeiten auch erſt durch langes philoſophiſches Nachdenken, ihre Methode, durch Bilder, Allegorien und Fabeln zu lehren, erfunden hätten; da es augenſcheinlich iſt, daß der Menſch in ſeiner Kindheit keine andre kennt, und daß die Geſchiklichkeit und der Ruhm, den er ſich darinnen erwirbt, allein von dem Grade des Verſtandes und der natürlichen Anlagen abhängt, in welchem er ſeine Zeitgenoſſen übertrift. Durch Vergleichung einer Menge guter und ſchlechter Handlungen ent-

ſteht

sehr das moralische Gefühl, und die Fähigkeit über jede moralische Handlung zu urtheilen, indem er diese nach einer ähnlichen, welche sich in dem Vorrathe seiner Erfahrungen befindet, abmißt. Da aber Leidenschaft oder Unachtsamkeit, oder Nachlässigkeit den Menschen oft verhindern, über Handlungen richtig zu urtheilen: so kömmt es bloß darauf an, ihm einen andern Fall vorzuhalten, wo Interesse und Partheilichkeit ihn nicht mehr hindern, eine richtige Vergleichung anzustellen, welcher aber dem gegebnen Falle in allen den Umständen gleich sein muß, auf welchen die Fällung des Urtheils beruht. Da ferner es nicht darauf ankömmt, ob der Fall wirklich existirt oder nicht, indem bloß ein richtiges Urtheil über den Werth einer Handlung dadurch bewirkt werden soll; so kann man einen ähnlichen Fall erdichten *), und dies scheint mir der Ursprung der äsopischen Fabel. Eine sehr leichte und natürliche Art, die Menschen die Wahrheit zu lehren!

Bei Erdichtung eines solchen Falles kömmt es vorzüglich darauf an, daß die dabei handelnden Personen bekannt sind und einen bestimmten Charakter haben; und auch hierin hat die Natur den Irr-

*) Die letztere Art ist weit leichter, und man findet sie daher bei den Alten weit häufiger. Erst spät aber fing der Sprachgebrauch an, sie zu unterscheiden, und nannte die ersten Parabeln, die letztern Fabeln (λογοι). S. Aristot. Rhet. II, 20.

Irrthum bei dem sinnlichen Menschen gewissermaßen unmöglich gemacht. Er kann blos allgemein auffallende Eigenschaften der Dinge. An der Ceder das Große und Erhabne, am Dornstrauche das Niedrige, Verächtliche und Habsüchtige u. s. w. Wozu viel Nachsinnen, langes mühsames Untersuchen, subtiles Distinguiren erfordert wird — das gehört nicht in das Gebiet des sinnlichen Menschen, folglich auch nicht in das Gebiet der Fabel. Der Mensch ist ein viel zu mannichfaltiges Wesen, hat viel zu viel Seiten, als daß der Fabeldichter ihn sollte eine große Rolle spielen lassen; er will in seiner Erzählung nicht durch aufgeworfene Fragen, durch Disputiren, durch Zweifel unterbrochen sein *). Ein Löwe, ein Fuchs, ein Kieselstein, ein Tieger, ein Schaf u. s. w. Wer denkt nicht sogleich bei allen etwas Bestimmtes? Bei dem Löwen Majestät und Macht, bei dem Fuchse List, bei dem Kieselsteine Härte u. s. w. Nehme man hierzu noch, daß der sinnliche Mensch allem, was er sieht, Leben zuschreibt, daß seine Sprache alle Erscheinungen so darstellt, als ob Unterredungen, Gedankenreihen selbst zwischen leblosen Dingen wirklich vorgefallen wären; so ist es klar, warum alle physische und superphysische Wesen in dem Reiche der äsopischen Fabel das Bürgerrecht erhalten haben, so bald sie nur bestimmte und

*) Man vergl. Lessings zweite Abh. v. d. Fabel.

und allgemein bekannte Charaktere hatten. So viel mächt ich inzwischen auf den Grund, daß die Menschheit in ihrem Kindesalter allenthalben Verstand und Sprache fand, nicht rechnen, als einige neuere Schriftsteller zu thun scheinen. Wirkliche Sprache schrieben die rohesten Menschen den Thieren, Pflanzen und Steinen wohl nicht zu, und eben so wenig Moralität; nur die Armuth der Sprache und der Begriffe zwang sie, die Erscheinungen so darzustellen *). So bald daher der Dichter die Leidenschaft des andern rege machen, so bald er ihm sein Urtheil zuvor ablokken will, ehe er vergleicht, damit er es nicht wieder zurüknehmen kann; alsdann sucht er Wahrscheinlichkeit des Geschehenen in seine Erdichtung zu bringen: er läßt vernünftige Wesen handeln; denn diese liegen gar nicht außer seinem Gebiet, so bald sie nur obenbenannte Prädikate haben. So Nathan beim David **). Denn bei jener Voraussetzung müßte der Prophet eben das bei dem Könige bewirkt haben, wenn er auch Thiere in seiner Fabel gebraucht hätte: welches doch niemand behaupten wird.

Sich

*) Man sehe 1 B. Mose, 2. Vielleicht könnte man mich auf Bileams Esel (4 B. Mose, 22.) und Achilles Pferde (Hom. Il. 19.) verweisen; aber man wird sich erinnern, daß dem erstern Jehova und den letztern Here die Stimme verlieh, daß es also selbst die Alten für ein Wunder hielten, — und als Wunder glaubt es auch wohl unser Pöbel noch.

**) 2 Sam. 12.

Sich durch Fabeln zu unterrichten, iſt alſo dem noch rohen und bloß ſinnlichen Menſchen natürlich: indem er nur durch Vergleichung einzelner Fälle zu Kenntniſſen, Entſchließungen, und Ueberzeugungen gelangen kann; und darunter gehören die Fabeln.

2). Was hatten die Alten bei Erdichtung einer Fabel für einen Zwek?

Hatten die Alten wirklich die Abſicht, einen allgemeinen moraliſchen Satz dadurch anſchauend zu machen, wie die Theorie der Neuern lehrt? — Wir wollen ſehen: Als Joas dem Amazia ſagen ließ *): „Der Dornſtrauch, der in Libanon iſt, ſandte zum Ceder in Libanon und ließ ihm ſagen: Gib deine Tochter meinem Sohne zum Weibe; aber das Wild auf dem Felde in Libanon lief über den Dornſtrauch, und zertrat ihn;“ ſollte da wohl Joas erſt den allgemeinen Satz gedacht haben: Ein Schwacher wird verachtet, wenn er ſich mit Großen und Mächtigen meſſen will; und nun ſich hingeſetzt und dieſe Fabel erdichtet haben? — Nimmermehr. Er will bloß dem Amazia begreiflich machen, daß er ſehr thöricht verfährt, mit ihm anbinden zu wollen: „Du haſt die Edomiter geſchlagen, des erhebet ſich dein Herz. Habe den Ruhm und bleibe daheim. Warum ringeſt du nach Unglük, daß du falleſt und Juda mit dir?“

Dies

*) 2 B. Kön. 14.

Dies dachte er zuerst, und nun ersann er, ohne an allgemeine Begriffe zu denken, eine Fabel, die auf den gegenwärtigen Fall paßte. Daß sie aber auf mehrere Fälle angewandt werden kann, das hat sie mit dem Beispiele gemein, und die Fabel war erfunden, ehe noch diese Entdekkung gemacht wurde. Die Fabeln der Alten sind alle gelegenheitsweise entstanden, ihr Erdichter dachte schlechterdings an keinen allgemeinen moralischen Satz; und es kann gute Fabeln geben, die bloß auf Einen speciellen Fall passen, und woraus sich kein allgemeiner moralischer Satz folgern läßt. Daher kann man auch keine Fabel der Alten ganz richtig beurtheilen, wenn man nicht die Veranlassung weiß, bei welcher sie erdichtet worden ist *). Erst, als die Fabel ihre eigentliche Einwirkung verlohren hatte, und ihr goldnes Zeitalter vorüber war, als sie mehr ein Gegenstand der Kunst und ein bloßes Spiel des Witzes zu werden anfing, erst da fiel man darauf, aus den Fabeln der Alten allgemeine Lehren, die darin lagen, herauszuziehen, oder sie bei Erdichtung neuer Fabeln zum Grunde zu legen. Es ist aber nichts gewöhnlicher, als daß wir, wenn wir den Gang des menschlichen Geistes erklären wollen, ihm den Ideengang, dessen wir gewohnt sind,

*) Man kann daher mit Grund schließen, daß alle die allgemeinen moralischen Sätze am Ende der sogenannten äsopischen Fabeln (Lehren, Moralen), Zusätze der spätern Sammler sind.

unterschieben. Dies sieht man, so wie aus vielen Erklärungen, auch aus der Theorie von der Fabel der Alten. Viele Untersuchungen der Neuern scheinen voraus zu setzen, als ob der Erfinder die Theorie nach allen Regeln eben so gut studirt habe, als sie selbst, eben so wie sie einen Satz aus der Moral genommen, und diesen in einer Fabel anschaulich vorzustellen gesucht. Es ist aber gewiß, daß jene Fabeldichter die abstrakte Theorie der Fabel eben so wenig kannten, als der ungebildete Mensch die Regeln seiner ihm natürlichen Beredsamkeit. Beide bekümmern sich um die Faßon gar nicht, suchen nur ihren Zweck zu erreichen; und wenn sie hierzu die besten Mittel gebrauchen, so liegt dies bloß in der Anordnung ihrer Natur. Wenn man nachher aus der Sammlung solcher Reden, Lieder und Fabeln, Regeln abstrahiren kann; so beweist dies nur, daß die Empfindungen und Gedanken der Menschen nach bestimmten Regeln geordnet sind, und daß der Mensch diese Regeln, selbst ohne sie zu kennen, befolgt, so lange er der Natur getreu bleibt. Es ging der Fabel, gerade wie der Poesie und Beredsamkeit. Als ihr goldnes Zeitalter blühete, da bekümmerte man sich um keine Theorie. Homer ward Fürst der Dichter und Redner, und kannte die Regeln, die er befolgte, nicht; ja selbst zu den Zeiten des Demosthenes gab es bloß hie und da zerstreute Vorschriften für die Beredsamkeit; der Unterricht darin bestand mehr in praktischen

Uebun-

Uebungen, als in Untersuchungen des Wie? und Warum? So bald aber die Wohlredenheit zum bloßen Spiele der Sophisten herabsinkt, so bald den Dichter und Redner nicht mehr Götter, Helden, Vaterland und Natur begeistern, so bald er bloß anfängt nachzuahmen, das Gelesene anzubringen sucht, und mit fremden Lappen stükt und flikt, oder so bald sein Geist in Ueppigkeit ausartet und die Grenzen der Natur nicht mehr kennt; dann ist es Zeit, die Grammatiker herbei zu holen, damit sie ihm Fesseln anlegen und ihn an das System schmieden. Theorien und Grammatiken sind Gesetze zur Einschränkung des Luxus. Dieser steckt alles mit seinem verderblichen Gifte an. Der Zeitpunkt, welcher vorher geht, ist immer der schönste, bringt immer die stärksten Körper, die größten Geister hervor.

Dies scheint auch auf die äsopische Fabel anwendbar. Sie scheint ursprünglich nichts anders gewesen zu sein, als: Ein erdichteter specieller Fall, welcher mit einem ähnlichen wirklichen speciellen Falle sollte verglichen werden, um ein richtiges Urtheil über letztern zu bewirken. Wird bei der Beurtheilung eines solchen erdichteten Falles bloß auf den allgemeinen Satz gesehen, welcher daraus folgt; so muß das Urtheil schlechterdings oft einseitig und unrichtig ausfallen, und die einzelnen Schönheiten der Fabel müssen ganz verlohren gehen, indem der Dichter bei Erfindung derselben jedesmal auf die

Nebenumstände Rükſicht genommen hat, um ihr mit dem jedesmal wirklich exiſtirenden Falle die größte Aehnlichkeit zu geben. Denn der Einfluß der anſchauenden Erkenntniß auf den Willen richtet ſich bloß nach den wenigern oder mehrern Graden der Lebhaftigkeit, und die Grade der Lebhaftigkeit hängen allein von den beſondern Beſtimmungen der Aehnlichkeit mit dem einzelnen ſpeciellen Falle bei der Fabel ab. So lange alſo die Fabel iſolirt iſt, ohne Anwendung auf einen ſpeciellen Fall, iſt ſie als eine todte Kraft anzuſehen; man kann ihre Schönheit bloß in Vergleichung mit einem beſondern Falle beurtheilen. Man leſe die Fabel Nathans. Die Moral, die ſich daraus folgern läßt: „Unſchuldige Arme werden oft von mächtigen Reichen unterdrükt“ — wie mager! Wie viel tauſend Fabeln laſſen ſich nicht erdichten, um dies auszudrükken! Aber würde von allen dieſen tauſend Fabeln eine einzige ſo gut auf die Umſtände paſſen, als die, welche Nathan denſelben gemäß erdichtete? — Aus vielen Fabeln der Alten läßt ſich nicht einmal ein allgemeiner moraliſcher Satz ziehen, oder man muß doch lange darüber nachſinnen, fällt bald auf dieſen bald auf jenen. Will man ſie deswegen von der Zahl ächter Fabeln ausſchließen? Nach der Theorie müßte man es. Und dieſe hat ſelbſt den ſcharfſinnigen Leſſing verleitet, oft ungerecht, wenigſtens nicht billig genug, mit den Fabeln der Alten zu verfahren. An den

Ge-

Gemeinsätzen lag den Alten so wenig als den Neuern, die wollten sie weder erkennen, noch zu erkennen geben. Wem fällt zum Beispiel bei der Fabel des Jotham *) ein Gemeinsatz ein? Was würde sie noch sein, wenn wir die Veranlassung nicht wüßten, wenn wir uns bloß mit einem trokknen Gemeinsatze daraus behelfen sollten? So die Fabel des Menenius **), des Stesichorus ***), die ächten Fabeln des Aesop; und so erhalten auch die neuern Fabeln erst dadurch ihren Werth, wenn sie bei vorgekommnen Gelegenheiten verfertigt worden sind, oder wenn sich es trift, daß man sie so anwenden kann, als ob sie auf einen besondern Fall gemacht wären. Werden sie ohne Veranlassung erzählt, so gefallen sie nur, insofern sie schnakisch sind; und der verdrängte wahre Gebrauch der Fabeln mag auch wohl besonders die neuern Dichter vermocht haben, mehr auf das risum movet (welches Aesop und seine ächten Brüder als Zwek der Fabel gar nicht kannten) als auf den reellen Nutzen bei Verfertigung derselben zu denken. Demnach müßte man bei Beurtheilung der äsopischen Fabel ohngefähr folgende kritische Regel festsetzen: Wenn sich bei einer Fabel kein möglicher ähnlicher Fall denken läßt, wo sie mit Nutzen hätte können angewandt werden; so verdient sie den Namen der äsopischen Fabel

*) B. Richt. 9. **) Liv. II, 32.
***) Aristot. Rhet. II, 20.

nicht. Wir müssen uns begnügen, einen solchen Fall zu erdichten, wenn uns der wirkliche nicht aufbehalten ist. Diese Regel erweitert freilich in gewisser Rücksicht das Gebiet der Fabel, und manche kleine simple kunstlose Erzählung wird einen Platz darin finden; aber man wird auch desto leichter das Wesentliche in der Fabel kennen lernen, und der Harlekin wird, ohnerachtet aller seiner Schwänke und zwerchfellerschüttender Possen, neben dem ehrwürdigen Aesop unerträglich werden. Manche unbedeutende an sich unfruchtbarscheinende Erzählung kann als Fabel benutzt worden. So würde zum Beispiel die Fabel des Phädrus: Anus ad amphoram *) leidlich werden, wenn etwa durch folgenden Zusatz die Gelegenheit angedeutet würde, bei welcher sie wäre erdichtet worden: „Wie schön muß Lydia in ihrem achtzehnten Jahre gewesen sein, da sie im sechszigsten noch so viele Spuren der Schönheit hat.“ Lessing **) führt die Fabel: Der Mann und der Satyr, als schlecht an, weil sie lehren soll, ὡς δεῖ φιλεῖν ἴσους τοὺς φίλους, ἀν ἀμφιβόλως ἔχειν ὁ διδάσκων ***), die Freundschaft aller Zweizüngler zu fliehen. Auch hat er und alle Tadler Recht, so bald man den Gemeinsatz zum Probierstein der Fabel machen darf. Aber, wie? wenn sie gar nicht in der Absicht erdichtet

*) L. III, 1.
**) Abhandlung von der Fabel, S. 128.
***) Aesop. Fab. 126.

bisherer ist, dies zu lohnen? Ich denke mir einen speciellen Fall, und die Fabel wird zweckmäßig. Karl hört: „Brutus, der vor wenig Wochen so zärtlich für das Wohl seines Sohnes besorgt zu sein schien, verdammt ihn nun selbst zum Tode.“ O der abscheuliche Brutus! ruft Karl voller Unwillen aus; ich mag nichts mehr von ihm hören! Karl, unterbrach ich ihn, ich will dir eine Fabel erzählen: Ein Mann blies in seine kalte Hand, um sie zu erwärmen, und blies in seinen heißen Brei, um ihn zu kühlen. — Was, schrie ein Satyr, der dies beobachtet hatte, du bläsest aus Einem Munde kalt und warm? Geh, mit dir mag ich nichts zu thun haben! — Der einfältige Satyr, rief Karl. — Der einfältige Karl, rief ich, und Karl versteht mich; erkundigt sich nun, was den Brutus zu diesem Verfahren bewog. — Ist nun die Fabel noch so schlecht? Offenbar ward sie es bloß durch die Einfalt dessen, der jene Moral darunter schrieb. Bloß die Veranlassung, die Art, wie sie gebraucht wird, hebt oder erniedriget oft die Fabel. Sie ohne Veranlassung zu erzählen, ist wahrer Mißbrauch derselben. Auch in unsern Schulen, wenn die Fabel moralischen Nutzen stiften, wenn sie die Kinder zur lebendigen Ueberzeugung gewisser Wahrheiten führen soll; muß man die Gemeinsätze weglassen, und sie blos bei passenden Gelegenheiten erzählen. Man darf nur die Erfahrung zu Rathe ziehen. Ich komme zu einer Versammlung von Kindern und

fange an, ihnen Fabeln zu erzählen; einige hören sie wohl mit an, aber nicht etwa der Moral wegen, das Possierliche gefällt ihnen drin; der Fuchs unterm Galgen, Kater Hinz als Henker, der Bär als Pastor, u. s. w.; da giebts was zu lachen. Sind sie dies überdrüssig, kömmt gar die Moral, dann wird gegähnt, geschlafen, geplaudert; aber ihre Wirkung bei passenden Gelegenheiten ist erstaunend. Hat Karl seiner Schwester von seiner Reise etwas vorgelogen, und ich erzähle ihm die Gellertsche Fabel vom Bauernknaben; bei ernsthaften Lügen, den Lügner *); wenn er aufschneidet, den Prahler **) des Aesop: da wirkt die Fabel mehr, als der ganze Katechismus und alle Sprüche, besonders, wenn der Lehrer die Geschicklichkeit besitzt, selbst einzelne Fälle, die mit dem vorgefallenen Aehnlichkeit haben, zu erfinden, oder wenigstens die schon vorhandnen nach Beschaffenheit der Umstände umzuformen. Wollte also jemand eine Sammlung ächter äsopischer Fabeln veranstalten; so müßte er zuerst diejenigen aufsuchen, bei welchen uns die alten Schriftsteller noch die Gelegenheit aufbehalten haben, durch die sie veranlaßt worden sind; und dies thun die ältesten Schriftsteller, welche die äsopische Fabel noch aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten, allgemein. Man lese nur die Parabeln Christi, die Fabeln im Alten Testamente, im

Plato;

*) Aesop. Fab. 267. **) Ebend. 14.

Plato, Aristoteles, Livius, Quinktilian ꝛc. Nur von diesen kann die Theorie der alten Fabel abgezogen werden, und nach diesen müßte die Aechtheit oder Unächtheit, Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der übrigen bestimmt werden. Ihr Werth wird immer von der wichtigern oder unwichtigern Wahrheit abhängen, welche sie lehren, so daß also der Satyr und der Mann tief unter der Fabel des Nathan zu stehen kömmt. Jeder poetische Schmuk aber, jede Verschönerung verunstaltet die simple Fabel der Alten, welche allein zur Absicht hatte, auf das Herz und auf den Willen desjenigen zu wirken, dem sie erzählt wurde. Alles also, was die Aufmerksamkeit von der Vergleichung ablenkt, und was zerstreut, schadet ihr. Daher glaub ich, daß selbst die Verse und das Sylbenmaaß dem reellen Nutzen der Fabel mehr nachtheilig als zuträglich sind. Das Natürliche kleidet sie am besten. Die ältern griechischen Schriftsteller rechnen auch die äsopische Fabel gar nicht zur Poesie. Aristoteles, selbst Aphthonius und Theon noch, führen sie in den Rhetoriken mit auf. Denn die μυθοι der Alten sind ganz etwas anders, als die äsopischen Fabeln (λογοι), und jene gaben bloß bisweilen Materialien zu diesen. Ich glaube daher, daß Plato in seiner Republik in jener Stelle *), welche man immer auf die äsopische Fabel zu ziehen pflegt, nicht

*) Lib. II.

nicht an ſie gedacht hat. Dieſe iſt nicht eine Erfindung der Ammen, und hat überhaupt in der ältern Welt eine höhere Beſtimmung. Er zielt vielmehr auf den guten, moraliſchen Gebrauch der Volks- und Göttermährchen, welche damals ohngefähr in eben dem Kredit ſtehen mochten, als unſre heutigen Fabeln.

Halle. H. Jakob.

4.

Ueber den Beitrag zur Geſchichte itziger geheimer Proſelytenmacherei.

(B. Monatsſchr. Januar 1785. S. 59. u. ff.)

Daß der Aufſatz im Jänner, wegen ſeiner freimüthigen Darſtellung des Unfugs mancher katholiſchen Miſſionarien und des Unfugs mancher geheimen Geſellſchaften, ſehr verſchiedne Senſationen erregen würde, war vorauszuſehn und natürlich. Auch ſollte er dies wohl; denn ohne Zweifel wollte der uns unbekannte Verfaſſer deſſelben auf der einen Seite die (nach ſeiner Angabe) im Finſtern ſchleichenden Herrſchſüchtigen ſchrecken, und auf der andern Seite die nichts argwohnenden Gutmüthigen warnen. So ſah auch unſer

Kor-

Korrespondent, der Einsender, (ein wakrer und glaubwürdiger Mann, wir wir auf Ehre versichern können!) die Sache an; und so hielten auch wir, die Herausgeber, den Aufsatz für interessant und wichtig, und seine Bekanntmachung für nützlich und daher für Pflicht. Freilich konnten wir Widerspruch und auch wohl öffentliche Widerlegung erwarten; aber das mußte uns vielmehr ermuntern als abschrekken. „Die Berl. Monatsschrift“, haben wir schon einmal (Band III, S. 571) erklärt, „erreicht ihren Endzwek, wenn sie durch die „Gedanken, die sie vorträgt, Gelegenheit zu deren „weiterer Erörterung giebt; sollte auch das da„durch herausgebrachte Resultat (wenn es anders „nur der Wahrheit näher kömmt!) gerade das „Gegentheil ihrer Behauptungen sein.“ Desto besser also, wenn auch jener Aufsatz eine Veranlassung werden sollte, daß wichtige die Menschheit interessirende Gegenstände beherzigt und geprüft, und auf die Art die Wahrheit gesucht und befördert würde.

Aber eine Widerlegung von der Heftigkeit ließ sich kaum vermuthen, als am Ende Februars bei mir einlief. Da der ungenannte Verfasser derselben für gut befunden hat, sie mir, mit einem Briefe worin er mir mich anredet, zuzuschikken, so werde ich auch in meinem Namen etwas darüber sagen: Sein Brief, ich gestehe es ihm, hat mich in Verlegenheit gesetzt, obgleich in eine Verlegen-

legenheit anderer Art, als er sich scheint gedacht zu haben. Denn daß er nur meine Unparteilichkeit aufruft, um seinen Aufsatz einzurükken, und am Ende schon, als über meine gewisse Niederlage triumphirend, droht diese Niederlage öffentlich bekannt zu machen: das ist es wahrlich nicht, was mich kümmerte. Daß die Herausgeber dieser Monatsschrift unparteiisch sind, haben sie, denk' ich, durch Thatsachen schon bewiesen *); aber ist denn Unparteilichkeit das einzige Erforderniß eines Herausgebers? Zugegeben, daß heftige Bitterkeit gegen die Berlinische Monatsschrift die erste und Hauptseigenschaft eines guten Aufsatzes für dieselbe sei; ist es darum auch die einzige? Kurz: muß ein Herausgeber jeden Aufsatz, der nur gegen sein Journal und einige darin enthaltne Aufsätze geschrieben ist, schlechterdings in dasselbe einrükken, ohne Rükficht auf den anderweitigen Inhalt der Auf-

*) Man sehe in den bis itzt erschienenen 4 Bänden derselben: Stuvens Widerlegung gegen Gedike; Zöllners und Graf F—n Widerlegung des Aufsatzes über die Ehen ohne Geistliche; die sich einander entgegengesetzten Bemerkungen über die neue preußische Justizverfassung; die verschiednen Nachrichten über die christlichen Bakchanalien in Zellerfelde; Xaverius Grossingers und eines andern Fremden Bemerkungen gegen Berlin; der alchymistischen Gesellschaft in Homburg an der Höhe Brief an die Herausgeber; und andre Aufsätze der Art; nebst verschiednen Berichtigungen, Nachträgen, u. s. w.

Aufsatzes, auf das gute Papier seines Journals, und auf die Geduld seiner Leser? Nein gewiß nicht; und man spielt mit dem Worte Unparteilichkeit wenn man es so deuten will. Das war die Verlegenheit, worein ich mich gesetzt fühlte: nicht gegen den Verfasser, sondern gegen unsere Leser. Nicht, daß ich einen feindseligen Angriff unterdrükken wollte; sondern, weil ich das nur feindselige für unwichtig halte. Die Möglichkeit von dieser Betrachtung scheint dem Verf. nicht einmal in den Sinn gekommen zu sein; aber einem Herausgeber ist sie wichtiger. Darum war ich lange unschlüssig; aber endlich bestimmte ich mich: für diesmal der Aufforderung des Ungenannten Genüge zu leisten, und seinen Brief und Aufsatz ganz und wörtlich (bis auf die Aenderungen von einigen Sprachfehlern) abdrukken zu lassen. So bestätige sich denn auch hierin die — fast fürchte ich doch, zu strenge und gewissenhafte — Unparteilichkeit der Berl. Monatsschrift; so freue sich der Verf. und seines Gleichen über die Heftigkeit des hier folgenden Aufsatzes; und so mögen die andern Leser — welche ich dabei um Verzeihung bitte, und sie nochmal versichere, daß nie wieder unsre Unparteilichkeit auf Ihre Kosten so weit soll getrieben werden — diese mögen den Aufsatz als ein Phänomen itziger Zeit ansehn, und durch denselben und die beigefügten Erinnerungen veranlaßt werden, über wichtige Gegenstände noch mehr nachzudenken

zudenken! Wer sollte glauben, wenn es nicht auf solche Art dokumentirt würde, daß es noch immer Leute unter uns giebt, die bei den öffentlichen Rügung augenscheinlicher Mißbräuche so ganz aus ihrer Fassung kommen, sobald dabei einige Punkte berührt werden, die durchaus geheim sein sollen, und die zum Besten der Menschheit nicht öffentlich genug können bekannt gemacht werden; die so voll Groll werden, sobald man ihnen Grundsätze vorspricht, die sie so gern allgemein einführen wollen? Wie kann man denn uns so nahen und doch so unbekannten, den so thätigen und doch so verborgenen Geist geheimer Verbindungen besser vor Augen legen, als durch solche Aeußerungen desselben? — Biester.

* * *

Mein Herr Doktor!

„Unparteilichkeit ist die vielversprechende Inschrift des Schildes, welches Sie als Herausgeber auch Mitarbeiter der Berliner Monatsschrift aushängen! Hierbeigehend erfolgt nun einige Nahrung für Ihre Unparteilichkeit, die „das Publikum überzeugen kann, daß diese treffliche Eigenschaft nicht Affektation von Ihrer „Seite ist; wie leider viele ähnliche Inschriften in „unsern Tagen sind. Wenn ich Sie also hiermit ersuche

„ersuche, beygeschlossenen Aufsatz in Ihre Monatsschrift nächstens einzurücken; so darf ich mir „wohl von einem so unpartheyischen Manne als „Sie, die Erfüllung meiner Bitte um so gewisser „versprechen. Im Fall aber Sie doch gewisse „Bedenklichkeiten dieserhalb haben sollten, welche „Sie abhalten dürften, meinem Verlangen zu „willfahren; so würden dann freilich wohl meine „hohen Ideen von Ihrer Wahrheitsliebe etwas „sinken, und ich würde mich nothgedrungen finden, die Täuschung Ihres Schildes in einem andern Journal dem Publikum vor Augen zu legen, „und die Abschrift dieses Briefes nebst dem einrückenden Aufsatz, darinn einrücken zu lassen. Ihr „Verlangen soll also die Hochachtung bestimmen, „mit welcher ich indeß beharre

Dero.

„Mr. den 22sten Hornung, unbekannter Freund
1785. T***y.

* * *

„Unbefangene Bemerkungen über den Beytrag zur Geschichte itziger geheimer „Proselytenmacherey, in dem Januar „u. s. w.“

„Voici les esprits forts, qui du doute éclairés,
„Egarent les mortels, en s'égarant eux-mêmes!

„Vacillent dans les ténebres, & nient la verité,
„Se moquent de tout, comme les fous au carême; —
„Penſent tout pénétrer de leur raiſon bornée,
„Sans être en état d'approfondir leur être! —
„Et ſe jouant du Diable*), des Anges**) & de Dieu,
„S'oublient eux mêmes, en voulant tout connoître, —
„Sans ceſſe malheureux avec toute leur fineſſe,
„Aux approches de la mort ils prouvent toute leur foibleſſe ***). —

„Es iſt nichts in der Welt leichter, als das ächte „Gepräge der Wahrheit zu verunſtalten, ihr durch „allerley buntes lokkeres modiſches Geſchwätz, das „Anſehen der Thorheit und des Irrthums zu ge„ben. Auch iſt dies von jeher das eigentliche Ge„ſchäft an Kopf und Herz verſchrobener Menſchen„kinder geweſen, und noch gegenwärtig nach dem „herrſchenden perſiflirenden Ton unſers mit Auf„klärung ſich brüſtenden Zeitalters, das ſüße Tage„werk aller Schwachköpfe, die ſich Kraftmänner „dünken: die mit entſcheidendem Ton und wichti„ger Mine über alles herfahren, wunderſeltſam „dekla-

*) Chriſten wiſſen nichts davon, daß es unrecht ſei, über den Teufel zu lachen. Das glaubt nur eine tiefgeſunkne Nation von ungebildeten Indianern. B.

**) Proteſtanten wiſſen nichts von einer beſondern Verehrung der Engel. B.

***) Von wem dieſe höchſt unversmäßigen Verſe wohl ſein mögen? B.

„deklamiren, perſifliren, was nicht in ihrem arm„ſeligen (oder, wie ſie es wohl zu nennen belieben, „philoſophiſchen) Kram dient, und dasjenige ge„radezu für Unſinn oder wohl gar ſchändliche „Dinge erklären, was die hochgelahrten Herren „nicht verſtehen, wofür ſie ganz keinen Sinn „haben. In Wahrheit, eine feine Manier, den „Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen, und ſeine „grobe Unwiſſenheit unter der Maske der Phil„ſophie zu verſtekken, von deren ächten wahren „Gründen die aufgeklärten Kraftmännerchen *) „wohl herzlich wenig wiſſen; ſonſt würden ſie uns „nicht immer ein Schaumgericht für Realität, „Sophiſterei für Wahrheit verkaufen! Alles wol„len die genialiſchen Köpfe aufklären, reformiren;

*) Kraftmänner und Kraftmännerchen! Wie kann doch Herr T—y die folgſamen bedächtigen Zweifler (auf die er ſogern ſchimpfen mögte), die nicht gleich mit handfeſtem Glauben bereit ſind, alle Mirakl zu unterſchreiben, ſondern lieber dem (von ihm am Ende für einen blendenden Irrwiſch erklärten) Leitfaden der Vernunft folgen; wie kann er dieſe, ungeſtüme Kraftmänner nennen, da die letztern vielmehr von jenen beſtritten werden? Itzige Wunderthäter und Wundergläuber ſind die wahren Kraftmänner; denn weſſen Kraft reicht an ihr Thun und ihr Glauben? Wer war es, ein Zweifler, oder ein ſolcher Glaubensheld, der den kraftmänniſchen Spruch erſann: Man kann was man will — man will was man kann! Ich finde ihn in Lavaters phyſiognom. Fragm. Bd. III. S. 161, unter Kaufmanns Bildniß. B.

„überall wollen sie Aberglauben unterdrükken, um „unter der Hand gar säuberlich den Unglauben „unterzuschieben; überall misskennen, misleiten sie „sie in ihrem eigenen Gebiete hämisch auf zu „räumen hätten. Ueberall wollen sie die Fakkel „der reinen geläuterten Vernunft anstekken; und „sind selbst die größten Advokaten des wahren „Menschenverstandes; werfen uns dritte Wort „mit Schwärmerei um sich, und haben gemeiniglich „nicht einmal einen richtigen Begrif von dem, was „eigentlich Schwärmerei ist, und schwärmen selbst „in der dikksten Finsterniß bei allen ihren Klügeleien umher! Hier sehen sie Gefahr, wo keine ist, „gleichwie der Ritter von Mancha eine Heerde „Hammel für schrekliche Riesen ansah; und dort „sind sie gerade diejenigen, welche bei sorglosen „schwachen Gemüthern die gefährlichsten Eindrükke „gefliſſentlich verbreiten. Hier stolziren sie einher „mit wunderschönen Abhandlungen über das Er„ziehungswesen, *) und sind nicht vermögend, ihr „eigenes Betragen zu leiten, erziehen weder dem „Staate gute thätige betriebsame Bürger, noch „ächte und wahre Verehrer Gottes, sondern ge„meinhin, wie die tägliche traurige Erfahrung „lehret, einen Schwarm sophistischer Windbeutel „oder sich weise dünkender Egoisten, die sich an der äußern

*) Wie kömmt das hieher? Oder es soll wohl gar auf einen der Herausgeber gehn. A.

„äußern Schaale aller Kenntniſſe halten, mit dem „Kern aber ſo wenig bekannt ſind, daß ſie weder „ihr eignes wahres Wohl noch das Wohl ihrer „Mitmenſchen befördern. Dort wollen die ſtarken „Herren alles unterſuchen, genau ergründen, mit „ſogenannten philoſophiſchen Scharfſinn alles „beſtimmen, wägen und abmeſſen; vergeſſen aber „dabei gänzlich, ſich ſelber kennen zu lernen, ihr „eigenes ich zu unterſuchen. Unbekannt, fremd „mit ihrem eignen Weſen, beſitzen ſie in ſo ho„hem Maaße Keckheit und Schamloſigkeit, daß „ſie — es wird wenig daran fehlen — die Natur „faſt aller Dinge und aller Verhältniſſe außer „ihnen, ergründen, kennen und beſtimmen wollen *).

„Das nehmen ſie ſich nun nicht übel, Sprünge „über Sprünge in ihren Erforſchungen zu machen, „mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit falſche „Hypotheſen zum Grunde zu legen, und darauf „ein ungeheures Gebäude von eben ſo falſchen aber „künſtlich verbrämten Schlüſſen aufzuthürmen. „Und da haben ſie denn ihr Mühchen recht tref„lich gelohnt, wenn ſie in irgend einer elegant ge„ſchriebenen Abhandlung mit blendender Perſiflage

 „irgend

*) Lieber Himmel, warum ſoll man denn kein Phyſiker und Chemiker ſein können, ohne zugleich ein Pſycholog zu ſein? Alles wiſſen zu wollen, mit Univerſalſyſtemen und Univerſalwiſſenſchaften zu handeln, mögte eher Keckheit und Schamloſigkeit heißen. B.

„irgend einen unvertilgbaren Satz aus dem Ge„biete der Wahrheit hinweg demonstrirt, oder „besser zu sagen, wegphilosophirt zu haben glau„ben. — O des herrlichen philosophischen Scharf„sinns! O des mit Riesenschritten sich aufklären„den Zeitalters! Man sollte Wunder meinen, wie „sehr ihnen das Wohl des Menschengeschlechts am „Herzen läge, wenn sie ganze Hefte von Journa„len mit Aufsätzen anfüllen, welche von nichts als „Aufklärung, Verbreitung der Vernunft und der „Wahrheit unter den Menschen reden; und, be„leuchtet man das Ding etwas näher, so findet „man gar bald, daß schaaler Afterwitz, elende Klü„gelei, und gewaltiger Egoismus dahinter verbor„gen liegt.

„Auch Sie, mein Herr Beiträger, scheinen „ziemlich sich in diesem Fall zu befinden. An der „Sprache, die Sie hin und wieder in Ihrem Auf„satze führen, sollte man glauben, daß nichts als „allgemeines Wohlwollen, eifrige Menschenliebe, „und wahre Anhänglichkeit an die protestantische „Religion Ihre Feder geleitet habe; allein leider „sind in vielen andern Stellen gar zu deutliche „Widersprüche enthalten, wo hinter dem Schaafs„kleide der Wolf nur gar zu merklich hervorguckt, „und unter dem pompösen Gewand der im Kurs „stehenden Afterphilosophie, die Midas-Ohren „durchblikken. Bei all Ihrer feinen Klügelei, und „Ihren krausen Historiettchen, die Sie uns da so

„baar

„baar und blank aufzuheften gedenken, haben Sie „sich doch nicht genug vorgesehen, und oft Ihre „eigene Blöße gar sehr an den Tag gelegt. Sie „sind also das Lumen, welches aus innerm men„schenfreundlichem Drang, der Welt die einbre„chende Gefahr, den sich heimlich ausbreitenden „Katholicismus der gröbsten Art ankündigen, „und davor alle protestantische Seelen zu warnen „für höchliche Pflicht hält? Schaffen Sie sich eine „bessere Brille an, mein Herr; Ihre Gläser taug„gen eben so wenig wie alte Topfscherben zum „Sehen. Sie geben vor, gehört und gesehen zu „haben, erzählen uns da solche kunterbunte Mä„rchen, die Ihnen kein unbefangner gerader „schlichter Menschenverstand jemals glauben wird „noch kann; am allerwenigsten aber ein solcher, „der nur in etwas mit den eigentlichen wahren „Umständen oder Verhältnissen der Dinge bekannt „ist, worüber Sie so viel albernes ungewaschenes „Zeug schwatzen, das hundertste ins tausendste „mischen, und gleich der zerrütteten Phantasie des „armen Don Quixotte, welcher die blauen und „purpurfarbnen Ziegen am Himmel weiden sah, „mit versengtem Gehirn und verschrobenem Her„zen eine ganze Reihe abenteuriger Mährchen so „seelengern an Mann bringen möchten.

„Daß verlarvte Jesuiten und dergleichen hin „und wieder umherschleichen, und ihr Gift unter „der Maske ihrer sogenannten Religion, nicht

„über die wahren ursprünglichen Begriffe ih„rer Kirche *), auszubreiten suchen, mag leider „wohl wahr sein; ob aber dieses mit Recht ge„nannte Werk der Finsterniß schon so weit ge„diehen sei, daß es sich in protestantischen Ländern „außerordentlich verbreite, Fürsten und Männer „allerlei Standes dieses Bekenntnisses **) so„gar protestantische Prediger angesteckt habe, und „noch täglich ansteckt: das, ist eine andre Frage, „die wohl ein jeder ruhigen unbefangener Men„schen- und Zeitenbeobachter, der sich nur zu einen „richtigen Gesichtspunkt zu stellen weiß, mit gan„zer Uebereinstimmung seines Gewissens verneinen kann ***).

„Das unstreitige Faktum mit dem Juden aus „Breslau ist offenbare derbe Legende, die ich aus „meiner eigenen Erfahrung widerlegen kann: ich „habe diesen Juden, welcher ein abgefeimter Be„trüger war, in Polen gesehen und gesprochen. „Wahr ist's, er führte eine Dispensation bei sich, „die aber eben so fälschlich geschmiedet, als über„haupt sein ganzer Katholicismus Betrug war.

„Dies

*) Welche sind das? nemlich ihrer, der jesuitischen, oder überhaupt nur der katholischen, Kirche? Denn von der christlichen Religion ist hier nicht die Rede, sondern von dem so menschlich zusammengestoppelten System der römischen Kirche. B.

**) Was die zwei Worte: dies. Bek. hier sollen, ist nicht recht einzusehn. B.

***) Siehe hinten Nr. I. B.

„Dies sei hier zur Sache der Wahrheit gesagt. So „wenig es auch sonst meine Absicht ist, und so wor„den, dürfte, die höchst tadelnswürdigen Freihei„ten, und Usurpationen, welche sich die Bischöfe „von Rom erlauben, zu rechtfertigen. — Auf „Gründen von ähnlichem Gehalt, wie dies so eben „aus einander gesetzte Faktum des betrügerischen „Juden, beruhen meist alle Assertionen, Erzählun„gen, und im pseudomenschenfreundlichen Ton an„gestimmten Betheurungen des Herrn Beiträgers.

„Welche Thorheit, welche kaum begreifliche „Verkehrtheit, dem Publikum aufbinden zu wol„len, daß ein durch Schriften bereits berühmter „protestantischer Gottesgelehrter ein Jesuit, der „vierten Klasse sei **)! Wenn Sie das, mein Herr „Afterphilosoph, von einem Barth ***) und seinem „Gelichter sagen, so ließe sich das eben nicht „schwer zusammen reimen; nur müssen Sie solch „einen Mann, der da selbes nicht weiß, was er ist „und was er glaubt, wenn er gleich nun so eben „sein theologisches System herausgiebt, nicht einen „protestantischen Gottesgelehrten nennen. Denn „Männern von dergleichen Schrot und Korn wäre „es eine kützelnde Geistesnahrung, hintereinander „ein Pope, Mufti, Derwisch, Fakir, oder Jesuit

*) S. hinten Nr. III. B.
**) S. hinten Nr. II. B.
***) Soll wohl Doktor Bahrdt in Halle sein.

„zu werden, wenn anders ihre jedesmalige Konvenienz es nur immer so verstattete. Zum Glük entscheiden aber solche Chamäleons nichts! — „Wenn Sie aber Leute von der Denkungsart und „dem wahren innern Geist eines Lavaters, eines „Häfeli, und Claudius (denen Sie, im Vertrauen „gesagt, nicht würdig sind, die Schuhriemen zu „lösen) zu heimlichen Katholiken machen wollen*); „dann weiß man in der That nicht, ob man Sie „bemitleiden, oder über Sie lachen soll? ob es „Tükke des Herzens oder schaaler Aberwitz ist, der „Sie verleitet, solche Ungereimtheiten mit dreister „Stirne zu behaupten? Wehe thut es mir indeß, „nach meiner Ueberzeugung bekennen zu müssen, „daß allem Anschein nach schwarze Bosheit die „Quelle aller der bunten Absurditäten ist, welche „Sie sich bemühen die Welt glauben zu machen. — „Man wird es nur zu deutlich gewahr, daß Ihre „ganze Absicht dahinaus läuft: einen Orden **), der

*) Der Beiträger hat ganz und gar nicht diese Männer für heimliche Katholiken ausgegeben. Er nennt S. 97 Lavater und Claudius „sonnenrechtschaffene Männer, die er ehrt und liebt," und die er nur erinnert, daß — man im Dunkeln nicht so gut sieht als im Hellen. Er citirt S. 64 Häfeli unter den gutmüthigen „frommen Leuten"; nur tadelt er einige Ausdrükke an ihm, als: die Moräste der Philosophie u. s. w., und zeigt, was gewisse Leute daraus für verführerische Argumente hernehmen. D.

**) S. hinten Nr. IV. D.

„der die Ehre der Menschheit ist, vor den Augen
„des Publikums zu brandmarken, ihm die elende-
„sten niedrigsten und schändlichsten Grundsätze und
„Zwekke anzudichten, und seinen stillen ruhigen
„zur Glükseligkeit der Menschen und zur Verherr-
„lichung des Schöpfers abzielenden Gang, auf
„alle nur mögliche Weise zu schänden und zu ver-
„höhnen. Zufolge Ihres satanisch angelegten
„Plans ist es kein Wunder, daß Sie denselben zu
„einer Schule des Jesuitismus, des gröbsten Aber-
„glaubens, und des Menschen entehrendsten Fana-
„tismus machen, daß Sie ihm die Ausbreitung
„aller nur möglichen Irrthümer, und also auch
„der Irrthümer und Mißbräuche, die durch
„Mönchs- Ehr- und Habsucht sich in die katho-
„lische Religion eingeschlichen haben, kurz daß Sie
„ihm alle nur erstnmliche Schandthaten, und
„scheußliche Folgen derselben aufbürden. Ich
„sage, es ist kein Wunder bei Ihrem schwarzen
„boshaften Plan, daß Sie dies alles thun; allein
„unbeschreiblich demüthigend ist es für das Men-
„schengeschlecht, Schaudern und Entsetzen über-
„fällt mich dabei, daß ein Mensch fähig sein kann,
„solche Teufeleien unter der Larve der Bonhom-
„mie, der äußersten Redlichkeit, der wahren Liebe
„zum Guten, und des Eifers für wahre Religion
„an den Tag zu legen. Und solch ein Mensch
„pralt damit, daß er den Leuten die beleuchtende
„Fakkel der Wahrheit ins Gesicht halten will,

„und

„und tappt selber ärger als ein Maulwurf in dem „Dunst der Finsterniß umher! Und solch ein „Mensch wagt es, einem frommen Lavater, einem „Manne nach dem Herzen Gottes, und einem edlen „Claudius, warnende, belehrende Erinnerungen „ertheilen zu wollen *)! Ah dieses schreckliche Ge„wehr war es, welcher mich vermochte, die Feder zu „ergreifen, um dem Buben **) die Larve vom Ge„sichte zu reißen, womit er ganz Deutschland zu täu„schen gedenkt, indem er vor Täuschungen warnt; „womit er eine Gesellschaft zu schmähen sucht, „die den Allmächtigen im Geist und in der Wahr„heit anbetet und verehret, die die wahre Glückse„ligkeit ihrer Mitmenschen zu befördern sich aus „allen Kräften bemühet, die dem Staat getreue „Unterthanen, gute Bürger und nützliche Glieder „zu bilden sich angelegen sein läßt, und deren „innigstes Bestreben endlich dahin gehet, den Geist „der Wahrheit, der Weisheit und der Liebe unter „den Menschen zu verbreiten. Eine große Anzahl „der würdigsten trefflichsten edelsten Männer aller „Nationen, die das unverkennbare Gepräge jener „erhabenen Vorzüge an sich tragen, und Glieder „des

*) Nun, nun! Warnen und erinnern kann doch wohl ein Bote, ein König, ein Sohn seinen Vater, und ein Lehrjunge seinen Meister. B.

**) dem Bubrin. Die Leser können sich darauf verlassen, daß es kein Schreib- oder Druckfehler ist; es steht in der Handschrift ganz deutlich, so unglaublich es auch ist: dem Buben. B.

„des Ordens sind, können zu vielfältigen Beweisen „davon dienen: „Als diese sollten im Stande sein, „die unverantwortlichsten Mittel zur Erreichung eben so unverantwortlicher Absichten zu „brauchen? sollten fähig sein, den Gräuel des „Fanatismus und des Aberglaubens muthwillig „auszubreiten? Läßt sich das wohl nur von vernünftigen Menschen gedenken?' Ein jeder unparteiische wakre Ehrenmann prüfe, urtheile, und „entscheide hier!

„Die Anmerkung des Verfassers, worinn er „die beiden Bücher: Des erreurs & de la verité, „und Tableau des rapports entre Dieu l'homme „& l'univers für schändlich erklärt, ist eben so „ungereimt, als niedrig und boshaft. Woraus „vermag er dann die Schändlichkeit dieser Werke „zu beweisen? Vermuthlich aus seinem stumpfen „Gehirne, welches für den Inhalt derselben ganz „und gar keinen Sinn hat! Aber da liegt eben „der Knoten. Bücher deren Gehalt ein so allumfassendes Genie nicht fassen, mit seiner hochgepriesnen Vernunft nicht begreifen und verstehen „kann, wie könnten die etwas anders seyn, als „Unsinn, schrecklicher mystischer Unsinn! Ist „das etwa nicht Beweis genung von ihrer Schändlichkeit, da ihr verborgener Sinn außer dem Horizonte solcher hellsehenden hochweisen Herren von „der Aufklärungssekte liegt? Aufklärung, du Steckenpferd der ganzen Rotte unsrer Modephiloso-

„phen!

„phen! Wie ſehr, wie mannigfaltig wird dein „frommer Sinn entweiht! Gewiß iſt's eine herr„liche Sache, Aberglauben gründlich zu bekämp„fen, und dann zu vernichten, wahre Mißbräuche „aller Art zu unterdrükken, ſelbſt die Charlatane„rien eines St. Germains und eines Mortczink „an dem verdienten Pranger zu ſtellen, den würk„lich ſchändlichen Frevel eines Schröpfers und „eines Frölichs *) zu rügen, und auf ſolche und „ähnliche Weiſe moraliſche und politiſche Aufklä„rung unter ſeinen Nebenmenſchen zu verbreiten. — „Allein, meine Herren Aufklärer, nur nicht im„mer das Kind mit ſammt dem Bade verſchüttet; „nur nicht alles in einen Brei geworfen; nur nicht „mit ſo unmäßigem Eigendünkel, Ihrer Vernunft „ſo außerordentliche Dinge zugetrauet; und ohne „Anſtand, meiſt ohn' alle ſachkundige vernünftige „Prüfung und Unterſuchung, den unbefugten ent„ſcheidenden Ausſpruch, das richterliche Endur„theil über alle Dinge ohne Ausnahme gefällt, die „eben darum, weil ſie nicht zu Ihrem hochgelahr„ten Lieblingsſyſtem paſſen, und außer Ihrem ſo „weiſe ſich dünkenden Geſichtskreiſe liegen, das „gewaltige Unglük haben Ihnen zu mißfallen! Wie „ſehr

*) Von dieſem in Görlitz lebenden Schüler und thätigen Nachfolger Schröpfers, hat die Berl. Monatsſ. bisher noch nicht geredet; doch würden uns natürlich zuverläßige und dokumentirte Nachrichten darüber ſehr willkommen ſein. B.

„sehr beschämt in dieser Hinsicht der tiefdenkende „Mendelssohn den gemeinen Haufen unsrer „christlichen sophistischen Aufklärer! Wie vortreff„lich und wie gründlich wahr sind seine Aufsätze „über Aufklärung und Schwärmerei, in der Ber„liner Monatsschrift. Möchte man doch solchen „dem Zwek angemessenen richtig durchdachten „Ideen folgen; und man würde sich die wahren „Mittel zu wesentlicher Aufklärung ungleich eher „zu eigen machen, als auf dem jetzt fast allgemein „eingeschlagenen Wege alles für Unsinn zu erklä„ren, was man nicht versteht, ohne es weiter im „geringsten zu prüfen und zu untersuchen, oder „wohl gar auch schlechtweg die Existenz gewisser „Dinge zu leugnen, bloß deshalb weil wir sie nicht „sehen und betasten können *). Das mag nun „frei-

*) Trift keinen einzigen Mitarbeiter der Berl. Monatsschrift. Sie sämtlich, so viel ich sie kenne, glauben an Gott, göttliche Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele: lauter unsichtbare und unbetastbare Gegenstände; sie lieben die Tugend, die Wohlthätigkeit, die Toleranz, den Verstand, und andre solche unsinnliche Dinge; sie glauben alle von ihnen nicht selbst erlebte Fakta, sobald sie möglich und von bewährten Männern bezeugt sind; und was dergleichen mehr ist. Wenigstens ist von vielen Verfassern in der Monatss. mit edler Wärme über diese Dinge geredet worden; und von keinem einzigen jemals dagegen. — Es trift vielmehr viele Mystiker, die sich so unbeschreibliche Mühe geben, um die Erscheinung von den uns umgeben-

den

„freilich wohl den meisten eine sehr bequeme Methode sein, äußerst geschwind mit einer Sache fertig zu werden. Ob aber solch eine Methode der Trägheit zur Gewohnheit führet, darein Ersindung doch ein jeder so gerne assentiret, dieß dürfte nun wohl mit allem Rechte sehr bezweifelt werden.

„Goethe, auch ein Mann der wahre Philosophie, innigst nach ihr strebt, auf ihrer herrlichen Laufbahn manchen Schritt mit wirklichem Erfolg zurückgelegt hat, und auf alle Fälle sicher eine namhafte Zahl der modischen Herren Afterphilosophen hinter sich läßt, sagte einst, als die Rede von dem Buche Das Ertrem war: „Ich habe alle Ehrfurcht für dieses Buch, ob ich gleich nur noch einen kleinen Theil desselben verstehe.“ Eine solche Bescheidenheit, meine Herren, würde Sie mehr ehren, als all Ihr heiseres Geschrei über Mysticismus. Allein wie kann es scheinen, daß jener gigantische Dünkel, der Sie fast sämmt und sonders aufbläht, nicht so manche ungereimte Effervescenz hervorbringen sollte, unter welcher Sie wähnen, gleich als hellglänzende Fackeln, dem gesammten Menschengeschlechte vorzuleuchten?

den Geistern und Teufeln, den Besitz vom Stein der Weisen, die Ausübung von Wunderkräften, u. s. w. zu erlangen, als wenn sie diese Dinge nicht ohnedas glaubten könnten. B.

*) S. Hirten-Br. V. B.

„dem? Auch dürfte selben hier die Fabel vom Af„fen, im November 1784. der Berliner Monats„schrift, nur allzu passend sein *).

„Noch will ich mit wenigem die Geschichte be„rühren, welche den Herr Beiträger beim Schluß „seines Aufsatzes dem Publikum zum Besten giebt, „und welche zum Beweis der gefährlichen geheim„en Proselytenmacherei dienen soll, wovor er so „aus reinen Beweggründen männiglich zu warnen „sich so eifrig angelegen sein läßet. Eigentlich bedarf sie keiner Widerlegung, da sie ein Gewebe „von Albernereien, Sophistereien und Lügen enthält **), welche jedem geraden festen deutschen „Mann, der nicht nach der Oberfläche der Dinge „urtheilet, unverkennbar auffallen ***) müssen. „Indeß begreift sie doch viel Züge in sich, welche „die wahre Denkungsart des Verfassers, nebst „allen seinen äußerst niedrigen Absichten, enthal„ten. Seine Ausfälle auf die Kraft des Gebets, „auf Gebetsgaben, und den wahren Glauben der „Christen, beweisen wohl zur Genüge, um was es

„ihm

*) Das ist ja doch auch schon Unparteilichkeit, daß die Berl. Monatss. solche Aufsätze, die gegen sie selbst angewandt werden können, liefert. B.

**) S. hinten Nr. VI. B.

***) Aber die ungeraden, unfreien, undeutschen (wenigstens ihrem Ursprunge nach, undeutschen) Jesuiten, thaten immer solche auffallende Dinge. S. die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. B.

„ihm eigentlich zu thun sei, wie sehr er seine Zu„geldrüse ausspinnet, um mit der höchst seichten „und verächtlichen Schminke des Lächerlichen ge„wisse Wahrheiten unsrer heiligen Religion zu be„flecken *). Da ist ihm nun jedes noch so verdor„bene Mittel willkommen, wenn's ihm nur zur „Erreichung seines elenden Zweckes passend zu sein „dünkt: nicht allein einen Orden zu lästern, den „wahre Gottes- und Christusverehrung von seinen „Gliedern fordert; sondern auch selber diese Ver„ehrung selbst. Was Wunder, wenn er in dieser „Hinsicht, um sein Werk zu krönen, ein garstiges „Schandmährchen ersinnt, einen armen Dia„konus zum Held desselben macht, hier und da „das lächerlichste schändlichste Kolorit abborgt und „zusammen schmieret, um beides, den Diakonus „und seine Verführer, nach seinem Gelüste damit „zu überstreichen, und damit zur Schau zu tragen! „Da werden denn allerhand Sächelchen zu mehrerer Ausstaffirung des Gangen hineingezogen, „als da sind: die sieben katholischen Priester„weihen,

*) Jener Verfasser scheint die itzigen Wunder nicht zu glauben, und Herr T — y scheint sie zu glauben; was ist denn nun mehr? Jener hat seine Meinung mit vielen vernünftigen Menschen gemein. Glaubten doch auch immer viele rechtschaffene Christen die alten Wunder nicht einmal. S. die besten Kirchengeschichten und besten Exegesen. Darum bestehn Gottlob die Wahrheiten unserer heiligen Religion nicht. D.

„weihen, ein Marienbild mit magischen Cha„rakteren umschrieben, und was dergleichen „saubere Erfindungen mehr sind. Mich wundert, „daß nicht auch Mahomets Koran, die Isländi„sche Edda, und die alten Abyßinischen Traditio„nen, von denen Bruce redet, haben herhalten „müssen. O der herzerhebenden Philosophie, die „aus einem Ferment von Lügen bestehet! — Wäre „es dem Herrn Verfasser würklich um Wahrheit „zu thun, um Ausrottung von dem, was eigent„lich Schwärmerei, Irrthümer und Aberglauben „sind, oder um die Entlarvung der gegenwärtig „leider großen Anzahl frömmelnder Heuchler unter „mancherlei Gestalten, welche ohnstreitig oft ge„fährlicher sind als deklarirte Bösewichter; wäre „es ihm darum zu thun, wie er sich kunstvoll die „Mine davon zu geben weiß; dann würde er zu„verläßig ganz anders zu Werke gegangen sein. „Er würde sich bemüht haben, richtige und wahre „Begriffe von Schwärmerei *), Aberglauben, und „ihren schädlichen Folgen anzugeben; triftige „Gründe dagegen anzuführen; und nicht mit so„phistischen Sprüngen, und lügnerischen Wendun„gen und Mährchen, sondern mit wahrheitsvollen „Beweisen Schritt vor Schritt, seine Aeußerun„gen Urtheile und Folgerungen zu bestätigen.

*) Ich mögte wohl des Herrn T—y Definition davon hören. B.

„Man dürfte mir hier vielleicht den Vorwurf „machen, als tadelte ich etwas an andern, wogegen ich selber sündigte, indem ich meinen Gegner „gleichfalls nicht mit Gründen bestritte *). „allein man beliebe zu erwägen, ob es sich füglich „thun lasse, das unverdauete Geschwätz eines unmündigen Knaben mit Gründen zu widerlegen, „und richte mich dann! Nothwendig müßte ich „mich zu seiner Sphäre herabstimmen, gewissermaßen ihm entgegen springen, um ihm verständlich zu werden; weil keine Empfänglichkeit „für den ruhigen festgegründeten Gang der lauteren Wahrheit in ihm wohnet. — Sollte aber diese „Wahrheit, wie ich es denn herzlich wünsche, nicht „gänzlich aus seinem Innern verdränget, nicht jeder wohlthätige Funken derselben völlig in ihm „erstorben sein; o! dann fordre ich ihn hiermit „auf, mit hinlänglich geprüften und einleuchtenden „Gründen und Beweisen alles dasjenige, was er „mit so erstaunender Frechheit in seinem Beitrag „äußert, zu rechtfertigen und zu bestätigen. Ich „fordre ihn auf, die Geschichte des betrogen sein „sollenden Diakonus mit glaubwürdigen Urkunden „zu verificiren, dessen schändliche Verführer, wenn „sie nach seiner Erzählung wirklich so gehandelt „haben,

*) Nun wahrlich, das ist naiv und ehrlich! Das folgende scheint aber nicht so ganz richtig zu sein, nemlich: daß es sogar unthunlich sei, einen Irthum mit Gründen zu widerlegen. D. S.

„haben, öffentlich mit Namen zu den erhabenen „dienten Pranger zu stellen, und ihren Frevel zur „lehrreichen Warnung vor aller Welt zu offenba„ren. Denn sicher ist freimüthige Publicität das „wirksamste Mittel in solchen Fällen. Endlich „fordere ich ihr auf, mich auf solche Weise, auf „die bündigste und kräftigste Art zu widerlegen; „und ich werde mich dann keinesweges scheuen, „gleichfalls vor aller Welt zu bekennen, daß ich „mich in dieser Fehde irrte, ihm Unrecht that, „und daß es meine Pflicht sei, ihn deshalb brü„derlichst um Verzeihung zu bitten.

„Und nun ihr mit dem Geist des reinen Deis„mus *) ausgerüsteten vielwissenden Aristarchen „unserer Zeit! Welche Gattung von Bannstrahlen „werdet Ihr von euren diktatorischen Lehrstühlen „auf meinen Scheitel herabsprudeln, daß ich es „in diesen Blättern wagte, Euch und Euren bun„ten Theorien zu widersprechen, Eurer gewaltigen „alles umfassenden Vernunft hin und wieder Gren„zen setzen zu wollen. Ihr, die Ihr Euch dünket „gleichsam die Orakel der Schöpfung, der Natur, „und aller Wissenschaften zu sein **); die Ihr mit

 „dem

*) Soll auf die Berl. Monatsſ. gehn, wegen des Aufsatzes im IVten Bande, S. 231. Man ſ. dazu unſere Anmerkung. Uebrigens gehört der reine Deismus doch wenigstens auch zu den Dingen, die nicht mit Händen zu greifen ſind, ſ. oben S. 335. B.

**) Das thäten die ruhigen Untersucher, die allenthalben Vernunft und Gründe fordern? Doch ſelbſt und

„dem von Euch angebeteten Leitfaden der Vernunft, „gleich wie mit einem blendenden Irrwiſch *) in „einer täuſchenden Schneckenlinie, Euch unaufhörlich umher bewegt; mit welchen von Euren „adoptirten Lieblingsphraſen und Ausdrükken werdet Ihr mein Urtheil ſprechen? Wahrſcheinlich „werden Unſinn, Selbſtbemerei, auch wohl gar „Wollheit, die Haupt-Epitheten ſein, mit welchen „Ihr mich beehren werdet **)! Das würde ich nun „all ganz ruhig abwarten, in der feſten Ueberzeugung, daß es ein unwandelbares Axiom ſei:

„Vergebens wäſcht man einen Mohren,
„Vergebens beſſert man die Thoren;
„Der Thor bleibt Thor!
„Und unverändert ſchwarz der Mohr!“

Es

und Vernunft geht wohl nicht zuſammen. Wer iſt vielwiſſend, diktatoriſch und alles umfaſſend? Wer redet wie ein Orakel der Schöpfung, der Natur, und aller Wiſſenſchaften? Der Verf. des Buchs de l'Erreur & de la Verité, der ſich nicht beſſer, als hier von Herrn T—y geſchieht, charakteriſiren läßt? oder die demüthigen Verfaſſer der Berliniſchen Monatsſchrift? B.

*) Alſo nicht nur ohne Gründe (ſ. die Anmerkung S. 340) ſondern auch ohne Vernunft ſoll man ſtreiten, um keinem blendenden Irrwiſch zu folgen. B.

**) Es iſt doch ganz erbaulich, dieſen Verfaſſer über Schimpfwörter reden zu hören. B.

* * *

Er redet der unbefangene Bemerker, wie er sich in der Ueberschrift seines Aufsatzes angiebt, ganz unbefangen spricht er von Schwachköpfen, von Adversarien des wahren Menschenverstandes, von Midasohren; räth sich bessere Brillen anzuschaffen; läßt jenen Verfasser im Jänner mit versengtem Gehirn und verschrobenem Herzen abenteuerliche Mährchen erzählen, und Gift auszubreiten suchen; zweifelt erst, ob bei demselben Tükke des Herzens oder schaler Aberwitz präsumire, weiß es aber endlich ganz positiv, daß schwarze Bosheit die Quelle aller seiner dunten Absurditäten ist; hat dessen schwarzen boshaften ja satanisch angelegten Plan ausfindig gemacht, bei welchen Teufeleien und schrecklichem Frevel aber nicht bloß ihn (den unbefangenen Bemerker) Schaudern und Entsetzen überfällt, sondern das ganze Menschengeschlechte eine unbeschreibliche Demüthigung empfindet, so daß er sich auch nicht enthalten kann, (wie auch Anstand und gute Sitten darunter leiden mögen) jenen Verfasser öffentlich einen Buben, einen Buben! zu schimpfen; da dieser (wie der Bemerker versichert) so ungereimt als niedrig und boshaft schreibt, einen unmäßigen Eigendünkel besitzt, sich heiser geschrien hat, ein Gemenge von Allfanzereien Sophistereien und Lügen vorträgt, und bei seinen

äuſſerſt niedrigen Abſichten (die der unbefangene Bemerker auf ein Haar weiß) jedes noch ſo verworfene Mittel zur Erreichung ſeines einzigen Zweckes gebraucht. Ganz unbefangen verſichert der Bemerker weiter, daß jener planvolle Verfaſſer nicht bloß eine erſtaunende Frechheit habe und ſauberen Erfindungen liefere; ſondern dabei doch auch zugleich das unverdaute Geſchwätz eines unmündigen Knaben vorbringe, zu deſſen Sphäre man ſich nur dadurch herabſtimme und ſich ihm verſtändlich mache, wenn man ihn nicht mit Gründen beſtreiten. Und dieſer unmündige Knabe bewegt ſich doch unaufhörlich mit dem Leitfaden der Vernunft umher, welcher Leitfaden aber nichts anders als ein blendender Irrwiſch iſt, wie der Bemerker gleichfalls ganz unbefangen verſichert. — — Solche Sachen ſind eigentlich weder des Spottes noch des Ernſtes werth; aber ſie ſind doch darum merkwürdig, weil ſie, wie ſchon geſagt, zeigen, welche bittre Heftigkeit, welcher giftige Haß, welche Verläumdungs- und Verfolgungsluſt noch immer in manchen Gemüthern herrſcht, und welche Tumulte entſtehn, wenn die Publicität ſich gewiſſen Wespennestern naht. „Welches alles aber", um mit dem Verfaſſer des Aufſatzes im Jänner (S. 67) zu reden, „hoffentlich keinen ehrlichen Mann, der das Ganze um des Einzelnen willen liebt, abſchrecken wird."

Doch

ch Buch genug von den Ausdrükken voll sprudelnder Galle; ich komme zu den Sachen selbst. Vorher aber, welches bei einem so mißtrauischen Manne, als Herr T — y sich in seinen Bemerkungen zeigt, wahrscheinlich ist; vorher erkläre ich noch, daß mich der ganze Handel nichts weiter angeht, als in so fern er in den Raumerschen gerathen wird, als Hr. T — y mich selbst aufgerufen hat, und als mich alles was die Menschheit interessirt, angeht. Ich erkläre hiermit öffentlich mit meinem Namen, auf Ehre und Gewissen: daß der Verfasser jenes Aufsatzes, und dessen Einsender, und wir Herausgeber, drei von einander ganz verschiedene Personen sind. Ich will durch diese meine Erinnerungen auch weder dem Verfasser noch Einsender vorgreifen. Nur ohne dieselben konnte ich doch auch eine solche Behandlung unmöglich in die Welt schikken, die wohl gar die Herausgeber selbst eines bösen Komplotts und hinterlistiger Absichten verdächtig machen könnte. Und endlich: was gleich kann abgemacht werden, bedarf ja keiner Weitläuftigkeit. Viele Punkte kann schon ich beantworten; warum soll man erst auf die Nachrichten jener Männer warten?

Ich will nur die Hauptpunkte des Streits berühren; und nur in so weit, als sie dienen können, wichtige Gegenstände in helleres Licht zu stellen, noch nicht genug bekannte Wahrheiten allgemeiner zu verbreiten, und den Leser zu besserer Beherzigung und Prüfung der Hauptsache selbst in den

Stand zu ſetzen. Aus Rechtshändeln ſchreibe ich hier wahrlich nicht eine Zeile: das ſoll mir, hoffe ich, jeder ehrliche Mann zugeben, der das folgende wirklich unbefangen durchlieſt.

Daß der römiſche Hof ganz unglaublich thätig immer auf die (offenbare oder heimliche) Ausbreitung ſeines Syſtems der katholiſchen Lehr- und Glaubensſätze, ſeiner hierarchiſchen Abſichten, und ſeiner Macht, ingleichen auf die (offenbare oder heimliche) Unterdrückung aller Andersdenkenden, welche er Ketzer ſchimpft, bedacht geweſen iſt und noch iſt; und daß die Jeſuiten *) ſeit ihrer Entſtehung bis auf den heutigen Tag hierin ſich als die treuſten Gehülfen des römiſchen Hofes gezeigt haben: — iſt ſo ausgemacht und erleſen, daß nur der, welcher ſich öffentlich unwiſſend zeigen oder heimlich Abſichten durchſehen will, es läugnen kann. Aber allgemein bekannt genug aus den Quellen ſelbſt, ſcheint es doch immer noch nicht zu ſeyn. Darum will ich den Leſern einige Punkte davon vorlegen, welche die Beſchaffenheit der Sache zeigen können. Ich hatte es nämlich, ſo wie mein Freund Nicolai, für nöthig, dieſe Dinge, die man

ge-

*) „Welche man ſeit einigen Jahren Exjeſuiten nennt", mögte man mit dem launigten Verfaſſer der Vertheidigung der Mönche von einem Kapuziner (Aus dem Franzöſiſchen. Mit Anmerkungen. Berlin, 1783, 8.) ſagen. Man ſ. dieſe Schrift, S. 4.

gendwichtiges bei jedem voraussetzt, die aber doch mancher in der That nicht weiß, von Zeit zu Zeit wieder in Anregung zu bringen, und die fast vergessenen Akten dem Publikum wieder aufzuschlagen; welches letztere ich zum Theil in den Noten thue. Wird der vortreffliche Cyprian (in seiner „Belehrung vom Päpstthum", welchem Buche ich viele Nachweisungen zu danken habe) doch itzt so wenig gelesen; und verdient es doch so sehr, da dies sein Werk eben so angenehm, als gründlich gelehrt ist! — Ich rede übrigens im Folgenden nur vom Papst, in so fern er infallibles Oberhaupt der Kirche ist. Die Lehrsätze, die er festsetzt, sind Glaubensartikel für seine Kirche; und seine diesen Sätzen gemäße Handlungen zeigen die Früchte derselben. Alles von den verschiedensten Bischöfen zu Rom zu den verschiedensten Zeiten auf die Art Geschehene, kann und muß als Ein einziges, unwiderrufenes, ja leider sogar unwiderrufbares, System angesehen werden. Auch ist in allem Ein Geist sichtbar genug. — Daß es viele vortreffliche Menschen unter den Katholiken giebt, deren gutes Herz vor manchem einzelnen Punkt zurükbebt, ist keine Einwendung. Ich selbst kenne und liebe solche Männer unter ihnen, sowohl Geistliche als Weltliche. Aber nicht solche Männer, sondern hartherzige herrschsüchtige Bischöfe und Jesuiten haben jenes System errichtet, dem nun doch alle folgen müssen. Die Frage ist: Lehrte und that dergleichen nicht der

Römi-

päpstischen Hof, der einzige und unfehlbare Richter in Glaubenssachen? sagt und thut er nie nicht noch, wo er kann? nimmt er diese Sätze je wieder aufgehoben? Haben die Jesuiten sie durch ihre Behauptungen zurückgenommen? Die römische Kirche lehrt ausdrücklich: daß ihr System immer unveränderlich dasselbe bleibe und bleiben müsse; wie auch schon aus dem Begriffe der Unfehlbarkeit von selbst folgt. Man bedenke also, was geschehen würde, wenn Papst und Jesuiten wieder (wie sie suchen) allgemein herrschend würden.

Der Papst verbiethet, und will es verhindern: „daß welcher (Laie) sich unterstehe, „ohne schriftliche Erlaubniß des Bischofs die Bibel „in der Uebersetzung selbst von einem Katholi„schen Lehrer zu lesen oder nur zu haben, keine „Vergebung der Sünden erhalten kann, die er „die Bibel seinem Beichtvater ausgeliefert hat. *) Der Papst erfand, um seiner Herrschsucht desto leichter alles zu unterwerfen, die Sätze von der Notwendigkeit eines sichtbaren Oberhauptes der Kirche, von seiner Unfehlbarkeit, von der Ohrenbeichte, vom Ablaß, vom Bann, und von der Schlüsselgewalt über Himmel, Hölle und Fegefeuer **). Der Papst machte es zum ersten Haupt und

*) Concil. Tridenc. am Ende, Regulae X. de libris prohibitis (unter andern in Hardouins Collection. tom. X. p. 208), Reg. 4.

**) u. s. w. u. s. w. Man s. alle katholische Katechismen, auch Kompendien und Systeme von Dogmatiken.

den Grundsatz der Katholischen Kirche, wenn auch nie ein Katholik, als aufgeklärt und duldsam freundlich er auch sonst sei, gezweifelt hat *) noch zweifeln kann, wenn er ein wahrer Katholik sein will: daß die römische Kirche die einzig- und alleinseligmachende ist, und daß Alle, die das Lehrsystem dieser Kirche nicht annehmen, wie wohlthätig, großmüthig und liebenswürdig sie auch sonst sein mögen, ewig verdammt werden: Alle ohne Ausnahme ewig! **) Der Papst macht diesen Ausspruch noch besonders gegen einige schon auf andre Art bekannt, wie er denn unter andern alljährlich am grünen Donnerstage, namentlich über die Lutheraner, das Verdammungsurtheil und den Bann

matiken. Imgleichen Nicolai's Beschr. s. Reise durch Deutschland, im 3—6ten Bande, hin und wieder.

*) Mancher Protestant wird dies von den gutmüthigsten aber ächten Katholiken selbst gehört haben. Man s. auch Büschings Beitr. zur Lebensgeschichte denkwürd. Personen, Th. II. S. 100. wo sogar eine Dame so spricht: „Am 26ten Jan. „sagte die Marquise de Montbrun, welche von ihrer „Krankheit noch nicht völlig wieder hergestellt war, „mit der aber unsere Reisende diesmal ganz allein „redeten, mit vieler Zärtlichkeit zu ihnen: Es „gehet mit unbeschreiblich nahe, daß sie nicht „in den Himmel kommen werden; denn als eine „gute Katholikinn muß ich Ihnen doch die „Seligkeit absprechen." Imgleichen an mehrern Orten dieses Buches.

**) S. die Note **) S. 348.

Anmaſſion, angelegt, bei welchem das Projekt höchſt heimlich geführt *) wird, einzelner eigner Orden (z. B. den heil. Muntius) gegen die Ketzer geſtiftet **) zu geſchweigen. Der Papſt hat die treuloſe und grauſame Ermordung der Hugenotten in der Pariſer Bluthochzeit öffentlich durch Freudenfeſte, Denkmünzen und Prozeſſionen gefeiert ***); hat befohlen, daß die weltliche Obrigkeit die von einem Mönch als Ketzer Angegebenen, ohne eigene Einſicht der Akten, ſofort und

*) Wie der Kardinal Boncompagni in relation. Galliae Romanae forensis ſelbſt ſagt, Discurs. XIV. p. 49.

**) „*Tuendae et augendae catholicae religionis* causa, „et *ad propulſandos* quosvis *haereticorum* et infidelium impetus.“ Anno 1572 *Militarem* Ordinem S. „Mauritii Martyris in Sabaudia inſtituit *Gregorius* XIII.“ heißt es beim Pagi im Breviar. Pontif. Rom. t. VI. S. 725. f.

***) Pagi a. a. O. „*Gregorius* XIII. accepto nuncio, „ſolummodo intuens *in hac haereticorum ſtrage* utilitatem ac Gallis *pro religione catholica* colligendas, „*publicam gratiam Deo* (wie ſchändlich!) retulit. „Statim enim ab aede D. Marci ad S. Ludovici rem„plum *ſollemni ſupplicatione* ſe contulit, et Chri„ſtiani Orbis *gaudium provocavit* ad Gallicae Religio„nem et Regem, ſupremo Numini commendandos; „*animos in pauperes effudit*; praeterea Colonii et ſo„ciorum *laudem* in Vaticano *deſcribi coloribus* juſ„ſit, tanquam *Religionis vindicatae* monumentum „et *de profligata haereſi* trophaeum. Demum *Jubi„laeum* toto Chriſtiano Orbe publicavit, tam ad „ejusdem *felicis* ſuccessus, quam etiam ejus ob Al„bano bene in Belgio geſtas, *gratiarum* actiones.“

und ohne Appellation zu geſtatten, hinrichten laſſe*); hat die Inquiſition für die Hauptſtütze und das wahre Staatsgeheimniß des Papſtthums erklärt **); hat geſittet, daß Kardinäle, römiſche Hoftheologen, und vorzüglich Jeſuiten öffentlich und geradezu behaupteten: daß es gerecht ſei, die Ketzer zu tödten ***), daß es der prieſterlichen Ge-

lin-

*) P. Innocenz VIII. reſkribirte 1486 an die Inquiſitoren zu Breſcia: „Officiales civitatis Brixienſis juſtitiam „miniſtrare et dictas ſententias exſequi, niſi prius „proceſſus per Epiſcopum et Inquiſitionem agitatos „non viderent, *in non parvum orthodoxae fidei „ſcandalum* recuſarunt. At quum crimen haereſis ſit more eccleſiaſticum; tenore praeſentium vobis committimus atque mandamus, ut eisdem „Officialibus ſaecularibus civitatis Brixienſis, *ſub „excommunicationis poena* praecipiatis atque mandetis: ut infra ſex dies, poſtquam legitime fuerint „requiſiti, *ſine aliqua dilatorum proceſſuum per vos „agitatorum viſione, ſententias per vos latas* contra „hujusmodi haereticos *prompte* exſequantur, *appellatione remota.*" Bull. magn. t. I. p. 440.

**) Dies that P. Paul IV. nach Sarpi's Zeugniß, hiſtor. Concilii Trident. (Lipſ. 1699. 4.) l. V. p. 694. „Inquiſitionis, *quam ut praecipuum nexum* et *arcanum* Pontificatus nuncupabat &c." Und p. 714. „Deeſſet, Cardinalibus *Inquiſitionis* officium, *vincum* ad Eccleſiam ſartam tectam conſervandam „*rationem*, prae omnibus commendatum cupiens; „atque ut *de ea* in Italia potiſſimum, dein, *quocunque poſſent*, *ſtabiliendo* cogitatione omni incumberent, obnixe contendens."

***) Alphonſus *a Caſtro* ſchrieb ein eignes Werk: „de *juſta* haereticorum poena." Darin ſagt er l. II. cap. 12. (ſ. Opera, S. 1286.): „Oſtendimus jam *ſatis*

lindigkeit wohl anstehe, sie verbrennen zu lassen *), daß nur die Halsstarrigen (die nicht widerrufen wollen) lebendig verbrannt werden müßten, jedoch nicht aus Grausamkeit, sondern aus Hofnung, ihre Halsstarrigkeit auszukochen **), und was des schaudervollen Greuels der gekünstelten Unmenschlichkeit mehr ist, die nur zu oft auf Befehl oder mit Beifall des Papstes ist ausgeübt worden. Der Papst läßt sich von den Bischöfen in andrer Fürsten Staaten einen wahren-Huldigungseid leisten, worin zugleich geschworen wird: „die“

(ange-

„*satis aperte, jussum esse vt haereticus occidatur; „quo autem genere mortis sit occidendus, parum ad „rem facit. Nam quocunque modo occidatur, semper conducitur ecclesiae.“* Der Jesuit Roswеidus sagt in Syllabus malae fidei Capellianae. S. 202. „Cum morbus (nemlich der Ketzerei) invalesceret, „nec *lenioribus his remediis*“ (die er vorher so angegeben hatte: carcer, deportatio, fortunarum eversio), „malum cederet, *ferro saeviendum* fuit.“

*) „*Mansuetudini sacerdotali* convenit“, sagen die Antwerper Jesuiten, in Acta Sanct. t. I. Augusti 1733, p. 410.

**) Der Jesuit Silvester Petrasankta in Notae in epistolam Molinaei ad Balzacum (Antwerp. 1634. 8.) S. 130. „Quod supplicium (*vivicomburii*) esse „crudelissimum, sucklamavit Molinaeus, damnans „tribunalia *sacra* inquisitionis Romanae atque Hispanicae. Cujus (inquisitionis) ego *vindicias tunc susscepi*, atque asserui &c. — Quodsi *obstinati* fuerint, tunc *vivi exuruntur*; neque hoc sit studio „exercendae saevitiae, sed spe potius *excoquendae „ipsorum pertinaciae*, si quo modo ex magnitudine „poenae saltem addici possint ad *professionem* (mit dem Munde freilich wohl, aber das ist nach jesuitischen Begriffen auch zur gesuchten Glaubenseinigkeit schon genug) „*fidei orthodoxae.*“

(angemaßten) „Regalien des römischen Stuhles „gegen jederman“ (also auch gegen den Landesherrn, der sie einschränken will) „zu verfechten, „alles dagegen vorgenommene baldmöglichst diesem „unserm Herrn (dem Papste) zu offenbaren, und „alle die wider ihn rebelliren, zu verfolgen“ *). Der Papst nimmt Appellationen aus den Ländern aller Fürsten an; von ihm giebt es aber keine Appellation in der Welt: „Wer vom Papst an ein „Konzilium appellirt, ist in den Bann gethan „und ein Majestätsverbrecher“ **). Der Papst verlangt selbst von Fürsten und Kaisern den Eid der

*) Der Eid steht im Pontificale Romanum Clementis VIII. Pont. Max. jussu editum (Antverp. 1627.) S. 59: „Ego — *fidelis et obediens* ero *Domino nostro*, Dno „N. Papae, suisque successoribus. *Consilium*, quod „mihi credituri sunt, *nemini pandam*. *Papatum Ro*„*manum* et *regalia* S. Petri adjutor eis ero ad reti„nendum et defendendum *contra omnem hominem*. „Jura, honores, privilegia et auctoritatem S. R. „Ecclesiae, Domini nostri Papae et successorum „conservare, defendere, *augere*, promovere curabo. „Quae contra Dominum nostrum sinistra vel praeju„dicialia machinentur, si talia *a quibuscunque* tra„ctari vel procurari novero, *quanto citius potero*, „*significabo*. — *Haereticos*, Schismaticos, et *Re*„*belles* eidem Domino nostro, pro posse *persequar*.“ Einige vorsichtige katholische Regenten haben diesen Eid in ihren Ländern abgeschafft.

**) Man sehe P. Pauls II. Bulle darüber. „*Execra*„*bilis* et pristinis temporibus inauditus tempestate „nostra incolevit abusus, ut a Romano Pontifice, „Jesu Christi vicario, nonnulli spiritu rebellionis „imbuti, ad futurum Concilium provocare praesu„mant. Nutritur adversus *primam* Sedem *rebellio*, „et omnis ecclesiastica disciplina et *hierarchicus ordo* „con-

Treue und des Gehorſams *); erklärt Königreiche für Lehne, die dem römiſchen Stuhl anheim gefallen **); verſchenkt Länder von unerneßlichem Um-

„ confundatur." Volentes igitur *hoc peſtiferum virus* „ procul pellere, hujusmodi provocationes *damna-* „ *mus* &c. — Si quis autem contra fecerit, cujus- „ cumque ſtatus, gradus, ordinis, vel conditionis „ fuerit, etiam ſi Imperiali, Regali, vel *Pontifi-* „ *cali*". (alſo ein Papſt thut den andern in den Bann! eine Unfehlbarkeit, die einer andern Unfehlbarkeit widerſpricht!) „ praefulgeat dignitate, „ ipſo facto ſententiam *excommunicationis* incurrat. — Eas „ poenas ac cenſuras incurrant, quas *rei majeſtatis* „ incurrere dignoſcuntur." Bull. magn. t. I. p. 369. Und das war doch der Finge und ſeine Aeneas Sylvius! Nachfolgende Päpſte, z. B. Julius II. Gregor XIII. trieben die Sache noch weiter.

*) Im Corp. Jur. canon. ſehe man, was P. Clemens V. Clement. l. II. im ganzen Titulus 9. de jurejurando ſagt. Hier nur eine Stelle daraus: „ Ne quis *in Romanum aſſumptus Principem*, vel „ in poſterum aſſumendus, an *Juramenta* hujusmodi „ per dictum Henricum (Kaiſer Heinrich VII.) „ Imperatorem praeſtita, et *per ſucceſſores ipſius in* „ *futurum praeſtanda* *) *Fidelitatis* exiſtant, in du- „ bitationem deducere *audeat* vel ſuper his contra- „ rium adſtruere veritati auctoritate Apoſtolica de- „ claramus, *illa juramenta* fidelitatis exiſtere et cen- „ ſeri debere."

**) Nach der Könige Sebaſtian und Heinrichs Tode, meldeten ſich mehrere Kronprätendenten um Portugal, „ ac demum et *Gregorius* XIII. P. ſuas par- „ tes in regni ſucceſſione interponebat: cum *jure be-* „ *neficii*, quo Luſitaniae regnum eccleſiae Romanae „ obſtrictum erat, unde Regis in eo conſtituendi „ jus ſibi competeret; tum etiam *ſpolii jure*, quo „ bona Cardinalium" (der letzte K. Heinrich war vorher Kardinal geweſen) „ ad Sedem ſpectant." Pagi a. a. O. S. 775.

Umfang, deren Existenz er nicht einmal genau weiß *); erklärt Regenten, die Ketzer werden,

ihres

*) Der Schandfleck der Menschheit, P. Alexander VI. (s. B. Monatschr. B. I. S. 467.) hat sich auch durch die Verschenkung der neuen Welt an Spanien lächerlich gemacht. „Nos *motu proprio*, „sagt er, non ad vestram vel alterius pro vobis su„per hoc nobis oblatae petitionis instantiam, sed „*de nostra mera* LIBERALITATE — omnes in„sulas et terras firmas, inventas *et inveniendas*, de„tectas et detegendas versus Occidentem et Meri„diem, fabricando et construendo unam lineam a „Polo Arctico scilicet septemtrione ad Polum Antar„cticum scilicet meridiem," (also von einer Linie, die gerade vom Nordpol zum Südpol gezogen ist, sollen die neuen Länder ost- oder südwärts obliegen! so dumm fehlerhaft spricht der Unfehlbare!) „sive terrae firmae et insulae inventae et inveniendae „sint versus Indiam aut versus *aliam quamcunque* „*partem*, quae linea distet a qualibet insularum, „quae vulgariter nuncupantur, *de los Azores y Cabo* „*verde*, centum leucis versus Occidentem et Meri„diem; ita quod omnes insulae et terrae firmae re„pertae et reperiendae detectae et detegendae a „praefata linea versus Occidentem et Meridiem per „alium regem aut Principem *Christianum*," (also giebt blos das Christenthum, d. h. natürlich das katholische Christenthum, Eigenthumsrecht) „non fuerint actualiter possessae usque ad annum „praesentem 1493; — auctoritate omnipotentis „Dei et vicariatus Jesu Christi, qua fungimur „in terris, *cum omnibus illarum Dominiis, Civi„tatibus, Castris, Locis et Villis, juribusque* „*et jurisdictionibus ac pertinentiis universis*," (ein sehr genaues Inventarium von unentdekten Ländern!) „vobis haeredibusque vestris *in perpetuum* te„nore praesentium *donamus*, vosque et haeredes „illarum dominos — facimus et *deputamus*." „Bullar. magn. t. I. p. 454.

ihres Reichs verlustig, und alle ihre Nachkommen bis ins entfernteste Glied für infam, „ohne „daß ihnen Minorennität, Geschlecht noch Unwis„senheit zu statten kommen soll“ *). Der Papst läßt sich in Landesverräthereien gegen kätzerische Fürsten ein **), und konfiszirt gedrukte Urtheile gegen

*) So lautet es in der Bannformel P. Paul III. gegen König Heinrich VIII. von England: „Henri„cum Regem sub excommunicationis, nec non *re„bellionis* et perditionis regni poenis monemus. — „Henricum R. *privationis regni* poenam *incurrisse* „declaramus. — Henrici R. complicumque, fau„torum, adhaerentium, sequacium et culpabilium „praedictorum *filii*, poenarum participes sint. Om„nes et singulos Henrici Regis et aliorum praedi„ctorum Filios natos *et nascituros* aliosque descen„dentes, usque in eum gradum ad quem jura poe„nas in casibus hujusmodi extendunt (nemine excepto, nullaque minoris aetatis aut sexus vel *igno„rantiae* vel *alterius cujusvis causae* habita ratione) „dignitatibus, dominiis, civitatibus, castris privatos, „et ad illa *ac alia in posterum obtinenda* inhabiles „esse decernimus et inhabilitamus. Decernimus, „quod Henricus rex, et complices et sequaces, nec „non praefati descendentes ex tunc *infames* existant, „ad testimonium non admittantur, testamenta facere „non possint, &c.!“ Welche entsetzliche Hartherzigkeit und wohlgefälliger Kitzel der Grausamkeit zeigt sich nicht zugleich bei diesen Lächerlichkeiten!

**) Das that unter andern P. Gregor. XIII. gegen Königin Elisabeth von England. Man s. die Geschichte von England. Pagi, der allenthalben den Pabst loben muß, sagt a. a. O. S. 767: „Explora„tum est, Gregorium plerumque pro *Anglis ab „Elisabethae Reginae tyrannide liberanda*, milites „et subsidia pecuniaria Regi Catholico obtulisse; et „pontificum Ann. 1577. *Catholicis Anglis et Regina „vexatis*

gegen Königsmörder *). Der Papst erklärt den Westphälischen Frieden für null und nichtig, hebt die Eide aller und selbst der katholischen Fürsten bei diesem Vertrage als ungültig auf, protestirt gegen alle darauf gegründete Rechte und Besitzungen, und behauptet: daß ein solcher Besitz, wenn er auch bis auf undenkliche Zeiten ohne Störung und Widerspruch fortgeführt worden, niemals ein Recht geben könne, weil dieser Friedensschluß selbst und alles, was daraus entspringt, für nicht existirend auf ewig müsse gehalten werden **). Der Papst erklärt dem zufolge die sothanen erworbnen und so heilig garantirten Rechte der protestantischen Kirchen für null, den damals feierlich genehmigten Uebertritt vieler deutscher

„*vexatis auxilium ferre*, eamque, renovata constitutione, *Angliae et Hiberniae regnis privatam declarare*, constituisse."

*) Das gedrukte Dekret des französischen Parlements gegen Johann Chastell, der den trefflichen König Heinrich IV. erworden wollen, und schon verwundet hatte, kam in Rom in den Index der verbotenen Bücher. *Launoi* schrieb darüber 1665: „Superiori anno Romae prodiit certa quaedam nova „*censurarum inquisitionis* collectio, in qua cum horrore legitur *Parisiense Senatus - consultum*, quo „*Joannes Chastellus* parricida nefandissimus damnatur. Quomodo inquisitores, christianarum institutionum rudes, divinam legem funditus evertunt, „et sicariis viam ad interficiendos — horreo scribere, „patefaciunt, atque Ecclesiasticos ab amplectenda Christi „religione deterrent!" S. I. Launoji Opera omnia (Colon. Allobrog. 1731. fol.) t. V. der die Briefe enthält. P. I. p. 280.

**) Die Protestationsworte P. Innocenz X. gegen den Westfälischen Frieden s. Berl. Monatschr. 1785. Januar, S. 46. 47.

Stifter zur protestantischen Religion für null, die damals authorisirte Säkularisirung dieser Stifter und Anheimfallung an deutsche protestantische Fürsten für null; und erhält sich noch immer im Besitz, diese Länder protest. Fürsten (wenn auch nur dem Namen und Titel nach, doch zur Emporhaltung seines vermeintlichen Rechts) zu vergeben *).

So soll Alles, Groß und Klein, mit Gewalt oder mit Gutem, in der hochgepriesenen Einheit des Glaubens **), d. h. in der römischen Kirche, erhalten werden; und was sich davon getrennt hat, muß durch thätige Missionen wieder zu erobern gesucht werden. Dies ist das wirksamste Mittel zur Verbreitung der katholischen Religion, was noch bis auf diesen Tag und bis in unsere Gegenden angewandt wird (auch dem Geiste der röm. Kirche nach, wohl ewig wird und muß angewandt werden), worauf aber dennoch so wenig Menschen achten; und es gäbe zugleich den augenscheinlichsten Beweis von der Verbreitungssucht dieser Kirche, wenn nicht alles dabei so geheim zuginge. Alle Missionen stehen unter dem wichtigen und weitläuftigen Institut des römischen Hofes: der Kongregation de propaganda Fide; welches zuweilen in außerordentlichen Fällen besondere Unterdepartements für gewisse Länder, wie einst eine eigene Kongregation für die Pfalz ***), errichtet. Dies Kollegium der Propaganda ist mit den erfahrensten

*) Man s. die Titel der Bischöfe in partibus infidelium. — Vergl. Nicolai Reise d. Deutschl. Th. I. S. 76. f. Allg. d. Bibliothek, LX. 1. S. 293.

**) Man s. die Eingänge der Bullen in coena Domini, S. 350. die Note.

***) S. Kardinal de Luca am gleich anzuführenden Orte.

ſten und weltklügſten Männern beſetzt. Es hat einen eigenen Pallaſt in Rom, worin junge Leute zu Miſſionarien gebildet werden, worin die zurükkehrenden und Bericht erſtattenden Miſſionarien unterhalten werden, worin die weitläuftige Kanzelei der durch die ganze Welt geführten Korreſpondenz iſt, worin eine eigene Drukkerei iſt, um darin die nöthigen Bücher in der Sprache der Länder zu drukken, welche man bekehren will. Dies iſt der Hauptſiz der Rathſchläge gegen die Vertilgung der Kätzer; dies die Werkſtatt der Machinationen, um den einen oder andern proteſtantiſchen Fürſten oder Prinzen zu gewinnen. Hier werden die kundigſten Miſſionarien ausgewählt und mit guten Inſtrukzionen verſehen; von hieraus erhalten ſie hinlängliches Geld, um verkleidet die wichtigſten Höfe und Länder zu beſuchen; u. ſ. w. *) Von hieraus werden die vielen Seminarien in proteſtantiſchen Ländern errichtet (deren Exiſtenz dieſe nicht einmal wiſſen), um immer neue Miſſionarien anzuziehn, und um heimlich angeſehene Jünglinge dieſer Länder im katholiſchen Glauben zu erziehen. Und kein Theil der römiſchen Klerizei iſt wohl je thätiger und künſtlicher in dieſen Miſſionen geweſen, als die Jeſuiten, die von Dresden bis Sina, von Südamerika bis Schweden, unter allerlei Geſtalten ſich und ihre Lehrſäze annehmlich zu machen

*) Kardinal de Luca relatio Curiae Romanae forenſis, diſc. XXIII. p. 71. „Congregationis munus „eſt, propagationis fidei operarios *dirigere*, ac *trans-* „*mittere* et *diſtribuere* per regiones, ut ex perſona- „rum vel religionum qualitate opportunum re- „putetur, *eisdemque neceſſarios ſumtus ſuppedi-* „*tare*, &c. —".

wußten *). — Alles das sind Thatsachen, die die Geschichte laut bezeugt. Wie weit die Sache noch

*) Eine höchst wichtige Nachricht von diesen Seminarien giebt die Leichenrede, die der Jesuit Stephan Tuccius auf P. Gregor XIII. hielt, welcher Papst das Collegium Germanicum u. a. in Rom gestiftet, und alle solche Anstalten den Jesuiten untergeben hatte. Gregor „vidit, ab aliis armorum motus *ad haereticorum impietatem profligandum* saepe tentatos, plus cladis retulisse quam praedae. Itaque pugnandi rationem *alium* sibi putavit ineundam: parcendum armis, ad *probitatis* et *eruditionis* praesidia confugiendum; non telis et machinis, sed *sapientia* (zu deutsch: List) decernendum, *non externum militem* conscribendum, qui in impiorum castra cataphractus invaderet, sed *e transfugarum* (so heißen ihnen die Ketzer) *parentum domibus ac complexu abstrahendos adolescentes*, qui, *credendi* vivendique *optimis legibus instituti*, *cum suis ipsi postea civibus*, *gentilibus*, *necessariis*, *pedem*, non vulnerando, sed bene vivendo *disputandoque*, *conferrent*; ut quos neque centurio neque turma valeret, sapiens ac pius Sacerdos debellaret, et quo gladius non posset, penetraret oratio. O admirabilem viri sapientiam! O inventum salutare! Frenat licet Lutherus, insaniat Calvinus, debacchetur Zvinglius, ferrumnem centurias (*nemi. Magdeburgenses*), aliud cudant Evangelium, novos invehant Christos. Unus vos lacerat, o nocturni praedones, unus vos cruentat Gregorius, et *excinctis* per Germaniam, Galliam, Sarmatiam, Pannoniam, *juvenum Seminariis*, tanquam aggeribus fidei, vias *vestris* satellitiis intercludit, *vestris vos liberis*, *vestris vos alumnis oppugnat*. Neque vero unum ille vel alterum vobis oppofuit propugnaculum, sed suum singulis paene gentibus extruxit: *Prussiis* et Suecis *Bruns-*

noch itzt mit dieſen heimlichen Miſſionen geht, ſieht man aus manchen neuern Büchern (vorzüglich Nicolais Reiſe durch Deutſchland), und den meiſten itzigen Zeitſchriften, als: der Litteratur- und Völkerkunde, der Allg. D. Bibliothek, dem Journal von und für Deutſchland, der Bibliothek für Denker, dem Kirchenboten, der B. Monatsſchrift, und ſelbſt aus politiſchen Zeitungen. Es ſollte ſcheinen, als wenn die Bekanntmacher ſolcher Nachrichten Dank verdienten. Den erwartete auch wohl der Einſender des Aufſatzes Nr. 7. im Januar; und den kann ich ihm auch hier öffentlich aus vielen uns darüber zugekommenen Briefen von Männern, die den Gang der Geſchäfte und der Staatsſachen und den itzigen Weltlauf kennen, zurufen. Herr T—y indeſſen ſchimpft auf ihn, und — erklärt die Sache für unmöglich. Die Leſer mögen entſcheiden!

I. Er hält es für unglaublich, daß (S. 61) „proteſtantiſchen großen Herren Neigung zum „Ka-

„*Brunsbergenſe* (man ſ. A. d. B. LX. 1. S. 289.), „Vilnenſe Lituanis, Bohemis Pragenſe, Moravis „Olomucenſe, Auſtriacis Viennenſe, Graecenſe Stiri„acis, *Dilinganum Germaniae.*" (zu Dillingen, der Reſidenz des Biſchofs von Augsburg, und einer katholiſchen Univerſität, iſt alſo ein ſolches Seminar für uns alle angelegt!) „Fuldenſe Saxonibus, „Muſſipontanum Scotis et Hibernis, Helvetiis Me„diolanenſe, Britannis Remenſe, Claudiopolitanum „Tranſylvanis. Sed quid ego tam longinqua com„memoro? Quot in Urbe videtis contubernalium „juvenum Collegia, tanquam Religionis arces!" Pagi hielt dieſe Stelle auch für die Katholiken ſo wichtig, daß er ſie zweimal eingerükt hat beim J. 1573. (t. VI. p. 736.) und bei 1584. p. 150.

„Katholicismus beigebracht werde.“ Seinen Eifer dies zu läugnen, ehre ich, weil ich daraus zu erkennen glaube, wie schändlich er dies Unternehmen, und wie schädlich er desselben Gelingen (schädlich für die großen Herren selbst, und für ihre Länder) hält. Aber, wenn er wirklich glaubt, die Sache verneinen zu müssen; so frage ich: 1) Ist denn dies Bemühen nicht völlig dem Geist der römischen Kirche gemäß? Man s. oben. — Ich frage 2) Ist dies Bemühen nicht von jeher getrieben worden, und nur zu sehr geglükt? Man sehe die Geschichte Frankreichs, wo Mord und Aufruhr helfen mußten, die Liebe zur protestantischen Religion bei den Regenten zu vertilgen; Engellands, wo die Anhänglichkeit an den kathol. Glauben die Ansprüche auf den Thron kostete; Schwedens, wo K. Johann II. Anfangs nur die Katholiken begünstigt, darauf Jesuiten und päpstliche Gesandten am Hof nimmt, endlich förmlich, obgleich heimlich, den Landesgesetzen zuwider, zur katholischen Kirche übertritt, und seinen Prinzen Siegmund darin erziehen läßt, wo dieser nachherige König Siegmund, seiner den Ständen gegebnen Versicherung zuwider, die katholische Religion einzuführen sucht, und darüber abgesetzt wird, wo Christina zur römischen Kirche übergehn vermocht wird; Rußlands, wo der falsche Demetrius die katholische Religion einführen will, aber dafür erschlagen wird; u. s. w. Vorzüglich aber sehe man die Geschichte Deutschlands, und bedenke, wie listig viele Fürsten, bei ganz protestantischen Ländern, bei ganz entgegengesetztem Interesse, dennoch vermocht wurden, zur katholischen Kirche zu treten. Zum Uebergang zu derselben wurden bekanntlich vermocht: Kursachsen, Kurpfalz, Pfalz-

Pfalz-Zweibrük, Baden-Baden, Heſſen-Kaſſel, Heſſen-Rheinfels, Prinzen aus dem Hauſe Heſſen-Darmſtadt (z. B. 1626), Würtemberg-Stürtgard, Prinzen vom Hauſe Holſtein, und viele andere. Es wäre der Arbeit eines deutſchen Geſchichtforſchers werth, und müßte von Nutzen ſein, aus den gleichzeitigen Schriftſtellern und aus archivaliſchen Nachrichten die Kunſtgriffe bekannt zu machen, deren man ſich bei manchen unſerer Fürſten hiertzu bedient hat. Daß vorzüglich Jeſuiten dabei thätig waren, will ich, aus dem Munde katholiſcher Erzähler, nur durch zwei Beiſpiele von Kurſachſen zeigen. Schon am Hofe des Kurfürſten Johann Georg II. (reg. von 1656—1680) hielt ſich heimlich ein zu dieſem Endzweck vom Papſt abgeſandter Jeſuit auf, der nach Rom berichten konnte: es ſei gelungen, dem Kurfürſten eine Neigung zur katholiſchen Religion beizubringen *). Die erſte Vorbereitung zur Bekehrung des Königs von Polen, Friedrich Auguſt, geſchah in ſeiner Jugend durch einen dem Prinzen völlig unbekannten und verkleideten Jeſuiten, Namens Pater Kopper, der im Gefolge des Prinzen war, deſſen Reiſeſekretär abgab, und ſich Wedderneu nannte. Der Hofmeiſter des Prinzen (vielleicht gar ein Geiſtlicher) war ſchon heimlich katholiſch, und wußte allein

*) **Urbanus Cerrus** ſchrieb an P. Innocenz XI. in dem gegenwärtigen Zuſtand der römiſchen Kirche S. 37: „Et pour donner une preuve *remarquable* de ce que je viens de dire, je ferai ſouvenir Votre Sainteté de l'avis qu' Elle a reçu depuis peu d'un *Jeſuite Allemand*, qui a été longtems en *Saxe*, & particulierement à *Dresde*. Ce Jeſuite écrit, que l'*Electeur a un grand penchant pour la religion catholique.*"

allein um dieſen Jeſuiten, der jenem täglich die Meſſe las, wobei die geheimnißvollen Zuſammenkünfte für Sekretariatsgeſchäfte ausgegeben wurden. Die ſorgſame Frau Mutter des Prinzen erfuhr endlich etwas davon *), ſchrieb ihrem Sohne: er habe einen verkleideten Jeſuiten bei ſich, vor dem er ſich hüten möge; aber der Prinz war nicht im Stande, dieſen zu entdekken. Auf der Reiſe in Italien ward dann jede ſich wie ungeſucht anbietende Gelegenheit von Wundern und Legenden genutzt, u. ſ. w. **) — Nun frage ich 3) Warum iſt es

*) Alſo derſelbe Fall, welcher bei dem itzt regierenden Herzog von Würtenberg-Oels ſich zutrug. Im militariſchen Kalender (Berlin 1754. 12.) heißt es in der Lebensbeſchreibung dieſes Herrn, wozu er ſelbſt die Nachrichten mittheilen ließ: „Er ward um das Jahr 1734. als Prinz, unter einem andern Vorwande nach Wien geſandt; die eigentliche Abſicht aber war, ihn dort zum Uebergange zur katholiſchen Religion zu bereden, zu welcher nicht nur Herzog Karl Alexander (von Würtemberg-Stuttgard) d. 26 Okt. 1712. ſondern auch unſers Prinzen (damals ſchon verſtorbener) Vater bei ſeinem Aufenthalt in Rom den 26 Januar 1703 getreten war. Seine Frau Mutter Charlotte Philippine bekam von dieſen Abſichten Nachricht; ſie fertigte eine Staffette an ihn ab, die ihn unter dem Vorgeben, daß ſie in den letzten Zügen liege, und ihn noch einmal zu ſprechen verlange, nach Hauſe berief. Er eilte auch ſogleich von Wien dahin ab, und fand alles geſund."

**) Dieſe Erzählung aus dem Munde eines Jeſuiten, P. de Antonis zu Lion im J 1741, habe ich aus H. Büſchings Beiträgen zur Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen, Th. II. S. 231. genommen. Es iſt bekannt, welche höchſt intereſſante

es denn so unmöglich, daß der römische Hof itzt thut, was er sonst that, und einige deutsche Prinzen itzt thun, was einige derselben sonst thaten?

II. Herr T—y erklärt gleichfalls für unmöglich, ja für thöricht und verkehrt: „daß (S. 61, 62) es „protestantische Prediger gebe, welche heimliche „Katholiken, den Jesuiten affiliirt, oder selbst „Jesuiten wären.“ — Daß indessen die Missionarien sich in allerlei Gestalten verkleiden, ist bekannt (s. auch oben); warum nicht auch in das Gewand eines evangelischen Predigers? Daß protestantische Jünglinge in die Seminarien (s. oben) gelokt und katholisch erzogen werden, und dann wieder als Protestanten in die Welt treten, und Geschäfte in ihrem Vaterlande übernehmen, ist bekannt; warum nicht auch das Geschäft eines evangelischen Predigers? Daß Missionarien Jünglinge aus Dännemark und Norwegen an sich zogen, und viele unter ihnen, die sich der Theologie widmeten, in der lutherischen Dogmatik so weit unterwiesen, daß sie in den Examinibus bestehen und als rechtgläubige Lutheraner zu Predigern ordinirt wurden, so daß man endlich verschiedne katholische Priester unter den lutherischen Predigern in Dännemark ent-

sante Nachrichten H. Büsching in seinen Sammlungen, Magazinen u. s. w. zu liefern pflegt. Vorzüglich verdient er auch vielen Dank für die genaue Kenntniß vom häuslichen und sittlichen Zustande Frankreichs und eines Theils von Italien, die er durch diesen zweiten Theil der genannten Beiträge den Lesern verschaft. Wer von dem Bekehrungseifer fast aller Stände unter den Katholiken Beispiele haben will, findet sie daselbst sehr häufig, z. B. an der schon oben angeführten Stelle, S. 100 ingl. S. 202, und an andern Orten mehr.

entdekte, welche in den Predigten und im Beichtstuhle ihrer Gemeine nach und nach katholische Grundsätze beibrachten: wissen wir aus den darüber ergangenen königlichen Verordnungen *). Warum kann, was in Dännemark geschah, nicht auch im übrigen Norden und in Deutschland geschehen? — Ich weiß nicht, wie Hr. T—y darauf kömmt, bei dieser Gelegenheit den D. Bahrdt zu nennen. Ist denn der etwa lange Zeit im katholischen Auslande, in Frankreich und Italien, gewesen, und hat dort sogar Aemter bekleidet? Redet denn der etwa in übertriebnen und verdächtigen Ausdrükken von dem Ansehn und der Kraft des Priesterthums? Nicht, als wollte ich alle, die das letzte thun, für heimliche Katholiken erklären; nur, weil sie gleich ungereimt, gleich herrschsüchtig erscheinen, so fällt eine Verwandtschaft derselben an Geist und Denkungsart, wenn auch gleich keine Verabredung, in die Augen. Die Note wird zwei solcher Gleichgesinnten gegen einander abhören **).

Kurz

*) Pontoppidans Annales Ecclesiae Danicae, Th. III. S. 554, 611, 727, und Th. IV. S. 56.

**) Ein Exjesuit zu Lucern, Weissenbach, sagt in einem wider die Bemühungen einiger vernünftigen Katholiken äußerst heftig geschriebenem Buche, des Titels: Vorboten des neuen Heidenthums (1779) Th. II. S. 310: „Verzeiht uns, ihr Fürsten, Könige, und Kaiser dieser Welt! Wir verehren zwar „in euch die Gewalt der Gesetzgeber und Gebieter „über Land und Leute; allein unserm Priesterthum „können wir euch nie gleich schätzen, weil die „Macht desselben sich über alles Zeitliche, über „die ganze Natur bis in das künftige Leben erstrekt, „nicht nur über euch, sondern auch — u. s. w." Ein Protestant (mein sagt, H. Häfeli, s. Jan. S. 64.

Kurz berühren will ich doch bey dieser Gelegenheit (aus den Akten) den Fall, daß im J. 1774 aus

Oder-

S. 64. die Note.) sagt in einem wider die Bemühungen vieler vernünftiger Philosophen und Theologen äußerst heftig geschriebenem Buche, des Titels, Ueber Schwärmerei, Toleranz und Preßfreyheitwesen, von Joseph Sedeon Kr. (angeblich Upsal, und sonderbar! *Auspiciis Superiorum*, 1776, 8.) S. 181. u. f. „Sie haben doch offenbar „den größten Einfluß in die Geschäfte der Welt: „der Regent, Galgen und Rads und Pensionen „wegen; der Prediger durch Wort und Liebe und „Kraft Gottes. Wären nun die Menschen ein „Herr Brüder, so würden Bruder Regent und „Bruder Prediger (nicht Herr Regent und Sklav „Prediger) zusammentreten, und kräftig und einmüthig einander unterstützen. Du mein lieber „Bruder Prediger würde der Regent sagen, da „geb ich dir Vollmacht, und dort wollen wir uns „noch besser mit einander berathen; du hast mehr „Kraft, ich mehr Gewalt, wir wollen einander „haben, was der andere nicht hat. Willst du eine „Milch mit mir essen, morgen komm ich mit meinem Minister zu dir; mein Sohn liebt deine „Tochter, gibst du sie ihm, wenn er ihrer werth „wäre? O du mein lieber Bruder, würde der Prediger sagen, mein Herz ist dein, und deine Seele „mein; wie ich von dir nehme was ich bedarf, „nimm du von mir was du bedarfst. Und die „Brüder umarmten sich. Mein Herz hüpft auf „in Freuden, daß der Traum, so sehr er engen „Seelen und dumpfen Köpfen Traum sein wird, „wer weiß, wie nahe bey der Wirklichkeit ist. „Getrost, meine Brüder, der Herr ist nahe; mit „dem Blühen dessen wird vieles blühen; man „wird im Predigerstand den ersten, edelsten, höchsten, von Gott hingesetzten Stand erkennen.

Oderberg hieher berufen ward: der vor einem Vierteljahr durch vom Magistrat angestellte Schulrektor, ein sonst nicht ungeschickter Mann und der dem Magistrat und der Bürgerschaft wohlgefalle, zeige sich als einen Katholiken; behauptete die Transsubstantiation, die der Monstranz gebührende Anbetung, eine Allwissenheit des Papsts, die Nützlichkeit des

„Unser Ansehn und Würde wird steigen. Man wird „in uns nicht mehr blos den rechtschafnen Mann „schätzen, sondern den Repräsentanten Jesu „Christi, den Angewehten vom Geist Gottes, „mit ganzer Hingebung der Seele ehren und lie„ben. — Der Lehrer soll selbstständiges Ansehn „haben, und es nicht vom Fürsten betteln müssen. „So lang an beiden Plätzen edle Menschen wären, „hätte niemand etwas zu besorgen. Der Lehrer „würde bei allem Gefühl seiner selbst, das die „Bösen, knirschend vor Rache, unerträglichen „Stolz heißen würden, in milder Bescheidenheit „vor dem Regenten einhergehen; wie der Re„gent gewiß auch, wenns wahr wäre, des Leh„rers Uebergewicht von Kraft gesehen würde. — „Man liest in den Zeitungen, daß selbst die Herren „Kardinäle und Bischöfe ihres Rangs wegen nicht „selten in Nöthen sein. Sich um des Rangs willen „mit dem Herrenvolk herumzubalgen, gefiele „mir am Lehrer der Religion nicht. Doch gefiele „mir noch weniger, wenn er sich wegwerfen ließe, „litte was er nicht sollte, duldete was er nicht „dürfte. Eine neu aufgekommene Moral ists, die „die Hände in den Schooß legt, und ruhig dem „Plündern zusieht, und alles aus Friedliebe tole„rirt. Aus dieser Kothhöhle schöpfet nicht, meine „Brüder! Wer kein Schwert hat, verkaufe sein „Kleid, und kaufe sich ein Schwert, zu streiten „gegen die Söhne der Finsternis, daß des Lichts „immer mehr werde, und Belial in seinen verbor„genen Höhlen erzittre!“

der Verdienstes Diesseits für die Laien u. s. w. und lehrt uns die Kinder. Der Mensch hieß Chr. Wilh. Phil. Gadworth, zu Neustadt an der Aisch geboren, 33 Jahre alt, und wie durch allerley Abenteuer zu einer Brandenburgischen Pfarre gekommen, und Rektor zu Oderberg geworden, wo er zuweilen auch predigte. Auf jene Anzeige ward er nach Berlin beschieden, wo er sich zwar für einen Lutheraner ausgab, dabei aber doch selbst sagte und schrieb: „er „halte die katholische Religion für wahr, und nach „den Glaubenslehren der Kirche für besser, vorzüglich „halte er die Anrufung Mariä für höchst nützlich.“ Er ward bald überzeugt, daß er bei dieser Denkungsart nicht in einer lutherischen Schule oder gar von einer Kanzel lehren könne; und ward hierauf mit einem Almosen entlassen.

III. Herr T—y erklärt die Geschichte mit dem Breslauer Juden (S. 61. Note), der seit sechs Jahren schon katholisch war, und sich nach einer päpstlichen Dispensation noch immer als Jude betragen durfte, für eine „offenbare derbe Lügende“, und versichert, daß er genau die Sache wisse. Auch ich weiß genau die Erzählung mehrerer, und zwar, daß Hr. T—y sie weiß. Weiß er es denn auch, daß dieser Jude hierauf nach einer katholischen großen Hauptstadt in Deutschland ging, und daselbst lange als ein Katholik lebte, und itzt in einer von diesen Hauptstädt abhangigen katholischen Provinz in einer öffentlichen Bedienung steht? Wie kann Hr. T—y ohne weitern Beweis so geradezu behaupten, es sei nur Betrug und Erdichtung bei der Sache? Der Jude zeigte das Dokument doch vor (S. 61. Note). Wodurch ward es erdichtet befunden? Durch diplomatische Untersuchung? Hr. T—y sagt uns doch, wer die unsichtbare Feder

wenn die Sache untersucht und der Jude als Lügner und Falsarius befunden war; wie kam es, daß er nicht bestraft ward? War er denn gar nicht getauft, nicht katholisch getauft gewesen? War alles erlogen, auch der Taufschein? Wie konnte er denn gleich darauf in einem katholischen Lande als ein Katholik wohnen und leben, ohne es zu sein? Solche Art Spaß verträgt bekanntlich die römische Klerisei nicht so leicht als die protestantische. Oder ließ er sich hierauf erst taufen? Davon schweigt die Geschichte; hat Hr. T — y darüber Nachrichten? War er aber wirklich schon katholisch getauft gewesen, wie konnte er ohne Dispensation gegen die Gesetze der Kirche leben, zu der er so feierlich übergetreten war? Oder hatte er endlich die Dispensation selbst geschmiedet; wie ging ihm denn dieser Betrug, als er entdeckt ward — denn woher wüßte Hr. T — y ihn sonst? — in katholischen Ländern so ungestraft hin: gleich damals in Polen, und nachher zu — — —? Das bloße Läugnen wirft die Geschichte noch nicht übern Haufen. Und was ist denn am Ende so unwahrscheinliches daran? Erlaubt der Papst, daß man als Protestant, ja als protestantischer Prediger lebe, und dabei heimlich katholisch sei (s. Nr. II.); warum nicht auch, daß man als Jude lebe? Die eine Maske ist nicht schlechter als die andere; denn verdammt sind die Protestanten auch, oder sind etwa die Juden noch verdammter als verdammt? — Welche Dispensationen aber am römischen Hofe für Geld feil sind, ist ja bekannt.

Eine ganz neue Geschichte, als ein Beispiel von der sonderbaren Bekehrungslust und dem dabei gebrauchten sonderbaren Argumentiren mancher katholischen Geistlichen, will ich hierbei (aus den Akten) erzählen, da der Fall gerade auch eine

Per-

Person von der jüdischen Nation betrift. In Westpreußen, im Flekken Gruddek des Amtes Schwetz, lebt ein Schutzjude, Namens Markus Jakob. Dessen Tochter, Eva, erst 13 Jahr alt, ward beschwatzt, das väterliche Haus und den väterlichen Glauben zu verlassen. Sie nahm ihrem Vater 33 Dukaten und einige Kostbarkeiten mit, und ging nach Schwetz zum katholischen Geistlichen. Auf des Vaters Klage ward die Sache vom dortigen Justizamtmann untersucht, dem nun das Mädchen, die sich unterdeß anders besonnen hatte, erklärte: „sie wolle wieder „zu ihrem Vater zurükkehren, und nach wie vor „eine Jüdin bleiben"; worauf denn Befehl ergieng, das Mädchen wieder zum Vater zu bringen. Allein nun trat der Geistliche auf, zeigte an, daß er sie bereits getauft habe (der Vater beschuldigte ihn, dies erst nach des Mädchens Erklärung und nach dem Befehl ihrer Zurükbringung gethan zu haben), und behauptete so steif und fest: „nach den „Begriffen der römischen Kirche gebe die katholi„sche Taufe einen nicht aufzuhebenden Stand „(charakterem indelebilem); sie sei also auf immer „mit der Kirche verbunden, und keine Jüdin mehr, „sondern eine katholische Christin", — daß selbst die protestantische Landesregierung, aus den edelsten Begriffen einer wahren Toleranz, es für eine Gewissenssache ansah, und darum erst in Berlin anfragte. Dies geschah d. 18. Februar 1785. Vom hieraus ward entschieden: daß jener katholische Grundsatz keine Obrigkeit berechtigen könne, eine Person, welche den Charakter nach ihrem Gewissen nicht erkenne noch erkennen wolle, doch darnach zu verpflichten. — Freilich giebt das Sakrament der Taufe, wie die Sakramente der Firmelung und der Priesterweihe, nach der katholischen Lehre, einen

unverträglichen Charakters, wie sie denn, dem zufolge auch alle drei nie an einer Person dürfen wiederholt werden; aber mit keinem Grunde kann daraus das gefolgert werden, was der westphälische Geistliche daraus folgern wollte. Sonst würde ja kein katholischer Christ zu einer andern Partei übertreten können, wie auch immer seine Ueberzeugung und Einsichten sich ändern mögten. Ja die bloße Taufe würde alsdann, ohne eine völlige verständige Anerkennung der dadurch bezeichneten Mitgliedschaft einer gewissen Kirche, dennoch schon den Menschen zum Mitgliede der Kirche machen. So käme es, um Proselyten zu machen, ja nur darauf an, jemanden die Taufe unvermerkt beizubringen, wie unredliche Werber es mit dem Handgelde machen sollen. Die katholische Taufe an Schlafenden, Ohnmächtigen, u. d. gl. Personen verrichtet, würde diese hernach, trotz ihres Protestirens, auf immer an die Kirche binden. Leuten, Absurditäten, die kein vernünftiger Katholik einräumen wird, und die wohl auch nicht geradezu aus jenem Lehrsatze folgen; die aber mancher Missionar sich nicht geschämt hat und noch itzt sich nicht schämt zu behaupten, um nur recht viele in den Schooß der Kirche zu bringen. Es war immer ein charakteristischer Zug der Missionaren, vorzüglich der Jesuiten, nur auf das äußere Bekennen, nicht auf die Gesinnungen des Herzens, bei ihren eroberten Proselyten zu sehn.

IV. Herr T—y will (S. 330) errathen haben, „daß die ganze Absicht jenes Verfassers dahin gehe, „einen Orden zu beschimpfen und verdächtig „zu machen" — einen Orden, den er dort und S. 332 so beschreibt, daß wohl wenig Leser anders als — denn wozu die Ziererei? — als auf den Freimaurerorden rathen werden. Wenn man jenen

Aufsatz

Aufsatz im Januer ansieht, so muß man über diesen Einfall erstaunen. Dort wird nur von einer geheimen Gesellschaft, und zwar einer solchen geredet, die sehr mystisch und gar fanatisch, sehr verdächtig, und sehr jedem eindringenden Mißbrauche offen stehend ist. Wer wird hieran, wahre Freimaurerei erkennen wollen? Der Verf. erzählt: wie die Proselytenmacher alles zu ihrem Zwekke zu nützen suchen, selbst eine geheime Gesellschaft. Herr T—y kehrts um, als hieße es: der geheimen Gesellschaften Zwek sei das Proselytenmachen; und will das widerlegen. Warum die Vertheidigung über etwas, worüber keine Beschuldigung da war?— Und warum die Einmischung eines Ordens, an den nicht gedacht ist, überhaupt? Indeß, da Hr. T—y hier so dringend ist, hier durchaus diesen Orden ins Spiel ziehen will; so muß ich ihm schon antworten. Und so sage ich ihm denn: daß es unartig ist, Absichten errathen zu wollen; daß es noch unartiger ist, eine ganze große Gesellschaft gegen einen Mann, der mit Hrn. T—y nicht einerlei Meinung ist, aufwiegeln zu wollen; daß es aber noch dreifach und siebenfach unartiger ist, diese Gesellschaft in den Verdacht bringen zu wollen, als würden in ihr solche Alfanzereien getrieben, wie dort beschrieben sind. Die wahre Freimaurerei achtet nicht auf den Unterschied in den christlichen Religionsmeinungen, und sucht also nicht die eine zu erheben und die andre zu unterdrükken; sie hat sich oft durch Eifer und thätige Hülfe öffentlich zum Wohl der Menschheit bereit gezeigt, und ist also nicht im Stande, der Menschheit schönstes Vorrecht, die Vernunft und die Freiheit im Denken zu untergraben; sie verpflichtet sich selbst zur Ruhe im Staat und zur Beobachtung der Landesgesetze, und wird also nicht

tumultuarische Umkehrung der einmal eingeführten Ordnung begünstigen; sie will edle große Wahrheiten lehren, und also keine Verkätzerung und Proselytenjägerei; sie will zu reinen und würdigen Gesinnungen erheben, und muß also fern von Intoleranz sein. Diese Begriffe kann sich jeder leicht, theils aus den Schriften, die zuweilen zur Vertheidigung des Ordens erschienen sind, theils aus dem allgemeinen Ruf, theils aus dem öffentlichen Leben mehrerer seiner Mitglieder, abstrahirt haben. Und dieses ist, wie ich glaube, für diejenigen, welche mich nicht genauer kennen, doch genug gesagt, um meine Achtung gegen den genannten Orden außer Streit zu setzen. Ich wiederhole es also: die Freimaurerei ist sicherlich, nach meiner und gewiß nach jedes Unparteiischen Ueberzeugung, hier nicht gemeint gewesen, und hat nicht gemeint sein können, und wird überhaupt nie in der Monatsschrift mit Tadel gemeinet werden *). Aber

*) Aus Achtung für diesen Orden haben wir daher auch niemals von den uns zum Einrükken zugesandten Aufsätzen öffentlichen Gebrauch gemacht, welche zum Theil von mißvergnügten Gliedern desselben herzurühren schienen und mancherlei Beschwerden enthielten. Wir glaubten nemlich, daß nicht dies, sondern eine persönliche bescheidene Vorstellung bei den Vorstehern des Ordens, der rechte Weg sei, um den Klagen und den etwanigen Mißbräuchen abzuhelfen. — Darum wird auch der mir aus Frankfurt am Main zugesandte und vor ein paar Tagen bei mir eingelaufne Aufsatz über die Freimaurerei keinen Platz in der Monatsschr. finden können, obgleich er manche schöne und tüchtige Wahrheiten und manche feine Bemerkungen enthält. Ich führe diesen letzten Aufsatz hier darum namentlich an, weil der ungenannte Verfasser ausdrüklich bittet, wenn wir ihn nicht aufnehmen wollten, dies im nächsten Monatsstük zu sagen.

Aber es giebt noch andere geheime Gesellschaften, oder, wie ich sie in manchen ihrer eignen Schriften genannt finde, Innere Orden; und wenn Hr. T—y darüber mein Bekenntniß hören will, so sage ich ihm unverhohlen, daß sie mir nicht alle unverdächtig vorkommen. Ich weiß, daß auch höchst rechtschaffne und brave Männer in solchen Verbindungen sind, aber desto mehr sollte es mich kränken, wenn diese mißgeleitet würden. Die meisten dieser Gesellschaft beschäftigen sich, so viel man davon hört und liest, mit seltsamen Dingen, auf eine seltsame Art, in einer seltsamen ihnen oft selbst nicht ganz deutlichen Verbindung mit Andern. Ich glaube, daß ganz unsägliche Mißbräuche sich eingeschlichen haben; und ich will hierüber nur etwas anführen, das ich seit mehrern Jahren aus Gesprächen mit allerlei Menschen, die Deutschland und Frankreich wohl kannten, geschöpft habe: weil ich glaube, daß es einer freimüthigen Bekanntmachung und einer sorgfältigen Beherzigung wohl werth ist. Uebrigens will ich nicht, was viele oder die meisten solcher Gesellschaften treffen mag, auf alle ausdehnen.

Seit der Aufhebung des Jesuitenordens sind in Europa die vielen geheimen Verbindungen zu gewissen mystischen Arbeiten recht wieder in Gang gekommen, und dauren, wie jeder weiß, noch itzt in vollem Gange fort. Die Jesuiten sind seit jener Aufhebung natürlich viel zerstreuter, und viel emsiger sich Stützen und Verbindungen zu schaffen; und so trift man seitdem auch allenthalben unbekannte Menschen, die, sobald sie bei Jemand besondere Neigung zu innigen vertrauten Verbindungen bemerken, aus ihrem Dunkel hervortreten und sich anbieten. Wohin die Grille führt, ist ihnen einerlei:

ſich können mit allem diesem. Will man Alchymie, Magie, Gnoſie, Religionsverbindung, Erneuerung ehemaliger Einrichtungen, immer findet man freiwillige Gefährten, die verſichern, ſchon lange den Weg geſucht zu haben, und andere zu kennen, die ihn ſchon lange gewandelt haben. So kömmt man unvermuthet in eine groſſe Geſellſchaft, von der man vorher nichts wußte, und nach deren Leitung man nun blind arbeitet. Vorzüglich pflegt auch das pöbelhafte Geſchrei über neue Erſcheinungen oder neue Entdekkungen, oder Einführung neuer Syſteme in dieſen Innern Orden jedesmal alsdann recht laut zu werden, wenn der aufgehobne Jeſuitenorden einen günſtigen oder ungünſtigen Stoß oder irgend eine Art von Revolution erfährt. — Die Miſſionare üben oft auch den Kunſtgriff, um groſſe Herren zum Katholicismus zu lokken: daß ſie ihnen die vielen Ceremonien der röm. Kirche als Emblème und Symbole vorſtellen, wovon nur der gemeine Mann das Aeuſſere kenne, ſie aber die innere geheime Deutung erfahren ſollten; ſo daß ihre Neubegierde wie zu Myſterien angeſpannt, und ihr Uebergang zu einer Art von Initiation wird; ſo daß hier nicht ſowohl der Katholicismus ſich in geheime Geſellſchaften einſchleicht, als vielmehr die ganze katholiſche Religion ſelbſt zu einem Innern Orden gemacht wird. — Die Jeſuiten behaupten bekanntlich: ihre Aufhebung ſei den Kanonen nach null, weil ſie nicht auf geſetzmäßige Art, durch den Beſchluß einer allgemeinen Kirchenverſammlung, geſchehen ſei; und gründen darauf die Hofnung, die Aufhebungsakte einſt wieder vernichtet zu ſehn. Um das Jahr 1777 wagten ſie ſogar in Frankreich hievüber einen Verſuch zu machen, fanden aber im Parlamente mehr Widerſtand, als ſie

nuthet hatten. Jetzt triumphiren sie, daß ihre Existenz in einem Lande gesichert ist, wo die Aufhebungsakte nie promulgirt worden, und wo also ihre Gesellschaft, welche der Papst itzt communizirt, nie sei aufgehoben worden, in Rußland *). Zugleich erschienen

*) Man s. Gökings Journal, 1784, St. XII S. 401. Vorzüglich aber des, wie man sagt, den Jesuiten sehr günstigen H. von Murrs Journal, Th. XIII. S. 267. Daselbst ist ein eigner Abschnitt unter dem Titel: Von dem Zustand der Jesuiten in Weißrußland, welcher lauter von dortigen Jesuiten geschriebene Originalbriefe enthält. Sie nennen sich hier S. 270: „von Ganganellis Blitz ungetroffen; denn Katharina II. verbot in ihren Landen des Papsts Klemens XIV. Aufhebungsbreve gegen sie zu publiziren; und so behielten sie Namen, Kleid, und Einrichtung. Ein Jesuit ist itzt Erzbischof zu Mohilow, ein Jesuit ist sein Koadjutor und Weihbischof. S. 276, 283: Als der letzte nach Rom reiste, erhielt er vom Papste Pius VI. sowohl über den Orden selbst, als über alles von den dortigen Jesuiten geschehene, das Billigungswort: Adprobo, adprobo, adprobo; doch nicht schriftlich, weil der Papst sich vor den Bourbonischen Höfen scheute. (Aber einige Italiäner, die hier Neider heißen, läugnen die Billigung des Papstes, S. 295). S. 278: Es sollen jesuitische Missionen nach der Krimm und Kuban angelegt werden, wozu schon einige die tatarische Sprache lernen. Freilich sein ihrer noch wenige; aber Ignaz fing noch mit viel wenigern an; und es treten täglich mehr zu ihrem Orden, auch kommen Jesuiten aus Italien und Deutschland hin. Fürst Potemkin läßt ihnen auf seinen Gütern ein Professhaus bauen. Sie hoffen, die katholische Religion sehr in Rußland auszubreiten, da mehr katholische Bisthümer daselbst sollen angelegt werden, und in allen angesehenen Städten Jesuiten sein sollen. Kurz, sie sagen gerade heraus:

ſie, während der ganzen Zeit (außer ihrer etwanigen Verbindung mit jenen erwähnten Innern Orden) auch immer wieder, um mehr Konſiſtenz zu haben, in öffentlichen Verbindungen: theils mit alten und bekannten Orden vereinigt, theils unter dem Namen von ganz neuen Orden, z. B. der Verbrüderung des Kreuzes, der Verbrüderung zum Herzen Jeſu, der Rittern zur Andacht des heil. Grabes, u. ſ. w.

So ſonderbar ſtehen die Sachen, nur nach dem Wenigen, was ich davon durch glaubwürdiges Hörenſagen weiß, (wer mehr davon weiß, ſei hiermit

von

heraus: den Orden würde ſich nicht bloß in dieſer größten Monarchie ausbreiten, ſondern von da aus wieder in die übrige Welt, er würde reſtituirt werden, und nicht nur ſeinen vorigen, ſondern einen viel glänzendern Zuſtand erhalten, — der Orden, der (S. 285) durch die Macht der Mächtigſten nie würde überwunden werden". Sonſt ſchickte die Propoganda in Rom Miſſionare nach Riga, Petersburg u. ſ. w., um das Seelenheil dort wahrzunehmen; itzt nicht mehr, ſondern der jeſuitiſche Erzbiſchof beſetzt dieſe Stellen mit Jeſuiten. Sie ſind geſchmeidig genug, den alten Stil im Kalender anzunehmen, auf Befehl ihres Erzbiſchofs und mit Erlaubniß des Papſtes; da man ſich erinnern wird, welcher heftige Zank darüber ehemals zwiſchen den römiſchen und griechiſchen Chriſten war. (S. auch B. Monatſ. Bd. III, S. 64.) — Damit die Welt aber durch ſie nicht zu klug werde, verbreiten ſie aufs emſigſte die Grille von der Schwärmerin Alacoque (von der einige Leſer, die ſie vielleicht ſonſt nicht kennen, etwas in dem als Manuſkript verſchenkten Buche: Auch Fragmente, St. II, S. 92 werden geleſen haben) von der Andacht zum Herzen Jeſu, die nicht allein in Polnik ſehr blühet, ſondern auch ſchon glücklich in Petersburg eingeführt iſt."

von mir aufgefordert, dies mehrere zu sagen!), mit diesen angeblich erdichteten Gesellschaft Jesu, und mit manchen mit ihr verknüpften geheimen Verbindungen. Und dann tritt ein Unbekannter und Ungenannter (Hr. T—y) auf, und schimpft auf die Entlarvung der Proselytenmacherei, und lobt in übertriebenen Ausdrücken einen Orden, den er nicht nennt, und welches der Freimaurerorden nicht sein kann, der er sein zu wollen scheint. Und dieser Unbekannte spricht von besondern geheimen Absichten, die der, gegen welchen er schreibe, haben soll. Man möchte diese eher bey Hrn. T—y selbst vermuthen. — Ich wiederhohle es noch einmal; ich bin kein Kenner dieser Sachen; vielleicht entschließt sich ein anderer, der mehr davon weiß, etwas der Rest des Aufsatzes im Jänner, uns mehr davon zu sagen. Nur das wünschte ich sehr, daß Jemand alle in Frankreich und Deutschland seit 1772 zum Vorscheine gekommenen neuen Orden und Gesellschaften verzeichnete, und ihren Ursprung und Affiliationen zeigte. Allein wie sorglos die sonst so gründlich nachforschenden und noch so patriotischen Deutschen in solchen vor ihren Augen und bei ihnen geschehenden Dingen itzt sind, ist fast unglaublich. Ich will bei dieser Gelegenheit ein anderes Beispiel davon anführen, das sogar die Publicisten interessiren müßte, und worüber dem ungeachtet ein tiefes nachläßiges Schweigen ist. Nemlich: was ist der Orden der höchsten Vorsehung, wovon der Erbprinz von — — in den Zeitungen als erwählter Großmeister angekündigt ward? Bald darauf ward (Beil. z. Hamb. Korresp. Nr. 24. vom 11 Febr. 1785) die Nachricht wegen des Großmeisterthums des weltlichen Stifts-Ritterordens zur Ehre der göttlichen Vorsehung

wider-

„und unmittelbarer Gegner des k. röm. Reichs,
„so wie es den Verfassungen des Ordens gemäß
„ist, diese Würde angenommen habe.“ Im Nekrologe
postscriptum von 1789 Nr. 37 steht wieder: „der
„Prinz — zu — “ (ein anderer Prinz aber aus
dem ehemals genannten fürstl. Hause) „sey zwar
„von dem Ritterorden der göttlichen Vorsehung
„durch Mehrheit der Stimmen zum Grossmeis-
„ster desselben erwählet worden; allein aus ver-
„schiedenen erheblichen Ursachen, welche den Ritter-
„orden selbst betreffen, haben Se. Durchl. nicht
„gut befunden, diese Würde anzunehmen.“ Ich
wiederhole meine lehrbegierige Frage: Was ist dies-
ser Orden, von dem man nie etwas gehört hat,
und der nur, als lange behauptet, bis einmal zum
Vorschein kömmt? Ein Orden, der nicht blos zu-
fällig und minuter, wie der Freimaurerorden,
sondern seiner Verfassung nach, regierende Für-
sten zu Mitgliedern und sogar zu Grossmeistern
haben muß? Stift scheint gar geistlich zu seyn;
wie kann denn aber ein Durchlauchtigster weltli-
cher und lutherischer Prinz bei demselben genannt
werden?

V. Herr T—y schimpft darüber, daß der Verf. S. 67 in der Note, die Bücher Des Erreurs & de la Verité und Tableau des rapports &c. schändlich genannt habe, und beruft sich dagegen S. 445. auf Herrn Professor Garve's Zeugniß von dem besondern Werth dieser Werke. Es thut mir in der Seele weh (und dieselbe Empfindung muß jeder haben, der diesen sanften, weisen und vortreflichen Mann auch nur aus Schriften kennt), daß er wider sein Wissen und Wollen in diesen Streit gezogen wird. Es gehört ein erstaunlicher Grad von Indiscretion dazu,

dazu, das Gespräch eines Mannes Affektion, den Publikum zur Beurtheilung vorzulegen; das Gespräch, dessen Ausdruk bei dem Redenden durch augenblikliche Laune, durch Höflichkeit, durch Nachsichtigkeit im Charakter, durch tausend Nebenumstände besonders bestimmt werden konnte, und dessen Ausdruk bei Lesende, welcher doch nicht gleich nachschrieb, leicht falsch im Gedächtniß fassen könnte. Das fehlt nur noch, daß man die Gespräche drukken läßt, um vollends alle Lebensfreude der Gelehrten zu vernichten; mit den Briefen ist es schon weit genug gekommen. — Aber nun dies Urtheil selbst. Herr T — y hat so oft gesagt: es ist nicht wahr, daß er auch mit dies zu thun erfunden wird. Ich habe mich nemlich bei Gardens Freunden um Nachrichten darüber bemüht; und hier ist was ich erfahren habe. „H. Göze, heißt es, hat immer erklärt, daß er das Buch Des Irrthums &c. nicht ganz kenne: er hat nur etwas darin und nur nach großen Zwischenzeiten gelesen; denn es interessirte ihn nicht: vieles verstand er nicht, und was er verstand, war ihm weder lehrreich noch durch den Vortrag reizend. Was gut in dem Buch war, schien ihm gemein und bekannt zu sein; was dem Buch eigenthümlich ist und seinen Vorzug ausmachen soll, erklärte H. G. immer für schlechterdings unverständlich für sich. Die Verachtung, die der Verf. gegen die mathematischen und physischen Wissenschaften zeigt, hat H. G. beständig mißfallen. Denn, sagte er, was für neue Aufschlüsse auch der Verf. mag gefunden haben, von denen ich doch nichts erfahre; so bleiben doch die alten Kenntnisse, die wir durch jene Wissenschaften bekommen haben, nicht weniger gründlich und von Werth: nur der kann sie verachten, der unwissend darin ist. Er giebt übrigens gern zu, daß zu

die-

dieſem Buche ein Schlüſſel gehöre, und daß der, welcher ihn hat, darüber anders urtheilen wird, als er; er giebt zu, daß in dieſem Buche viele gute brauchbare moraliſche Wahrheiten ſtehen. Dies iſt ſein Urtheil im Ganzen; und es iſt ſo wie es einem gelehrten und gemäßigten Manne zukömmt. Er hat es aber, wie Sie leicht denken können, oft noch milder ausgedrükt, vorzüglich unter Perſonen, für die er Achtung hatte, und die wieder Achtung für dies Buch bezeigten. Daß er aber je ſollte geſagt haben: er habe Ehrfurcht für dies Buch, hält er ſelbſt für unmöglich."

Doch genug von dieſer Autorität! Da Hr. T—y ohne Zweifel einen Schlüſſel zu dieſen und den dazu gehörigen Werken beſitzt, ohne welchen man (wie die Verfaſſer ſelbſt ſagen) ſie nicht verſtehen kann, H. T—y ſie aber zu verſtehen ſcheint, indem er deren Vortreflichkeit ſo hoch anſieht; ſo würde der ganze Streit über den Werth und Nutzen dieſer Werke dadurch zum beſten entſchieden, wenn er nur einige neue und wichtige Wahrheiten daraus in die gewöhnliche Menſchenſprache überſetzte. Ich hatte einſt von der Güte eines durchreiſenden Fremden einen im J. 1782 nur für Wenige gedrukten Schlüſſel des Buches des Erreurs auf eine halbe Stunde in der Hand; aber nach dieſem zu urtheilen, möchten dieſe Schriften wohl höchſt bedenklich, und eher den weitausſehenden Abſichten einer gewiſſen Geſellſchaft, als dem wahren Beſten des Menſchengeſchlechts, gemäß ſein; — oder das Wort Menſch (homme) müßte in der beſondern Chifferſprache der Ph.... Inc.... etwas ganz anders bedeuten, als wir andern Erdenſöhne darunter verſtehen.

Auch ich halte es nicht für ſehr löblich, daß man mehrere große Werke ins Publikum wirft, die in

in einer bekannten Sprache geschrieben zu seyn scheinen, wo aber ganz andere Begriffe als die gewöhnlichen, mit den Worten verbunden sind. Man veranlaßt dadurch nothwendig, zumal wenn man sich die Mine von besondrer geheimen Weisheit und Wissenschaft dabei giebt, daß manche gutmüthige Menschen im Ernst die Einkleidung für das Wesentliche halten, sich mit elendem Grübeln darüber beschäftigen, und sich durch Auffassung mancher schiefen Ideen daraus die Köpfe ganz verirren. Mancher Leser wird, so wie ich, mehrere Menschen von angesehnem Stande kennen, denen dadurch ihr von Natur nicht schlechter Verstand verdreht worden ist. — Daß aber wirklich jene Werke in einer Art von Chifersprache geschrieben sind, ist unstreitig. Bald nach ihrer Erscheinung bemerkten es schon öffentlich zwei einsichtsvolle Männer: der mit IBM unterzeichnete (ist hier etwa Chifer gegen Chifer?) Rezensent von Claudius Uebersetzung *) des Buchs

des

*) Ich will es bei dieser Gelegenheit freimüthig sagen, daß auch ich, und ich vielleicht mehr als ein Andrer, es bedauert habe, daß mein Freund Claudius sich mit dieser Arbeit beschäftiget hat. Was ein so treflicher, in so manchem Betracht liebenswürdiger, und von so vielen mit Recht geliebter Mann angreift, wird durch ihn gewissermaßen geheiliget. Und so veranlaßt sein Namen noch mehr Mißbrauch des Buches. Er übersetzt ein Buch, das so vielen die Köpfe verdreht und verdrehen muß! Er ein Buch, das aus so bedenklichen geheimen Absichten geschrieben ist! Er übersetzt endlich ein Buch wörtlich, das wegen seiner Chifersprache schlechterdings unübersetzbar ist, und nun vollends so unverständlich geworden ist, als die lateinischen Verse: Barbara celarent etc. wörtlich in deutsche Hexameter übertragen seyn müßten.

des Erreurs, in der Allg. D. Bibliothek *), und H. Pr. Lichtenberg in seinem Magazin **). Ich will aber einige Stellen aus den Büchern selbst anführen, die mir höchst merkwürdig scheinen, und die vielleicht von manchen Verehrern derselben nicht sind bemerkt worden. Im Buch *Des Erreurs &c.* heißt es S. IX.: „Aussi me suis-je promis d'user de „*beaucoup de reserve* dans cet écrit, & de m'y en„*velopper* souvent d'un *voile* que les yeux les moins „ordinaires ne pourront pas toujours percer, *d'autant que j'y parle quelquefois de tout autre chose „que de ce dont je parois traiter.*“ Im *Diademe des Sages dans lequel on trouvera une Analyse raisonnée du livre des Erreurs &c.* (à Paris 1781, 8.) heißt es unter der Ueberschrift: des propriétés du Chiffre *universel*, S. 220. f.: „Mais comme peu de „gens sont capables de comprendre des *mystéres „cachés*, il n'est pas à propos de les profaner & „étaler aux yeux du vulgaire; il est du devoir du *Sage*

*) A. d. B. LIII, 1, S. 144: „Das eigentliche Ge„heime in diesem Buche möchte nur für sehr we„nige sein. Es möchte wohl in nichts anderm be„stehn, als daß einige gute Freunde (Amis réu„nis) von einem Ende der Welt bis an das andre „sich etwas zu sagen haben, welches sie öffentlich, „aber in einer bloß ihnen verständlichen Sprache „thun“. — u. s. w.

**) Göttinga. Magazin, Jahrg. III, St. 4. S. 591. „Tiefe Weisheit ist gar nicht in jenen Büchern, „so wenig als in manchen andern mit Chifern ge„schriebenen. Sie enthalten weder Metaphysik „noch Theosophie, sondern sind geschrieben, die „sehr weit aussehenden Absichten gewisser „Leute (of a set of designing men) zu befördern — „u. s. w. —“

„Sage“ (ob Sage hier wohl wirklich in Weisen heißt?) „de les tenir secrets, *sans jamais les révéler* „indistinctement. *Carsi ce malheur arrivoit au mon-* „*de, tout périroit, tout seroit confondu*; & les pré- „cautions que les *Philosophes* (wirklich Philosophen?) „ont prises & soigneusement apportées pour ne con- „fier leurs secrets qu'au silence d'Harpocrate, ou „pour les subtiliser par des hiéroglyphes, sont une „prudence très-louable & une *fidele obéissance*“ (zwei Wörter, die aus anderm Sprachgebrauch bekannt sind, und die man sich wundern muß hier anzutreffen) „*de la volonté suprême*.“ (Freilich ohne den Willen der Obern darf nichts geschehn.) — Also würde, wenn die Verf. offener redeten, alles drunter und drüber, alles verlohren gehn? Aber welches Alles? Alles in der Welt und in den Wissenschaften, oder nur Alles in dem Geheimniß? .... Und endlich heißt es in jenem Buch des Erreurs, S. 535. f.: „Il ne faut plus „être étonné, que si c'est d'un seul *Principe* que „descendent toutes les verités & toutes les lumieres, „& que l'*emblême quaternaire* en soit la plus parfaite „image, cet emblême puisse éclairer l'homme sur „la science de toutes les natures: en un mot il faut „convenir que celui qui pourra posséder *la clef de* „*ce chiffre universel* ne trouvera plus rien de caché „pour lui dans tout ce qui existe, puisque ce chi- „fre est celui même de l'*Etre qui produit tout, qui* „*opère tout & qui embrasse tout.*“ Wer wird nicht begierig sein, dies *Principe*, diese *Cause*, wie es auch alle Augenblike heißt, kennen zu lernen! Oder vielmehr, wer wird nicht glauben, sie schon zu kennen, da sie so beschrieben ist, daß sie nur auf Einen, nur auf Gott, gehen zu können scheinet! Aber weit

gefehlt! Denn man höre weiter. S. 357: Que ne „puis-je déposer ici (es iſt am Ende des Buchs) „le voile dont je me couvre, & prononcer le NOM „de cette *Cauſe bienfaiſante*, la force & l'excel„lence *) même, für laquelle je voudrois pouvoir „fixer les yeux de tout l'Univers! Mais quoique „*cet Etre ineffable, la clef de la Nature*, l'amour „& la joie des ſimples, *le flambeau des Sages*, **) „& même le ſecret appui des aveugles, ne ceſſe de „ſoutenir l'*homme* dans tous ſes pas, comme *il ſou„tient & dirige tous les actes de l'Univers*; cepen„dant le *Nom* qui le feroit le mieux connoitre, *ſuf„firoit*, ſi je le proférois, *pour que le plus grand „nombre dédaignât d'ajouter foi à ſes vertus, & ſe „défiât de toute ma doctrine*; ainſi, le *déſigner plus „clairement*, ce ſeroit éloigner *le but* que j'aurois „*de le faire honorer.*“ Man ſieht wohl, die Verfaſſer denken anders als wir gewöhnlichen Menſchen über die Weltregierung. Indeſſen muß es doch Wunder nehmen, daß itzt, da man ſo ziemlich frei alles ſagt, da grober und feiner Fanatismus, grober und feiner Atheismus in Schriften öffentlich vorgetragen wird, und wie es ſcheint, Anhänger findet, daß dennoch die Verf. glauben, mit ihrem Syſtem ſogar zurückhaltend ſein zu müſſen, ja daß ſogar der ausgeſprochne Namen des verborgnen wunderbaren Oberhauptes, die meiſten empören und aus

*) Es muß auffallen, daß gewiſſe wichtige Hauptwörter mit kleinen Anfangsbuchſtaben gedruckt ſind, da doch andere große haben. Wer ſich auf Ehrfurcht verſteht, wird ſchwerlich glauben, daß dies von ungefähr iſt.

**) Iſt bekanntlich auch der Titel eines vielleicht hieher gehörigen Buches.

aus einander ſprengen würde. Und doch iſt dies Oberhaupt eine *Cauſe bienfaiſante*. Bienfaiſant! ein ſchönes Wort, das oft aber auch ſonderbar gebraucht wird! Vor ein paar Jahren ward von gewiſſen Leuten ein Orden, der in Frankreich ſchon länger herumgeſpukt hatte, nun auch in Deutſchland aufgeſtellt, und deſſen Mitglieder hießen: Chevaliers *bienfaiſans* de la Cité Sainte. Das lateiniſche Inſtallationspatent zu ſolcher eingebildeten Ritterſchaft, welches ich geſehen habe, ſchien mir ſehr nach dem Papſtthum zu ſchmekken. — Indeſſen, fahren unſere obigen Verfaſſer fort, ſei zu glauben, daß die verſchleierte Wahrheit doch wohl den Menſchen einleuchten würde; denn alle Menſchen (eigentlich nur alle hommes) ſeien ſchon — und was? — „des C — H — R.“ *) Ich will nichts weiter hierüber ſagen, als daß man dies Wort unrichtig CHRétiens leſen würde. Denn, zu geſchweigen, daß die obige Beſchreibung der faſt allgemeinen Empörung alsdann gar nicht paſſen würde, ſo wird jeder Dechiffreur auch wiſſen, daß kein Strich darf überſehen werden. Und darum wäre auch CHévaliers nicht richtig. — Doch genug von Büchern, von welchen H. T — y verſichert, daß ſie nicht mit der Proſelytenmacherei zuſammenhängen, in welchem Punkt Andere aber anderer Meinung ſind, und worüber die Leſer nach obigem entſcheiden mögen.

*) S. 538: „Je préfere donc, de m'en repoſer ſur la „pénetration de mes lecteurs. Très perſuadé que „malgré les enveloppes dont j'ai couvert la verité, „les hommes *intelligens* pourront la comprendre; „que les hommes vrais pourront la goûter, & même „que les hommes corrompus ne pourront au moins „s'empêcher de la ſentir, parceque tous les hommes „ſont des C — H — R.“

VI. Herr T—y berührt auch S. 337, wie er selbst sagt, mit wenigem die höchst merkwürdige Geschichte des protestantischen Diakonus, der durch eine geheime Gesellschaft dazu gebracht ward, sich die katholische Priesterweihe geben zu lassen, (Jan. S. 67, folgg.); und nennt sie kurzweg ein Gewebe von Alfanzereien, Sophistereien und Lügen. Dies ist denn freilich wenig genug. — Die Leser mögen aus dem Obigen urtheilen: ob diese Geschichte an und für sich so ganz unwahrscheinlich und unmöglich ist? Auch ob das Schimpfen eines anonymischen Verfassers, der sich so manche Unrichtigkeiten hat zu Schulden kommen lassen (s. Nr. I-V. incl.), sie unwahrscheinlich machen kann? So sehr ich übrigens selbst in allen Stükken für die Publicität bin, so begreife ich doch auch sehr wohl, und vermuthlich viele Leser mit mir, daß der Verf. jenes Aufsatzes im Jänner die Aufforderung des Hrn. T—y (S. 340): alle dabei interessirte Personen namentlich zu nennen, mit guten Gründen wird ablehnen können; zumal da man schon itzt sieht, wie heftig gewisse Leute sind, und da alsdann manche aufs Aeußerste gebrachte Personen noch ungleich heftiger wüten würden. Hr. T—y verspricht freilich auf den Fall eine öffentliche Aussöhnung und „brüderlichste Bitte um Verzeihung"; aber wird dies wohl des durch jene öffentliche Nennung wahrscheinlich zu besorgenden unglüklichen Tumultes werth sein? Wird der gute Diakonus nicht aufs unbarmherzigste gekränkt, bei seiner Gemeine in Verachtung gebracht, ja alsdann völlig zu Boden gedrükt werden? Doch der Verf. selbst mag entscheiden *). — Ich füge nur dies hinzu: Wir Herausgeber

*) So eben läuft noch ein, aber viel edler und gemäßigter geschriebener, Brief an die Herausgeber hier-

geber kennen den Einsender als einen rechtschaffnen Mann, der nicht im Stande ist, dergleichen zu erdichten, und zugleich als einen vorsichtigen Mann, der den uns unbekannten Verf. jenes Aufsatzes und seinen Einsender gewiß nicht ohne Grund für glaubwürdig halten kann.

Der Verfasser nun mag selbst hierüber noch öffentlich reden. Aber dann muß auch die Sache für beendigt angesehen werden; und hoffentlich wird es kein vernünftiger Mann parteiisch finden, wenn wir die Duplik des Hrn. T—y oder eines Dritten in dieser Sache nicht abdrukken lassen. Stehen ihnen doch andre Journale offen! — Die Leser aber, denke ich, werden zum Theil itzt schon im Stande sein zu urtheilen: ob die Proselytenmacherei der römischen Kirche im Ganzen nicht wahr, und nicht gefährlich sei; und ob nicht viele Mißbräuche bei den unbekannten gehennen Gesellschaften sein können, die an dem unbekannten Hrn. T—y einen Lobredner gefunden haben, der auf den Gebrauch der Vernunft geradezu schimpft, der unverständliche und höchstbedenkliche Bücher übermäßig lobt, und der als den Sitz der Tugend und Religion uns einen Orden anpreißt, den er nicht nennt.

Berlin, d. 21. März 1785. J. E. Biester.

hierüber bei mir ein, von einem schlesischen Edelmanne, der sich auch genannt hat. Sein Verlangen, daß wir diesen Brief abdrukken lassen, wird Er itzt, nach dem oben verhandelten Pro und Contra, wahrscheinlich selbst zurüknehmen. Auch er will: daß öffentlich Name, Ort und Zeit von der Geschichte des Diakonus angegeben werde. Wie gesagt, jener Verfasser mag entscheiden. Und die Leser mögen entscheiden, ob die Geschichte ohnedas nicht glaublich ist.

5.

Verfügungen an die Universität zu Ingolstadt zur Erhaltung des reinkatholischen Glaubens.

I. An den Rektor der Universität.

Serenissimus Elector.

Es kommt vor, daß der Professor Weishaupt *) von dem Universitätsbibliothekarius schon wiederholtermalen, und zwar jüngsthin sogar bei versammletem Senat, die Beischaffung des Bayle und Simon Richards in die Universitätsbibliothek anverlangt habe.

Da nun höchst befremdlich fället, daß ein öffentlicher Lehrer, zumaljener, welcher das Kirchenrecht docirt, solche gottlose Bücher, worinn die christliche Religion in ihren ersten Grundwahrheiten angefochten, und der Saame des Unglaubens zur weiteren Fortpflanzung mit voller Maas ausgestreuet wird, in einer der studirenden Jugend offenstehenden Bibliothek nicht ohne große Gefahr ihrer Verführ- und gänzlicher Verderbung eingeführt wissen will; so hat der Rector Universitatis excommissione speciali von demselben alsogleich seine schriftliche Ver-

*) D. der Rechte, kurf. Hofrath, und ordentl. Professor des kanonischen Rechts. Er hat ein Jus civile privatum cum determinationibus juris Bdici, in 2 Bänden, und andere Werke geschrieben. Meusel nennt ihn auch als Verfasser des anonymischen Buchs: Ueber Jesuiten, Freimaurer und deutsche Rosenkreuzer. 1781.

Verantwortung hierüber zu begehren, ſofort ſolche mit ſeinem Bericht längſt inner zweimal 24 Stunden a dato recepti ad Intimum anher einzuſchikken, anneben ermeldeten Profeſſor zu bedeuten, daß er ſich ſelbſt anher zu begeben bei ſchwerſter Ungnade nicht unterſtehen, ſondern die weitere kurfürſtliche Reſolution in Ingolſtadt abwarten ſolle. München den 1 Febr. 1785.

Karl Theodor, Kurfürſt.

Freiherr v. Kreitmeyr. ad Mandatum Sereniſſimi Domini Elector. proprium. G. G. v. Dumhof.

II. An die Univerſität zu Ingolſtadt.

Sereniſſimus Elector.

Das Bayliſche Dictionaire hiſtorique et critique, deſſen Beiſchaffung in die Univerſitätsbibliothek von dem Prof. Weishaupt ſo ſehr betrieben wird, iſt bekanntermaßen wegen des gegen die chriſtliche Religion und gute Sitten laufenden abſcheulichen Innhalts, ein höchſt ärgerlich und gefährliches Buch, welches in einer öffentlichen Bibliothek, worin junge und unerfahrne Leute den Zutritt haben, nicht nur nicht geduldet, ſondern auch in den übrigen indifferenten Paſſagen gar leicht entbehrt werden kann.

Der von ermeldtem Profeſſor in ſeiner ad Rectoratum abgegebenen Verantwortung gebrauchte Vorwand, daß er ſolches zu ſeinen Kollegien über die philoſophiſche Geſchichte bedarf, dient ihm zu keiner Entſchuldigung; ſondern zeigt vielmehr an,

daß er der nemlichen philosophischen Sekte, wie der Urstifter Bayle selbst, ebenfalls beigethan sei, und sein Werk in keiner andern Absicht beizuschaffen verlangt habe, als damit solches auch den Schülern in die Hand gespielt, und ihnen das Gift auf solche Weise beigebracht werden möge.

Se. Kurfürstl. Durchl. befehlen demnach, daß mehr berührter Professor Weishaupt zur christkatholischen Glaubens-Profeßions-Ablegung bei versammletem akademischen Senat apertis januis angehalten, und statt des Baylischen Werks die in zween Oktavbänden bestehende Zabuesnigsche krit- und historische Nachrichten *) in die Universitätsbibliothek beigeschaft werden, damit man den Bayle, Voltaire, Rousseau, und andere dergleichen Afterphilosophen, welche von Zabuesnig in ihrer wahren Gestalt geschildert sind, recht kennen lerne, und sich vor ihren Religionswidrig- und ansteckenden Lehrsätzen desto eher zu hüten wisse.

Gleichwie sich übrigens Professor Weishaupt, in seiner Verantwortung, des Kollegii über die philosophische Geschichte selbst schon entsagt; so soll auch ein so unnöthig- und überflüßiges Kollegium cessiren, und statt dessen die philosophische Geschichte nur mit den andern Thei-

*) Herr von Zabuesnig ist ein katholischer Kaufmann, der aber schon mehrere Schriften, wovon einige den Jesuiten nicht ungünstig sind, geschrieben hat. Sein hier gemeintes Werk ist: „Historische und kritische Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Herrn von Voltäre, und anderer Neuphilosophen unserer Zeiten", 2 Bände, 1777, 8.

Theilen der Philoſophie einſchaltungsweiſe tradirt werden.

Man hat auch gegenwärtige Reſolution alſofort in pleno ſenatu ohne weitere Remonſtration zu publiciren, und ſich hiernach gehorſamſt zu achten.

Karl Theodor, Kurfürſt.

Freih. v. Kreitmeyr, ad Mandatum Sereniſſimi Domini Electoris proprium.
G. G. v. Dumhof.

III. An die Univerſität zu Ingolſtadt.

Sereniſſimus Elector.

Demnach Se. Kurfürſtl. Durchl. auf Dero Univerſität zu Ingolſtadt das Jus Canonicum wieder durch einen Geiſtlichen, wie es vor dieſem allzeit geweſen, docciren zu laſſen, entſchloſſen ſind; ſo hat man ſolches dem Profeſſor Weishaupt anzudeuten, damit er ſeinen Antrag hiernach mache, und mit Ende des heurigen Schuljahrs ſeine Profeſſur niederlege, ſofort ſich um andere Dienſte zu bewerben wiſſe, bis dahin man ihm eine Penſion von jährlichen vierhundert Gulden ex caſſa Univerſitatis verreichen laſſen wird *), welche er jedoch, weder hier, noch in Ingolſtadt, oder

*) Herr Prof. Weishaupt ſchlug aber die 400 Fl. Gehalt, und das Lehren bis zu Ende des Schuljahres aus, legte ſogleich ſeine Profeſſur und den Hofraths-Charakter dem Kurfürſten zu Füßen, und begab ſich ſchleunig von Ingolſtadt weg.

oder ſelbiger Revier zu genieſſen habe, auch die höchſte Stelle bei unausbleiblicher Ahndung hierüber unbehelliget laſſen ſolle. Mit den von der Weishauptiſchen Beſoldung ad Caſſam zurükfallenden Sechshundert Gulden aber gedenken Se. Kurfürſtl. Durchl. den künftigen Profeſſorem Canonum zu ſalariren. München den 11 Febr. 1785.

Karl Theodor,
Kurfürſt.

A. v. Kreitmeyr.
ad Mandatum Sereniſſimi proprium.
G. G. v. Dumhof.

Berlinische Monatsschrift.

1785.

Fünftes Stük. Mai.

An einen jungen Dichter.

O Ihre Lieder sind schön, mein Freund, und bezaubernd, wenn Sie wollen. Aber darf ich nun doch wohl fragen: wozu es eigentlich dienen solle, die Reizungen der Liebe noch reizender zu malen, und den Geschmak für den Wein noch mehr zu schärfen? Haben Liebe und Wein nicht schon ihre natürlichen Reizungen für unsre Bedürfnisse; und ist es rathsam, das Gewicht, was schon auf dieser Seite den Ausschlag giebt, noch zu vermehren?

Ja wenn die Andacht jeden Kuß zur Todsünde gemacht hätte, wenn das schöne Geschlecht sich weigerte, die Mühseligkeiten und Gefahren des Ehestandes zu tragen, oder wenn die Männer sich in die Einsamkeit begäben, Wein und Liebe flöhen, oder wenn gar der Staat Gefahr liefe, auszusterben; dann wäre es freilich Zeit, jenen Gegenständen alle nur mögliche Reizungen zu leihen, und in jeden Busen eine neue Flamme zu singen. Aber

so geht nur alles darauf hinaus, einem dasjenige, was man schon ohnehin nur gar zu sehr sucht, noch süßer zu machen, und den Menschen immer mehr und mehr von andern Beschäftigungen abzuziehen. Man stört die Oekonomie der Natur, welche darum die Arbeit sauer, und das Vergnügen süß gemacht hat, um die erste durch das andere zu befördern, nicht aber, um sich dem leztern zu sehr zu überlassen.

Was würde man sagen, wenn jemand die Ehre auf diese Art behandelte? wenn man von nichts als von dem hohen Vergnügen zu gebieten, und der Beherrscher vieler Tausende zu seine, Länge, und damit den Stolzen nur noch stolzer machte? Und doch ist die Ehre in unsern heutigen Verfassungen noch fast das kräftigste Mittel, den Menschen zu edlen Thaten und kühnen Aufopferungen zu bringen. Die Ehre hat dabei über die Liebe noch den Vorzug, daß sie bloß durch edle Handlungen erworben und erhalten werden kann; man hat einmal die Anlage so gemacht, daß keiner sich sie erwerben kann, ohne sich ihrer würdig zu machen; und der Adel selbst fühlt die Pflicht, seine angebornen Rechte durch neue Verdienste aufrecht zu erhalten. Gleichwohl wird von den Süßigkeiten derselben nur wenig gesungen; ja unsre mehrsten Dichter scheinen sich eine Freude daraus zu machen, den Genuß der Ehre, so viel sie können, herabzusetzen.

Keiner schildert mehr das Vergnügen, viele Reichthümer zu besitzen, und seine Schätze zu überrechnen.

rechnen. Und doch ſollte dieſes zu unſern Zeiten, worin man die Verſchwendung ſo ſehr liebt, vorzüglich reizend gemachet werden. Die Dichter ſollten es ſich zur Hauptpflicht machen, von nichts, als dem Glük, zu ſingen, ein großes unverſchuldetes Eigenthum zu beſitzen. Aber ſo denken ſie zu dieſer unedlen Empfindung ſinkt der Menſch von ſelbſt herab, und es iſt nicht nöthig, ihm eine edle Hülfe zu geben; gleich als wenn Liebe und Wein minder lokten. Nur ſelten preiſen ſie noch das Glük eines freien Mannes, der von ſeinem Stammgute weder Zinſen zu zahlen, noch Ritterdienſte zu leiſten hat, das uns Horaz ſo ſchön beſingt.

Freilich kann es auch die Politik erfordern, die Liebe als das gröſte Glük zu ſchildern, und der Ehre oder dem Reichthum nur den unterſten Platz anzuweiſen. Dieſes war der Fall der Griechen, welche die Gleichheit unter ihren Bürgern erhalten, und ſo wenig die Ehrbegierde als die Sucht nach Reichthümern vermehren, ſondern Helden durch Kränze, von ſchönen Händen gewunden, ziehen wollten. Aber was hier der Patriotiſmus erforderte, das fordert er in unſern Verfaſſungen nicht; und der Dichter, der bei uns von Liebe und Wein ſingt, arbeitet nicht nach einem ſo großen Ziele. Wenn aber die Größe der Wirkung den Werth der Handlung entſcheidet; ſo hat die ſeinige bei weitem den Werth nicht, den ſie bei den Griechen hatte.

Sehen Sie nur einmal Griechen den Werth an, welchen unsre Nation zu ihrer Ehre auf die Gedichte legt, die Tugend und Religion befördern. Die Kritik hat es einigemal gewagt, darin Fehler aufzusuchen, und sie hat vielleicht in manchen Stükken Recht gehabt. Allein es hat ihnen nichts geschadet; man hat ihren großen Nutzen erkannt, und diejenigen verachtet, welche sich Mühe gaben, Fehler in den Verzierungen zu finden. Den Nutzen, den die Dichtkunst bringt, und der Vortheil, welchen die menschliche Glükseligkeit davon zieht, ist also zu jeder Zeit das Maaß gewesen, wornach man ihren Werth bestimmt hat; und das Kriegslied hat bei einer kriegerischen Nation so viel gegolten, als ein Liebeslied, wie das letztere noch dazu diente, Helden zu erwekken.

Ich erinnere mich hier eines jungen Neubauers, der ein Moor abtroknete, und eine Menge von alten Wurzeln im Schweiße seines Angesichts ausrodete. Schon oft war er in der Versuchung gewesen, dem Heer seines Königs zu folgen, und diese seine Unternehmung zu verlassen. Ermüdet von der Arbeit saß er manchen Abend auf der ausgerodeten Wurzel eines alten Eichenstammes, auf seinen Spaden gelehnt, und dachte über sein Schiksal nach. Aber wenn er nun zu Hause kam, so fand er sein gutes Weib, welche ihn mit offenen Armen, und an einem wohlbereiteten Tische erwartete. Sie brachte ihm frisches Wasser zum waschen,

setzte ihm den Stuhl, reichte ihm seinen Becher, und legte ihm den besten Bissen vor. Dann lächelte ihm sein Erstgebohrner Sohne in die Seele, und er segnete ihn, und sein Weib, die ihm so glüklich machte. Jede Mühseligkeit des Tages verlohr sich bei diesem süßen Genuß, und er eilte des andern Morgens mit neuem Muthe zur Arbeit, um sich wiederum einen solchen Abend zu verschaffen. Mit Entzükken übersah er dann, so oft er ausruhete, den Platz, welchen er bereits gewonnen und urbar gemacht hatte, überschlug die Frucht, die er darauf ziehen würde, wählte den Platz, wo seines Weibes Leibzucht stehen sollte, maß mit seinen Augen den Garten, den er dazu nach der Mittagsseite bestimmte, grub den Graben um die Wiese tiefer aus, und hofte, er würde auch Fische halten können. Und das immer mit Erinnerung der Freude, die er seinem guten Weibe und ihren Kindern verschaffen würde.

Wenn ich mir eine ganze Kolonie von Neubauern auf diese Art gedenke: so würde ich ihr einen Dichter wünschen, der das Glük, von einem solchen Weibe empfangen, *) geliebt und erquikt,

*) „Wie werde ich künftig den Eintritt in dieses „Haus ertragen? Wen werde ich nun sanft bewill„kommen, von wem werde ich bewillkommet werden, „damit meine Heimkunft süß sei?" Dieses ist die erste Klage des Admet nach dem Tode seiner Alceste, beim Euripides.

zu werden, mit allen Reizungen malte, und dadurch nicht allein die Männer zum treuen Ausroden ermunterte, sondern ihnen auch ihre Belohnung fühlbarer machte. Allein die Reizungen der Liebe und des Weins für ein verwöhntes Volk zu singen, ist ganz etwas anders. Der sanfteste Trieb, den Gott dem Menschen gab, wird dadurch herabgewürdiget, daß man ihn zu niedern und unedlen Zwekken braucht, und der Dichter, der dieses thut, kann das Lob und den Beifall nicht fordern, den er sich auf Rechnung seiner glüklichen Erfindungen und Wendungen verspricht. Ich ziehe ihm wahrlich die alten Reimchroniken vor, die zu einer Zeit, wo man nicht gewohnt war, alles zu Buche zu setzen, edle Thaten im Gedächtnisse zu erhalten suchten. Ihr Zwek war wenigstens größer. Man lernt auch noch itzt aus ihnen, und vergißt darüber den Mangel des dichterischen Schmuks.

Möser.

Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdruks.

Diejenigen, welche den Verlag eines Buchs als den Gebrauch des Eigenthums an einem Exemplare (es mag nun als Manuskript vom Verfasser, oder als Abdruk desselben von einem schon vorhandenen Verleger auf den Besitzer gekommen sein) ansehen, und alsdann doch, durch den Vorbehalt gewisser Rechte, es sei des Verfassers, oder des von ihm eingesetzten Verlegers, den Gebrauch noch dahin einschränken wollen, daß es unerlaubt sei, es nachzudrukken, — können damit niemals zum Zwekke kommen. Denn das Eigenthum des Verfassers an seinen Gedanken (wenn man gleich einräumt, daß ein solches nach äußern Rechten statt finde) bleibt ihm ungeachtet des Nachdruks; und, da nicht einmal füglich eine ausdrükliche Einwilligung der Käufer eines Buchs zu einer solchen Einschränkung ihres Eigenthums statt finden kann *),

*) Würde es wohl ein Verleger wagen, jeden, bei dem Ankaufe seines Verlagswerks, an die Bedingung zu binden, wegen Veruntreuung eines fremden ihm anvertrauten Guts angeklagt zu werden, wenn mit seinem Vorsaz, oder auch durch seine Unvorsichtigkeit, das Exemplar das er verkauft, zum

wie viel weniger wird eine bloß präſumirte zur Verbindlichkeit derſelben zureichen?

Ich glaube über Urſache zu haben, den Verlag nicht als das Verkehr mit einer Waare in ſeinem eigenen Namen, ſondern als die Führung eines Geſchäftes im Namen eines andern, nämlich des Verfaſſers, anzuſehen, und auf dieſe Weiſe die Unrechtmäßigkeit des Nachdruckens leicht und deutlich darſtellen zu können. Mein Argument iſt in einem Vernunftſchluſſe enthalten, der das Recht des Verlegers beweiſet; dem ein zweiter folgt, welcher den Anſpruch des Nachdruckers widerlegen ſoll.

I.

Deduktion des Rechts des Verlegers gegen den Nachdrukker.

Wer ein Geſchäft eines andern in deſſen Namen und dennoch wider den Willen deſſelben treibt, iſt gehalten, dieſem, oder ſeinem Bevollmächtigten, allen Nutzen, der ihm daraus erwachſen möchte, abzutreten, und allen Schaden zu vergüten, der jenem oder dieſem daraus entſpringt.

Nun

zum Nachdrukke gebraucht würde? Schwerlich würde jemand dazu einwilligen; weil er ſich dadurch allerlei Beſchwerlichkeit der Nachforſchung und Verantwortung ausſetzen würde. Der Verlag würde jenem alſo auf dem Halſe bleiben.

Nun ist der Nachdrukker ein solcher, der ein Geschäft eines andern (des Autors) u. s. w. Also ist er gehalten, diesem, oder seinem Bevollmächtigten (dem Verleger) u. s. w.

Beweis des Obersatzes.

Da der sich eindringende Geschäftsträger unerlaubter Weise im Namen eines andern handelt, so hat er keinen Anspruch auf den Vortheil, der aus diesem Geschäfte entspringt, sondern der, in dessen Namen er das Geschäft führt, oder ein anderer Bevollmächtigter, welchem jener es anvertrauet hat, besitzt das Recht, diesen Vortheil, als die Frucht seines Eigenthums, sich zuzueignen. Weil ferner dieser Geschäftsträger dem Rechte des Besitzers durch unbefugte Einmischung in fremde Geschäfte Abbruch thut, so muß er nothwendig allen Schaden vergüten. Dieses liegt ohne Zweifel in den Elementarbegriffen des Naturrechts.

Beweis des Untersatzes.

Der erste Punkt des Untersatzes ist: daß der Verleger durch den Verlag das Geschäft eines andern treibe. — Hier kömmt alles auf den Begrif eines Buchs, oder einer Schrift überhaupt, als einer Arbeit des Verfassers, und auf den Begrif des Verlegers überhaupt (er sei bevollmächtiget oder nicht) an. Ob nämlich ein Buch eine Waare sei, die der Autor, es sei mittelbar oder

vermittelst eines andern, mit dem Publikum verkehren, alſo, mit, oder ohne Vorbehalt gewiſſen Rechte, veräußern kann; oder ob es vielmehr ein bloßer Gebrauch ſeiner Kräfte (opera) ſei, den er andern zwar verwilligen (concedere), niemals aber veräußern (alienare) kann? Ferner: ob der Verleger ſein Geſchäft in ſeinem Namen, oder ein fremdes Geſchäft im Namen eines andern treibe?

In einem Buche als Schrift redet der Autor zu ſeinem Leſer; und der, welcher ſie gedruckt hat, redet durch ſeine Exemplare nicht für ſich ſelbſt, ſondern ganz und gar im Namen des Verfaſſers. Er ſtellt ihn als redend öffentlich auf, und vermittelt nur die Ueberbringung dieſer Rede ans Publikum. Das Exemplar dieſer Rede, es ſei in der Handſchrift oder im Druk, mag gehören, wem es wolle; ſo iſt doch, dieſes für ſich zu brauchen, oder damit Verkehr zu treiben, ein Geſchäft, das jeder Eigenthümer deſſelben in ſeinem eigenen Namen und nach Belieben treiben kann. Allein jemanden öffentlich reden zu laſſen, ſeine Rede als ſolche ans Publikum zu bringen, das heißt, in jenes Namen reden, und gleichſam zum Publikum ſagen: „Durch mich läßt ein Schriftſteller euch dieſes oder jenes buchſtäblich hinterbringen, lehren, u. ſ. w. Ich verantworte nichts, ſelbſt nicht die Freiheit, die jener ſich nimmt, öffentlich durch mich zu reden; ich bin nur der Vermittler der Gelangung an euch;"

das

das ist ohne Zweifel ein Geschäft, welches man nur im Namen eines andern, niemals in seinem eigenen (als Verleger) verrichten kann. Dieser schaft zwar in seinem eigenen Namen das stumme Werkzeug der Ueberbringung einer Rede des Autors ans Publikum *) an; aber, daß er gedachte Rede durch den Druk ins Publikum bringt, mit ihm: daß er sich als denjenigen zeiget, durch den der Autor zu diesem redet, das kann er nur im Namen des andern thun.

Der zweite Punkt des Untersatzes ist: daß der Nachdrukker nicht allein ohne alle Erlaubniß des Eigenthümers das Geschäft (des Autors), sondern es sogar wider seinen Willen übernehme. Denn da er nur darum Nachdrukker ist, weil er einem andern, der zum Verlage vom Autor selbst bevollmächtigt ist, in sein Geschäft greift; so fragt sich, ob der Autor noch einem andern dieselbe Befugniß ertheilen, und dazu einwilligen könne. Es ist aber klar: daß, weil alsdann jeder von beiden, der erste

Verl

*) Ein Buch ist das Werkzeug der Ueberbringung einer Rede ans Publikum, nicht bloß der Gedanken, wie etwa Gemälde, symbolische Vorstellung irgend einer Idee, oder Begebenheit. Daran liegt hier das Wesentlichste, daß es keine Sache ist, die dadurch überbracht wird; sondern eine opera, nämlich Rede, und zwar buchstäblich. Dadurch, daß es ein stummes Werkzeug genannt wird, unterscheide ich es von dem, was die Rede durch einen Laut überbringt, wie z. B. ein Sprachrohr, ja selbst der Mund anderer ist.

Verleger und der ſich nachher des Verlags annahme (der Nachdrukker), des Autors Geſchäft mit einem und demſelben ganzen Publicum führen würde, die Bearbeitung des einen die des andern unnüz und für jeden derſelben verderblich machen müſſe; nüthig ein Vertrag des Autors mit einem Verleger, mit dem Vorbehalt, noch außer dieſem einem andern den Verlag ſeines Werks erlauben zu dürfen, unmöglich ſei; folglich der Autor die Erlaubniß dazu keinem andern (als Nachdrukker) zu ertheilen befugt geweſen, dieſe alſo vom leztern auch nicht einmal hat präſumirt werden dürfen; folglich der Nachdruk ein gänzlich wider den erlaubten Willen des Eigenthümers, und demnach ein in deſſen Namen unternommenes Geſchäft ſei.

* * *

Aus dieſem Grunde folgt auch, daß nicht der Autor, ſondern ſein bevollmächtigter Verleger lädirt werde. Denn weil jener ſein Recht wegen Verwaltung ſeines Geſchäftes mit dem Publikum dem Verleger gänzlich und ohne Vorbehalt, darüber noch anderweitig zu disponiren, überlaſſen hat; ſo iſt dieſes allein Eigenthümer dieſer Geſchäftführung, und der Nachdrukker thut dem Verleger Abbruch an ſeinem Rechte, nicht dem Verfaſſer.

Weil

1. Weil aber dieses Recht der Führung eines Geschäftes, welches mit pünktlicher Genauigkeit eben so gut auch von einem andern geführt werden kann, — wenn nichts besonders darüber verabredet worden, für sich nicht als unveräußerlich (jus personalissimum) anzusehen ist; so hat der Verleger Befugniß, sein Verlagsrecht auch einem andern zu überlassen, weil er Eigenthümer der Vollmacht ist; und da hiezu der Verfasser einwilligen muß, so ist der, welcher aus der zweiten Hand das Geschäft übernimmt, nicht Nachdrukker, sondern rechtmäßig bevollmächtigter Verleger, d. i. ein solcher, dem der vom Autor eingesetzte Verleger seine Vollmacht abgetreten hat.

II.

Widerlegung des vorgeschützten Rechts des Nachdrukkers gegen den Verleger.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten übrig: ob nicht dadurch, daß der Verleger das Werk seines Autors im Publikum veräußert, mithin aus dem Eigenthum des Exemplars, die Bewilligung des Verlegers (mithin auch des Autors, der ihm dazu Vollmacht gab) zu jedem beliebigen Gebrauche desselben, folglich auch zum Nachdrukke, von selbst fließe, so unangenehm solcher jenem auch sein möge? Denn es hat jenen vielleicht der Vortheil angelokt, das Geschäft des Verlegers auf diese Gefahr

fahr zu übernehmen, ohne den Käufer durch einen ausdrüklichen Vertrag davon auszuschließen, weil dieses sein Geschäft rükgängig gemacht haben möchte? — Daß nun das Eigenthum des Exemplars dieses Recht nicht verschaffe, beweise ich durch folgenden Vernunftschluß:

Ein persönliches bejahendes Recht auf einen andern kann aus dem Eigenthum einer Sache allein niemals gefolgert werden.

Nun ist das Recht zum Verlage ein persönliches bejahendes Recht.

Folglich kann es aus dem Eigenthum einer Sache (des Exemplars) allein niemals gefolgert werden.

Beweis des Obersatzes.

Mit dem Eigenthum einer Sache ist zwar das verneinende Recht verbunden, jedermann zu widerstehen, der mich im beliebigen Gebrauch derselben hindern wollte; aber ein bejahendes Recht auf eine Person, von ihr zu fordern, daß sie etwas leisten oder mir worin zu Diensten sein solle, kann aus dem bloßen Eigenthum keiner Sache fließen. Zwar ließe sich dieses letztere durch eine besondere Verabredung dem Vertrage, wodurch ich ein Eigenthum von jemand erwerbe, beifügen; z. B. daß wenn ich eine Waare kaufe, der Verkäufer sie auch postfrei an einen gewissen Ort hinschikken sollte. Aber alsdann folgt das Recht auf die Person, etwas

für

für mich zu thun, nicht aus dem bloßen Eigenthum meiner erkauften Sache, sondern aus einem Sondern Vertrage.

Beweis des Unterſatzes.

Worüber jemand in ſeinem eigenen Namen nach Belieben disponiren kann, darüber hat er ein Recht in der Sache. Was er aber nur im Namen eines Andern verrichten darf, dies Geſchäft treibt er ſo, daß der Andere dadurch, als ob es von ihm ſelbſt geführt wäre, verbindlich gemacht wird. (Quod quis facit per alium, ipſe feciſſe putandus eſt.) Alſo iſt mein Recht zur Führung eines Geſchäftes im Namen eines andern ein perſönliches bejahendes Recht, nämlich den Autor des Geſchäftes zu nöthigen, daß er etwas präſtire, nämlich für alles ſtehe, was er durch mich thun läßt, oder wozu er ſich durch mich verbindlich macht. Der Verlag iſt nun eine Rede ans Publikum (durch den Druk) im Namen des Verfaſſers, folglich ein Geſchäft im Namen eines andern. Alſo iſt das Recht dazu ein Recht des Verlegers an eine Perſon, nicht bloß ſich im beliebigen Gebrauche ſeines Eigenthums gegen ihn zu vertheidigen, ſondern ihn zu nöthigen, daß er ein gewiſſes Geſchäft, welches der Verleger auf ſeinem Namen führt, für ſein eigenes erkenne und verantworte, — mithin ein perſönliches bejahendes Recht.

Das

Das Exemplar, wornach der Verleger drukken läßt, iſt ein Werk des Autors (opus), und gehört dem Verleger, nachdem er es im Manuſkript oder gedrukt, erhandelt hat, gänzlich zu, um alles damit zu thun, was er will, und was in ſeinem eigenen Namen gethan werden kann; denn das iſt ein Erforderniß des vollſtändigen Rechtes an einer Sache, d. i. des Eigenthums. Der Gebrauch aber, den er davon nicht anders als nur im Namen eines Andern, (nämlich des Verfaſſers) machen kann, iſt ein Geſchäft (opera), das dieſer Andere durch den Eigenthümer des Exemplars treibt, wozu außer dem Eigenthum noch ein beſonderer Vertrag erfordert wird.

Nun iſt der Buchverlag ein Geſchäft, das nur im Namen eines andern (nämlich des Verfaſſers) geführt werden darf (welchen Verfaſſer der Verleger, als durch ſich zum Publikum redend, aufführt); alſo kann das Recht dazu nicht zu den Rechten gehören, die dem Eigenthum eines Exemplars anhangen, ſondern kann nur durch einen beſondern Vertrag mit dem Verfaſſer rechtmäßig werden. Wer ohne einen ſolchen Vertrag mit dem Verfaſſer (oder, wenn dieſer ſchon einem andern, als eigentlichen Verleger, dieſes Recht eingewilliget hat, ohne Vertrag mit dieſem) verlegt, iſt der Nachdrukker, welcher alſo den eigentlichen Verleger ſchädigt, und ihm allen Nachtheil erſetzen muß.

Allge-

Allgemeine Anmerkung.

Daß der Verleger sein Geschäft des Verlegers nicht bloß in seinem eigenen Namen, sondern im Namen eines andern *) (nämlich des Verfassers) führe, und ohne dessen Einwilligung gar nicht führen könne: bestätigt sich aus gewissen Verbindlichkeiten, die demselben, nach allgemeinem Gesetzbuche, anhängen. Wäre der Verfasser, nachdem er seine Handschrift dem Verleger zum Drucke übergeben, und dieser sich dazu verbindlich gemacht hat, gestorben: so steht es dem letztern nicht frei, sie als sein Eigenthum zu unterdrücken; sondern das Publikum hat, in Ermangelung der Erben, ein Recht, ihn zum Verlage zu nöthigen, oder die Handschrift an einen andern, der sich zum Verlage anbietet, abzutreten. Denn einmal war es ein Geschäft, das der Autor durch ihn mit dem Publikum treiben wollte, und wozu er sich als Geschäftsträger erbot. Das Publikum hatte auch nicht nöthig, dieses Versprechen des Verfassers zu wissen,

*) Wenn der Verleger auch zugleich Verfasser ist, so sind beide Geschäfte doch verschieden; und er verlegt in der Qualität eines Handelsmannes, was er in der Qualität eines Gelehrten geschrieben hat. Allein wir können diesen Fall bei Seite setzen, und unsere Erörterung nur auf den, da der Verleger nicht zugleich Verfasser ist, einschränken: es wird nachher leicht sein, die Folgerung auch auf den ersten Fall auszudehnen.

wiſſen, noch es zu akceptiren; es erlangt dieſes Recht an den Verleger (etwas zu präſtiren) durchs Geſetz allein. Denn jener beſitzt die Handſchrift nur unter der Bedingung, ſie zu einem Geſchäfte des Autors mit dem Publikum zu gebrauchen; dieſe Verbindlichkeit gegen das Publikum aber bleibe, wenn gleich die gegen den Verfaſſer durch deſſen Tod aufgehört hat. Hier wird nicht ein Recht des Publikums an der Handſchrift, ſondern an einem Geſchäfte mit dem Autor, zum Grunde gelegt. Wenn der Verleger das Werk des Autors, nach dem Tode deſſelben, verſtümmelt oder verfälſcht herausgäbe, oder es an einer für die Nachfrage nöthigen Zahl Exemplare mangeln ließe: ſo würde das Publikum Befugniß haben, ihn zu mehrerer Richtigkeit oder Vergrößerung des Verlags zu nöthigen, widrigenfalls aber dieſen anderweitig zu beſorgen. Welches alles nicht ſtatt finden könnte, wenn das Recht des Verlegers nicht von einem Geſchäfte, das er zwiſchen dem Autor und dem Publikum im Namen des erſtern führt, abgeleitet würde.

Dieſer Verbindlichkeit des Verlegers, die man vermuthlich zugeſtehen wird, muß aber auch ein darauf gegründetes Recht entſprechen, nämlich das Recht zu allem dem, ohne welches jene Verbindlichkeit nicht erfüllt werden könnte. Dieſes iſt: daß er das Verlagsrecht ausſchließlich ausübe, weil anderer Konkurrenz zu ſeinem Geſchäfte die

Führung

Zährung desselben für ihn praktisch unmöglich machen würde.

Kunstwerke, als Sachen, können dagegen nach einem Exemplar derselben, welches man rechtmäßig erworben hat, nachgeahmt, abgeformt und die Kopien derselben öffentlich verkehrt werden, ohne daß es der Einwilligung des Urhebers ihres Originals, oder derer, welcher er sich als Werkmeister seiner Ideen bedient hat, bedürfe. Eine Zeichnung, die jemand entworfen, oder durch einen andern hat in Kupfer stechen, oder in Stein, Metall, oder Gips ausführen lassen, kann von dem, der diese Produkte kauft, abgedrukt, oder abgegossen, und so öffentlich verkehrt werden; so wie alles, was jemand mit seiner Sache in seinem eignen Namen verrichten kann, der Einwilligung eines andern nicht bedarf. Lipperts Daktyliothek kann von jedem Besitzer derselben, der es versteht, nachgeahmt und zum Verkauf ausgestellet werden, ohne daß der Erfinder derselben über Eingriffe in seine Geschäfte klagen könne. Denn sie ist ein Werk (opus, nicht opera, alterius), welches ein jeder, der es besitzt, ohne einmal den Namen des Urhebers zu nennen, veräußern, mithin auch nachmachen, und auf seinen eigenen Namen als das seinige zum öffentlichen Verkehr brauchen kann. Die Schrift aber eines andern ist die Rede einer Person (opera); und der, welcher sie verlegt, kann nur im Namen dieses andern zum Publikum re-

den, und von sich nichts weiter sagen, als daß der Verfasser durch ihn (Impensis Bibliopolae) folgende Rede ans Publikum halte. Denn es ist ein Widerspruch: eine Rede in seinem Namen zu halten, die doch, nach seiner eigenen Anzeige, und gemäß der Nachfrage des Publikums, die Rede eines andern sein soll. Der Grund also, warum alle Kunstwerke anderer zum öffentlichen Vertrieb nachgemacht; Bücher aber, die schon ihre eingesetzte Verleger haben, nicht nachgedruckt werden dürfen, liegt darin: daß die erstern Werke (opera), die zweiten Handlungen (operae) sind, davon jene, als für sich selbst existirende Dinge, diese aber nur in einer Person ihr Dasein haben können. Folglich kommen diese letztern der Person des Verfassers ausschließlich zu; *) und derselbe

*) Der Autor und der Eigenthümer des Exemplars können beide mit gleichem Rechte von demselben sagen: es ist mein Buch! aber in verschiedenem Sinne. Der erstere nimmt das Buch als Schrift, oder Rede; der zweite bloß als das stumme Instrument der Ueberbringung der Rede an ihn, oder das Publikum, d. i. als Exemplar. Dieses Recht des Verfassers ist aber kein Recht in der Sache, nämlich dem Exemplar (denn der Eigenthümer kann es vor des Verfassers Augen verbrennen); sondern ein angebornes Recht, in seiner eignen Person, nämlich zu verhindern, daß ein anderer ihn nicht ohne seine Einwilligung zum Publikum reden lasse, welche Einwilligung gar nicht präsumirt werden kann, weil er sie schon einem andern ausschließlich ertheilt hat.

be hat daran ein unveräußerliches Recht (jus perſonaliſſimum), durch jeden andern immer ſelbſt zu reden, d. i. daß niemand dieſelbe Rede zum Publikum anders, als in ſeines (des Urhebers) Namen halten darf. Wenn man indeſſen das Buch eines andern ſo verändert (abkürzt oder vermehrt, oder umarbeitet), daß man ſogar unrecht thun würde, wenn man es nunmehr auf den Namen des Autors des Originals ausgeben wollte; ſo iſt die Umarbeitung in dem eigenen Namen des Herausgebers, kein Nachdruk, und alſo nicht unerlaubt. Denn hier treibt ein anderer Autor durch ſeinen Verleger ein anderes Geſchäft als der erſtere, und greift dieſem alſo in ſein Geſchäfte mit dem Publikum nicht ein; er ſtellt nicht jenen Autor, als durch ihn redend, vor, ſondern einen andern. Auch kann die Ueberſetzung in eine andere Sprache nicht für Nachdruk genommen werden; denn ſie iſt nicht dieſelbe Rede des Verfaſſers, obgleich die Gedanken genau dieſelben ſein mögen.

Wenn die hier zum Grunde gelegte Idee eines Bücherverlages überhaupt wohlgefaßt, und (wie ich mir ſchmeichle, daß es möglich ſei) mit der erforderlichen Eleganz der römiſchen Rechtsgelehrſamkeit bearbeitet würde; ſo könnte die Klage gegen den Nachdrukker wohl vor die Gerichte gebracht werden, ohne daß es nöthig wäre, zuerſt um ein neues Geſetz deshalb anzuhalten. J. Kant.

3.

Der Gefangene.

Romanze aus dem Spaniſchen. *)

Wenn des lieben Maien Wärme
Wieder nun verjüngt die Welt,
Und die Nachtigall im Haine
Singet und die Lerch' im Feld:
Freut ſich alles, ſüße Liebe!
Deiner, fröhnet alles dir;
Nur nicht ich, ich Gramerfüllter!
Ach! in dieſem Kerker hier; —
Deſſen Herz dem finſtern Kummer
Lange ward gegeben Preis,
Der ſchon lange, wenn es taget,
Wenn es Nacht iſt, nicht mehr weiß.

Dein

*) Den Namen des Dichters kann ich nicht angeben. Das Stück iſt von einer Sammlung von Romanzen, die den Titel hat: Cancionere de Romances en que eſtan recopilados la mayor parte de los Romances caſtillanos, que haſta agora ſe han compueſto. Nuevemente corregido y anadido en muchas partes. En Anvers, en caſa de Philippo Nucio, 1568. in 16mo. — Daß dies eine Sammlung von eigentlichen Volksliedern iſt, die noch heut zu Tage in Spanien geſungen werden, habe ich daraus geſehen, daß ein Soldat bei dem hieſigen Regimente, der ein geborner Spanier iſt, alle die darin befindlichen Romanzen kennt, und ſingen kann. Auch ſtehn die Romanzen darin, auf die im Don Quixote hin und wieder, als auf bekannte Volkslieder, angeſpielt wird.

Dein Gesang, du liebes Vöglein!
Das fast täglich zu mir kam,
Kündete mir sonst den Morgen,
Und versüßte meinen Gram:
Doch dich, mitleidsvoller Tröster!
Der allein sich meiner Noth
Noch erbarmt', — ein Bogenschütze
Schoß auch dich mir grausam todt!
Möge, wie er es verdienet,
Dem Barbaren lohnen Gott!

Ach verwildern muß in diesem
Finstern Loch ich noch zum Thier.
Scharf, wie Messer, groß wie Adlers-
Klaun sind meine Nägel schier.
Bald bis auf die Füße reichet
Meines Hauptes Haar schon mir,
Und, nebst meinem Barte, decket
Dieses mich allein nur hier.

Wenn der König so mich quälet,
Nun, so thut er es als Herr,
Und mein Herz kann ihm verzeihen;
Aber thuts der Kerkermeister,
So ist ein Verräther er!

Ach! daß du, du liebes Vöglein!
Das allein sich meiner Noth
Einst erbarmt', und das der Schütze
Mir so grausamlich schoß todt,
(Möge, wie er es verdienet,
Dem Barbaren lohnen Gott!)

Ach! daß du, du treuftes Vögelein,
Nur noch lebtest! — Unbericht
Nähmst du wohl von mir: ich lahme
Sprathe dich, du kleiner Wicht!
Sendete zu Leonoren
Dich, zu meines Herzens Ruhm,
Deren Arm ich ward entrissen,
Eh uns Priester noch getraut.
Und du flogst zu ihr, und bätest
Sie, mit ihren schönen Händen
Ein Gebäckes zu bereiten,
Einer Fleischspeise gleich;
Doch mit Fleisch nicht und mit Fischen
Sollte füllen sie den Teig,
Leise Feilen, scharfe Eisen,
Sollte sie verbergen drein:
Daß ich mit der Feile könnte
Meiner Fesseln mich befreien,
Meines Kerkers Thüre brechen
Mit dem scharfen Eisen ein.

* * *

Und der König hört' ihn singen,
Und gebot, ihn zu befreien.

Liegnitz. F. Schmie.

4.

Ueber die Entſtehung und Entwikkelung des Begrifs von Strafen und Belohnungen nach dem Tode, unter den Griechen.

Wenn man die mancherlei Vorſtellungsarten, die unter verſchiedenen Völkern von dem Zuſtande und Leben nach dem Tode herrſchten, nicht ſelber genau unterſucht hat; ſo verfällt man ſehr leicht in den Fehler, zu glauben, daß mit dem Begrif von einem künftigen Leben immer die Vorſtellung von Belohnungen und Strafen verbunden ſein müſſe. Unſre ganze Erziehung, unſre Religionsbegriffe, die uns von Jugend auf eingeflößt werden, lehren uns dieſe beiden Vorſtellungen immer mit einander verknüpfen, und verführen uns daher ſo leicht, ebendieſelben auch andern Völkern als unzertrennlich unterzuſchieben. Dieſer Irrthum hat ſich auch ſelbſt in die Sprache eingeſchlichen: man ſieht den Tartarus der Griechen und unſre Hölle, ihren Olympus und unſern Himmel gewöhnlich als gleichbedeutende Wörter an. Allein die Geſchichte lehrt, daß der Begrif von einem Leben nach dem Tode ſchon lange da geweſen, und ſchon ziemlich ausgebildet und beſtimmt worden war, als der von Belohnungen und Strafen in dem künftigen

Leben, kaum zu entstehen anfing. Der Ursprung des erstern steigt weit über die Zeiten hinauf, von denen wir zuverläßige Nachrichten haben, und wird eben deswegen wahrscheinlich nie mit Gewißheit erwiesen werden. Die Entstehung des letztern scheint mir aus der ältesten Mythologie ziemlich erläutert werden zu können.

Homers Gedichte sind es vorzüglich, die uns bei dieser, wie bei so vielen andern wichtigen philosophischen Untersuchungen, in den Stand setzen, den Strom der menschlichen Begriffe bis nahe an seine Quelle zu verfolgen, und den Ursprung derselben auch im entferntesten Alterthume zu erforschen. Vielleicht trägt diese Untersuchung auch etwas dazu bei, den Nutzen zu zeigen, den man für die Philosophie aus der griechischen Fabellehre ziehen kann, die so selten aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet wird.

Bei Homer findet sich die Vorstellung von einem künftigen Leben sehr häufig; eigentliche Hauptstellen aber darüber, wo er in der Beschreibung desselben am weitläuftigsten ist, sind folgende zwei: das ganze XI. Buch, und der 100 — 200 Vers des letzten Buchs der Odyssee. Die erste enthält die Reise des Ulysses ins Reich der Todten, die letzte Stelle die Ankunft der Freier der Penelope daselbst, die Ulyß getödtet hatte. Homer beschreibt das Reich der Todten auf folgende Weise: An der äußersten westlichen Gränze der Erde, die sich der

Dich-

Dichter als eine Fläche denkt, welche der Oceanfluß umfließt, (denn ein Oceanmeer, oder einen Meerbusen dieses Namens kennen weder Homer noch Hesiod,) ist das Land, in welchem die Schatten wohnen. Um dahin zu gelangen, muß man über den Oceanfluß schiffen *). Am jenseitigen Ufer sind hohe Wälder, eine Wiese und ein Fels, bei dem sich der Kocyt und Acheron vereinigen **). Mit diesen Vorstellungen verbindet der Dichter noch einige andere: z. B. das Land ist gegen Westen, gegen Untergang der Sonne; also herrscht dort ewige Finsterniß. Ueberdem scheint er sich die Erde an ihren Gränzen abhängig gedacht zu haben.

In dieses Land nun kommen die abgeschiednen Seelen aller Menschen ohne Unterschied; sowohl die Seelen der Helden, der größten Menschen nach den Begriffen jenes Zeitalters, als die Seelen von Gottesverächtern und Ruchlosen, wie z. B. die Freier der Penelope waren. Sie führen hier alle dieselbe Lebensart fort, die sie auf Erden geführt hatten: Achill, der angesehenste unter den Griechen, ist es auch unter den Schatten; wer als Greis stirbt, bleibt Greis, wer als Jüngling stirbt, bleibt Jüngling. Alle Verhältnisse, in denen sie auf der Oberwelt standen, bleiben auch in der Unterwelt. Die Geführten des Agamemnon, die mit

*) Od. X, 508. XI, 156. 157.
**) B. X, 510. ꝛc.

mit ihm zugleich ermordet darein begleiten, ist auch dort; Ajax ist dort ein eben so unversöhnlicher Feind des Ulysses, als er es auf der Oberwelt war. Darin aber sind sich alle gleich, daß ihr Zustand höchst traurig, wenigstens weit trauriger als auf der Oberwelt ist. „Lieber will ich, sagt Achill, Taglöhner auf der Oberwelt, als König unter den Schatten sein.“ *). Offenbar also hatte Homer noch gar nicht die Idee, daß das Glük oder Unglük unsers Zustandes im künftigen Leben von unserm Betragen im gegenwärtigen abhinge. Zwar ist bei ihm Minos auch Richter der Todten; allein die Idee ist hier ganz anders gefaßt, als bei den spätern Dichtern. Minos nämlich, der Freund Jupiters **), durch seine Gesetze und Gerechtigkeit auf der Oberwelt berühmt, schlichtet auch die Streitigkeiten der Schatten. Spätere Dichter lassen ihn über das Verhalten der Menschen in der Oberwelt urtheilen, und ihr Schikſal in der Unterwelt danach bestimmen.

Aber höchst merkwürdig ist es, daß wir beim Homer einzelne Beispiele von solchen antreffen, die auch in der Unterwelt Strafen dulden; dahin gehören die Erzählungen vom Tityus, Tantalus, Sisyphus und andere ***). Tityus, sagt Homer, wollte der Latona Gewalt anthun, dafür leidet er die

*) Odyss XI, 487. **) Od. XIX, 178.
***) Od. XI, 575. ꝛc.

die Strafe, daß die Geier seine Brust zerreißen. Vom Tantalus und Sisyphus erzählt er bloß die Strafen, ohne die Ursachen anzuführen, warum sie sie gedultet. Allein wir wissen sie aus andern Dichtern. Tantalus war der Freund der Götter, sie nahmen ihn sogar an ihre Tafel, und speiseten auch bei ihm. Aber er ward übermüthig, raubte Nektar und Ambrosia, und gab es den Sterblichen *). Neuere Dichter lassen ihn daher den Göttern die Becher stehlen, wie Nonnus **). Er ward dafür in der Unterwelt bestraft; seine Strafe wird aber verschieden bestimmt. Das Verbrechen des Sisyphus erzählt der Scholiast über den Apollodor ***), und Pausanias †). Er verrieth dem Äsopus, daß Jupiter seine Tochter geraubt habe. In der ältesten Fabel ist er überhaupt eben so wie Prometheus wegen seiner List berühmt ††). — Zu diesen kann man noch die Fabel vom Ixion hinzufügen, die zwar nicht Homer und Hesiod, aber doch Pindar †††) erzählt. Er war eben wie Tantalus, ein Vertrauter der Götter, aber auch er konnte sein Glük nicht ertragen, und verliebte sich in die Juno. Zur Strafe ward er in der Unterwelt ans Rad geflochten.

Wenn

*) Pind. Ol. I, 98. ꝛc.
**) Nonn. Dionys. I, p. 16. v. 24.
***) Apollod. III, 12. 16.
†) Pausan. p. 121. Ed. Kuhn.
††) Il. VI, 153.
†††) Pind. Pyth. II, 40. ꝛc.

Wenn man diese Fabeln mit einander vergleicht, so wird es klar, daß die älteste Vorstellungsart diese war: persönliche Beleidigungen und Frevelthaten gegen die Götter, werden von ihnen auch noch in der Unterwelt gestraft. Also kein hoher Begrif von der Gerechtigkeit der Götter, vermöge welcher sie Alles Böse bestrafen, und Alles Gute belohnen, brachte die Menschen zuerst auf die Vorstellung von Belohnungen und Strafen nach dem Tode; sondern sie floß aus den Begriffen, die man sich von dem Charakter der Götter machte. Dieser war ganz nach dem Charakter der Helden, der größten Menschen jenes Zeitalters, gebildet. Rachsucht war Hauptzug in ihrem Charakter, also auch in dem Charakter der Götter.

Die Ursache, warum die ältesten Dichter die Strafen solcher Ruchlosen in die Unterwelt versetzten, war gewiß nur die, das Fürchterliche der Strafen auffallender zu machen. Nebenbegriffe von Ewigkeit der Strafen und dergleichen muß man gar nicht damit verbinden. Es war bloß genauere Bestimmung des Orts, nichts weiter. Daher giebt es auch eben so viele Fabeln, nach welchen Ruchlose und Verräther der Gottheit auf der Oberwelt ähnliche Strafen dulden, wie jene in der Unterwelt. Dahin gehören die Fabeln vom Prometheus, der am Kaukasus angeschmiedet ward; vom Atlas, der nach der ältesten Fabel zu den Titanen gehörte, die den Himmel stürmten; und viele andre.

Daß

Daß man sich aber die Unterwelt als einen Ort der Quaal dachte, dazu trug nichts mehr bei, als daß man zwei Begriffe, die ursprünglich ganz verschieden waren, mit einander verwechselte, die vom Tartarus, und vom Reich der Todten. Der Tartarus ist ursprünglich ein großer Schlund unter der Erde, in dem Kronus und die Titanen ihre Wohnung haben, nachdem sie Jupiter aus dem Himmel vertrieben hatte. So beschreibt ihn Homer an vielen Stellen. *) Aber nie macht ihn Homer zur Wohnung der Todten. Auch Hesiod in der Hauptstelle über den Tartarus, **) erwähnt kein Wort davon, daß hier das Reich der Schatten sei; allein an einer andern Stelle ***) scheint auch er diese beiden Begriffe schon verwechselt zu haben. Nachher wurden Tartarus und Reich der Todten gleichbedeutende Wörter; man trug also alle die Vorstellungen, die man von jenem hatte, auf dieses über; und so mußte nothwendig die Unterwelt zu einem Orte der Quaal werden.

Eben so wie der Begrif von Strafen nach dem Tode entstand, bildete sich auch der Begrif von einem künftigen glüklichen Leben. Freunde und Verwandte der Götter werden von ihnen entweder in den Olymp aufgenommen, oder in die Elysischen Gefilde und in die Inseln der Seligen versetzt.

*) z. B. Il. VIII, 477. **) Theog. 717 - 820.
***) Asw. 254.

setzt. Eine der deutlichsten Stellen hierüber findet sich beim Homer *). „Es ist dir nicht bestimmt, „sagt Proteus zum Menelaus, in Argos zu sterben. „Ins Elysische Gefilde, wo die Gränzen der Erde „sind, werden die Götter dich senden, weil du der „Helena Gemahl und Jupiters Schwiegersohn bist. „Dort wohnt der blonde Rhadamanth; ein Leben „ohne Mühe führen dort die Menschen; dort giebt „es keinen Schnee, keine Kälte, keinen Regen; „kühle Westwinde, vom Ocean her, erfrischen die „Menschen.“

Diese Stelle lehrt uns, daß Menelaus deswegen dorthin soll versetzt werden, weil er ein Verwandter Jupiters war. Rhadamanth, dessen der Dichter erwähnt, ist gleichfalls ein Sohn Jupiters **). Wir lernen ferner daraus, daß die älteste Vorstellungsart nicht die war, daß die Menschen nach ihrem Tode dahin gelangen, sondern daß sie lebend dahin versetzt werden.

Beim Hesiodus finden wir diese Vorstellungsart schon erweitert. Er versetzt in die Inseln der Seligen, die ihm eben das sind, was dem Homer die Elysischen Gefilde, das ganze Geschlecht der Helden, die vor und zu den Zeiten des trojanischen Krieges lebten ***). Die Idee des Homers, daß sie ohne zu sterben dahin kommen, ist schon bei ihm

*) Od. IV, 561-570. **) Il. XIV, 322.
***) Ergy. V, 166. ꝛc.

ihm verschwunden. In der Folge ging man weiter, und bestimmte jene Gegenden allen großen Männern, besonders den Erettern und Befreiern des Vaterlandes, zum Aufenthalte; so werden z. B. in dem Skolio des Kallistratus *) Harmodius und Aristogiton, die Athen von der Herrschaft der Pisistratiden zu befreien suchten, dahin versetzt. „Geliebter Harmodius, du bist nicht gestorben: „in den Inseln der Seligen bist du, wo der „schnelle Achill und Diomed, der Sohn des Ty„deus, wohnt." Noch andre Vorstellungsarten finden sich beim Pindar **), worauf ich hernach zurückkommen werde.

Die Idee von den Elysischen Gefilden und den Inseln der Seligen ward besonders dadurch ausgeschmükt, daß man Schilderungen des goldenen Zeitalters, wie wir sie noch beim Hesiod finden, und wie sie bei unzähligen andern mögen gewesen sein, auf jene übertrug. Dahin gehört zum Beweis, wenn Pindar ***), ganz der ältesten Fabel entgegen, den Kronus zum Beherrscher der Inseln der Seligen macht. Nach den Erzählungen des Homers und Hesiods wohnt er mit den übrigen Titanen im Tartarus; allein ehe er dahin verstoßen ward, hatte er während des goldenen Zeitalters geherrscht †).

So

*) Brunks Anal. T. I. p. 155. **) Ol. II, 105. ff.
***) Ol. II, 128. †) Hesiod. Ἔργ. 110.

So wenig die ältesten Dichter den Ort, wo die Gottesverächter gestraft werden, bloß auf die Unterwelt einschränkten, eben so wenig beschränkten sie auch den Ort der Belohnung auf die Elysischen Gefilde allein. Es ist sehr alte und vielleicht die älteste Vorstellungsart: daß Menschen, die von den Göttern aus besondern Ursachen geliebt werden, entweder lebendig oder auch nach ihrem Tode in den Olymp selbst aufgenommen werden. Dies beweisen die Fabeln von Herkules, Pelops *), und Ganymed. Andre wohnten an andren Oertern, wo sich Götter aufhalten, wie Menelaos in Argos; eben so bieten Circe und Kalypso dem Ulyß die Unsterblichkeit an, wenn er bei ihnen in ihren Inseln bleiben will. Alle diese Fabeln zusammen genommen beweisen es deutlich, daß Strafen und Belohnungen im künftigen Leben nach den ältesten Vorstellungen nur Folge der persönlichen Liebe, oder des persönlichen Hasses der Götter sind.

Hätten wir die Reihe von Dichtern noch, die zwischen dem Homer und Aeschylus lebten, so würden wir sehen, wie sich dieser Begriff immermehr entwickelte, bis man zuletzt zu der Ueberzeugung gelangte, daß unser künftiges Schicksal von unseren moralischen Verdiensten abhänge. Allein die wenigen Fragmente, die uns von ihnen allen noch übrig geblieben sind, leisten uns in dieser Rükſicht gar keine

*) Pind. I, 64. ꝛc.

keine Dienste. Man könnte vielleicht glauben, daß die Gesetzgeber Griechenlands, die in diesem Zeitraum lebten, viel zu der Ausbildung und Ausbreitung dieses Begriffs beigetragen hätten. Aber dies geschah nicht. Solon drohte zwar den Uebertretern der Gesetze Strafen der Gottheit, aber er schränkte sie nur auf das gegenwärtige Leben ein. Dies lehrt ein sprüchwörtliches Fragment dieses Dichters, das sich beim Demosthenes findet*) ...

Aeschylus geht schon einen Schritt weiter, als Homer und Hesiod. Grobe Verbrechen, Meineid, Verletzungen des Gastrechts, vornämlich aber Mord, werden nach seinen Begriffen, sowohl in diesem Leben, als auch jenseit des Grabes bestraft. Hades ist bei ihm der Richter der Menschen**). „Hades, ein strenger Richter der Sterblichen, wohnt unter der Erde. Alles schreibt er „ins Buch seines Herzens." Und V. 335 sagt der Chor der Furien: „uns ist das Amt gegeben, den „Mörder zu verfolgen bis ans Grab. Aber auch „nach dem Tode ist er nicht frei." Eben das wird von denen gesagt, die das Recht der Gastfreundschaft verletzen***). Von Belohnungen nach dem Tode findet sich bei ihm keine Spur. Auch die Seelen der Helden und Könige, wie des Agamem-

*) Demosth. de fals. legat. Op. T. I, p. 422. Ed. R.
**) Eumenid. 272. et
***) Supplic. 421.

gons und Darius ſind im Reiche des Hades, und ſteigen, wenn ſie erſcheinen, aus ihren Gräbern hervor. Der Tartarus iſt bei ihm ein tiefer Schlund unter dem Reiche des Hades *).

Ganz verſchiedene Vorſtellungen von allen bisherigen finden ſich im Pindar. Der Begrif vom künftigen Leben und von bevorſtehenden Strafen und Belohnungen war ſchon vor den Zeiten des Dichters von Philoſophen behandelt worden; und die Ideen derſelben trägt Pindar in ſeine Gedichte hinein. Hauptſtellen über dieſen Gegenſtand ſind Ol. II, 101 f. 143. und ein Fragment, das uns Plato in ſeinem Meno erhalten hat **). Die erſte Stelle lehrt uns, daß Pindar allerdings glaubte, daß das künftige Schikſal der Menſchen von ihren Betragen im gegenwärtigen Leben abhange. Die Rechtſchafnen gelangen gleich nach ihrem Tode in einen Zuſtand, wo ſie ohne alle Mühe und beſchwerliche Arbeit, ein glükliches Leben führen; die Böſen hingegen werden geſtraft.

Mit dieſen Begriffen aber verbindet Pindar noch andre, die aus der Philoſophie der damaligen Zeit geſchöpft ſind. Die Seelen der Verſtorbenen kehren mehrmals in menſchliche Leiber zurük. Halten ſie ſich gut, und führen dreimal ein tugendhaftes Leben; ſo gelangen ſie zu den Inſeln der Seligen. Die Beſchreibung derſelben iſt, wie ich

*) Prometh. vinct. 151. **) Op. T. IV, p. 350. 351.

wir schon oben bemerkt haben, theils von den Elysischen Gefilden des Homers, theils von dem goldenen Zeitalter des Hesiods kopirt.

Pindar sieht überdem das Leben in der Unterwelt als einen Stand der Reinigung von den noch anklebenden Schwachheiten an. Dies lehrt das eben angeführte Fragment. „Welche Proserpina, heißt es, für ihre alten Vergehungen „büßen läßt, deren Seelen schikt sie im neunten „Jahre wieder auf die Oberwelt zurük. Aus diesen werden wie Könige, furchtbar an Macht, „und Männer groß an Weisheit. In der Zukunft „aber werden sie von den Menschen heilige Heroen genennt" (wenn sie nämlich auf den Inseln der Seligen wohnen). Die Vorstellung ist also die: die Seelen aller großen Männer sind dadurch zu einer so hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt, daß sie nach der Trennung von ihrem ersten Körper in der Unterwelt sind gereinigt worden.

Allein dergleichen Meinungen blieben bloß Meinungen einzelner Leute, wurden nie Volksbegriffe. In den Mysterien scheinen sie vornämlich fortgepflanzt und ausgebildet worden zu sein; dies lehret uns eine Stelle in Platos Phädon *). Daß aber das Glük unsers künftigen Lebens von unserm Wohlverhalten im gegenwärtigen abhange, ward vor-

*) Op. T. I, p. 114.

nämlich durch die Gesänge der folgenden Nächte allgemeiner Volksglaube. Eine schöne Stelle hierüber findet sich in Pietros Apologie, am Ende. Ich halte es aber für unnöthig, diese Materie durch die spätern Dichter zu verfolgen, da das, was sie verändern und hinzusetzen, fast allemal auf poetischen Schmuck hinaus läuft.

Göttingen. Heeren.

Nachricht von einer kleinen wiedertäuferischen Gemeine in Nordamerika. *)

I.

Ephrata in der Grafschaft Lankaster in Pensylvanien, den 29ten April 1784.

Zwölf englische Meilen von Lankaster und achtzehn von Reading, liegt, in einem Thale, die Wohnung der sogenannten sabbathistischen Wiedertäufer. Im Jahr 1735 ward hier diese Ver-

*) Von dem Verfasser des Briefes aus Boston. Berl. Monatschr. B. III, S. 487.

Mor hinüber gestiftet; und bestand aus Einsiedlern in dem damals wüsten Lande. Diese waren Deutsche, durch verschiedene Unglücksfälle aus ihrem Vaterlande getrieben. Zu der Zeit gab es an diesem Orte noch keine deutsche Prediger. Vier leibliche Brüder, Ackerlinge genannt, fügten sich zur Gesellschaft im Jahre der Stiftung. Konn und Beizel, ein sanfter ungelehrter Mann, der sie bekehrt hatte, blieb ihr Freund. Sie herrschten über die Brüder. Endlich wurde man *); und die Ackerlinge verließen das Kloster, zur Nachtzeit, mit Gut und Geld, um sich vierhundert englische Meilen (200 deutsche) weiter niederzulassen. Einige wurden daselbst von den Wilden ergriffen und ins Elend nach Kanada geschleppt, von wo zwei derselben sich zu Schiffe nach Frankreich begaben, zu Rochefort aber an einer Seuche unter dem Schiffsvolke starben. — Nach der Flucht der Ackerlinge wählte man Vorgesetzte. Beizel, der eigentliche Stifter, ward stets geehrt bis an seinen Tod, der vor funfzehn Jahren sich zutrug; allein die Beamten wurden so eingeschränkt, und stets abgewechselt, daß niemand zuletzt mehr Oberhaupt sein wollte. Jetzt findet eine große Unabhängigkeit Statt: ein jeder Bruder arbeitet für sich, und ernährt sich selber ganz, und zum Theile die Alten

*) Man wird im folgenden Briefe sehen, daß die herrschende Herrschsucht das Unrecht verursachte.

und Armen. Nun Peter Müller verwaltet das Amt eines Lehrers in der Kirche.

Die Gebäude dieser Klösterlinge nehmen acht zig Morgen ein, zwischen welchen das schönste Gras wächst, durch eine Bergquelle bewässert, die ihre Mühlen treibt. Zuerst stießen sich die Brüder in kleinen Häusern nieder; bauten aber unter den Aeltesten ein größeres Gebäude für sich, und ein andres für die Schwestern, welche letztern in der Geschichte nicht vorkommen, weil sie stets in Frieden gelebt haben *). Der Schwestern sind mehr als zwanzig, sie verkaufen ihre Arbeit nach gemeinschaftlich, jede hat eine sehr kleine Zelle, mit Büchern, Kleidern und Hausrath, außer der Schlafstube. Ihre Kirche ist von der Brüder ihrer geschieden. Beym Liebesmahle sehen sie die Brüder, und sonst wenn Ursachen dazu da sind. Die meisten sind zwischen sechzig und siebenzig, die Jüngste dreißig Jahr alt. Der Brüder giebt es keine zwanzig mehr. Kinder und Jünglinge haben sich in das Kloster aufnehmen lassen, sind aber nach dem zwey- oder drey und zwanzigsten Jahre heraus gegangen. Von diesem Alter giebt es keinen unter den Brüdern. Sie sind alle entweder jünger, oder über das sechzigste Jahr.

Mit

*) Man wird im zweiten Briefe sehen, daß die Sache sich nicht ganz so verhält.

Mit Geld hat man hier wenig zu thun. Das Landvolk bringt Korn und Fleisch her, man mahlt ins Kloster, und jeder kocht für sich, weil nicht alle das Mehlmilche mögen. Die Brüder drucken auf selbstgemachtes Papier ihre Vollmachten und Ankündigungen für die Gerichte, oder Uebersetzungen für sich selbst. Müller hält eine Singschule und lehrt vortreflich. Es giebt auch Hausleute, das ist, Familien, die zur Gesellschaft gehören, aber auf dem Lande wohnen, und welche Anfangs sich wie die Brüder kleideten, sich jetzt aber nur durch einen langen Bart auszeichnen. Sie kommen hier zum Liebesmahle, und wohnen der Taufe der Klösterlinge bei. Sie laden zuweilen alle Gemeinen zusammen ein, welche Bewirthung ihnen vier oder fünf Pfund (funfzehn bis neunzehn Thaler) kosten mag. Sie berufen die Klösterlinge im Fall einer Krankheit, einer Leiche, oder andrer Umstände wegen.

Die Meinungen der Täufer lassen sich schwerlich bestimmen, weil ein Glaubensbekenntniß unter ihnen bekannt ist, und jeder etwas verschieden denkt. Nur in wenigen Punkten müssen sie übereinstimmen. Die Brüder und Schwestern müssen sich der Ehe enthalten, den Tag über geschäftig sein, den Religionsübungen beiwohnen, und wenn es erfordert wird, verreisen. Die Hauptlehren aber sind: daß der Mensch erst im männlichen Alter, wenn er von sich abhängt, und es fordert,

getauft werden könne; und daß das Gebäude am Sonnabend, nicht aber am Sonntage gefeiert werden müsse. Bücher gibts da hier weniger, als Bibel, hier versifizirte Lieder, Lebens- und Leidensgeschichten der Heiligen, u. dergl., alle in deutscher Sprache.

Beizel war Bäcker zu Heidelberg. Als Handwerksbursche reiste er von einem Orte zum andern, bis er der Verfolgung wegen Deutschland verließ. Er gerieth zu den Inspirirten, und kam mit zwei Gespannstiften nach Amerika. Nachdem er einige Jahre daselbst als Weber gelebt hatte, schied er sich von den Sonntags-Täufern, weil ein Theil der Gemeine sich zum ehelichen Leben geneigt zeigte. Er war nach seines Vaters Tode geboren, immer keusch geblieben, und lebte in der Einsamkeit, als andere Einsiedler ihn zu ihrem Priester erwählten, und er die Gesellschaft stiftete.

Die Aekkerlinge waren Söhne eines Rathsherrn zu Straßburg, die nach des Vaters Tode mit der Mutter hieher kamen, und wovon der dritte ein Maurer, die übrigen andere Handwerker wurden. Als sie zu der Gesellschaft traten, waren sie darin wegen ihrer besseren Erziehung, die Angesehensten. Nach ihrer Flucht kam der älteste, Samuel, zurück zu einem Vorgeben Gegend, und stieb da.

Peter Müller, der einzige Gelehrte, war ein Kandidat der Theologie, hatte zu Heidelberg studirt, und war zum Predigen, doch nicht zur

Taufe,

Taufe, ordinirt. Mit dreißig Gulden in der Tasche verließ er seinen Vater. Nachher predigte er hier, ward auf Bitte der deutschen Landgemeine durch die presbyterianische Geistlichkeit zu Philadelphia examinirt, und zum Prediger ordinirt. Er verließ aber nach vier Jahren seine Gemeine, um sich zu bekehren, taufte andere, ward getauft, und sechs Monate nach Errichtung dieser Gesellschaft kam er zu ihr. Bis dahin hatte er als Einsiedler gelebt.

K.

Ich Bruder Jaebez, sonst genannt Peter Miller, Vorsteher der Klöster in Ephrata in Lancaster County in Pensylvania, bekenne hiemit, daß diese von Herrn K. aufgesetzte Schrift, der Wahrheit gemäß, und nach christlicher Bescheidenheit eingerichtet ist. Ephrata, den 29 April 1784.

II.

Reading in der Grafschaft Berks in Pensylvanien.

Nachdem der alte Eremit meine Beschreibung des Klosters (oder meinen ersten aus Ephrata datirten Brief) bestätigt hat, muß ich einige Anmerkungen hinzufügen, die ich ihm freilich nicht vorlegen konnte.

Es

Es ist ein ganz gemeines unwissendes Volk, welches hier zusammen gelaufen ist. Der nämliche fanatische Geist besaß sie, welcher dergleichen Leute vor zwei Jahrhunderten, und seitdem von Zeit zu Zeit, in mehrern Gegenden Deutschlands beseelt hat. Als Jünglinge kamen sie her, und nährten ihre Schwärmerei in Wüsten, wo sie von Wilden angestaunt wurden. Sie machten unter ihren Landsleuten manchen Proselyten, welche alle nach Aeutern trachteten. Es waren häufige Zänkereien unter ihnen. Die Aekkerlinge waren durch Beizel bekehrt, und dieser setzte einen von ihnen zum Vorsteher an. Sie zwangen die Brüder zu sklavischen Diensten, um ihren Geist zu tödten; sie bauten Häuser, gaben den Oertern biblische Namen, und scheinen einigermaßen große Absichten gehabt zu haben.

Erst lebten die Schwestern auch in Einsiedeleien. Es hat schändliche Klagen und Untersuchungen wegen selbstangegebener Kindermorde gegeben. Dies gestand mir Miller erst spät, nachdem ich in seiner Abwesenheit von einem neulich angenommenen Bruder, welcher ein sanftmüthiger schwacher Mann, und übrigens ein Schuster ist, dergleichen erfahren hatte. „Man hat freilich geglaubt, sagte Miller, daß wir Erzhuren wären.“ — In Gegenwart der singenden Schwestern sagte er mir, daß eine derselben älter als zwanzig Jahr gewesen, wie sie sich diesem Leben gewidmet hätte.

Ein

Sie aber lachten darüber ziemlich frei, trotz ihrer ehrbaren scheinheiligen Miene; und eine sagte so laut, daß ich es deutlich hören konnte: ich war zum wenigsten vierzig Jahre alt. — Müller nannte er mir auch Bezels „geistliche Tochter;“ aber ich konnte nicht erfahren, was er darunter verstund.

Der deutsche Prediger Mühlenberg zu Lankaster sagte mir sehr richtig: daß der Mangel an Predigern im Lande der Sekte günstig gewesen wäre, und daß ihre Anhänger itzt stark abnähmen. Die Umstände sind nämlich itzt verändert. — Ohne über das Alter der heiligen Mägde zu spotten, kann man es doch natürlich erklären, daß ihre Jugend manchen Jünger anzog. Nicht weit von einem großen Gebäude sah ich einen Bruder und Schwester, die in der Ehe lebten. Er hatte sie nämlich im Kloster geschwängert. — Der Schuster von Lankaster erzählte mir, er sei immer zu blöde gewesen, ein Mädchen anzusprechen. Er ist in seinem vierzigsten Jahre; die übrigen Brüder sind entweder Deutsche und Irländer, oder Amerikaner und noch in Kindesjahren. Die Jünglinge dauren nicht mehr aus. — Es giebt eigentlich kein gemeinschaftliches Band mehr unter den Brüdern; sie sind äußerst dumm, und wirklich keines Systems fähig.

Müller zeigte in seinen gemeinen Ausdrükken einige Strahlen von Genie: „Es giebt, sagte er „mir, ein Principium des Lichts, und eines der „Finsterniß; ihr Gemisch macht den Menschen

aus

„aus, der, nach dem Bilde des Gottheit geschaffen, „ihr darin gleich ist. Denn Gott hat einen Kör„per, der Alles umfaßt. Seine Gattin ist die Jung„frau Sophia, der heilige Geist. Sie ward durch „den Teufel geschwängert, und flüchtete sich im Wer„schen vereinigen; der aber ein Weib verlangte, „und fiel. — Nach gewissen Epochen wird alles „zurück kommen, und selbst der Teufel selig wer„den; herrlich aber nicht, denn ein Geschöpf kann „das Vorrecht durch die Sünde verlieren. — Alles „gründet sich auf Demuth und die Ueberschätzung „der Jungfrau Sophia." — Wie alle Religionsstifter bildet er sich ein, und verspricht seinen Anhängern: die Könige werden einst vor ihnen niederknien. Seine Neigung, Aufsehn zu machen, ist offenbar, und sein Ehrgeiz zeigte sich mir vorzüglich darum, daß er behauptete, niemand habe die Gesellschaft mehr der Wahrheit gemäß beschrieben, als der Abt Raynal; dessen Roman *) nun doch nur mit der vorhergehenden Darstellung, welche Müller selbst unterschrieben hat, verglichen darf,

*) S. dessen Histoire des établ. & du comm. des Européens dans les deux Indes, B. 18. Kap. 5. (nach der Genfer Ausg. 1780. in 4. Bd. IV. S. 77.) Er beschreibt sie ihrer Glaubens- und Handlungsart nach, als höchst liebenswerth und ehrwürdig; und spricht auch von ihrem Wohlstande und ihrer Anzahl in viel zu hohen Ausdrükken, — mancher andern Unrichtigkeiten in seinen Nachrichten nicht zu gedenken.

und vom Gegentheil überzeugt zu ſeyn. Wie ich ihm in meinem Aufſatze von Attika über die Meinungen der Sabbatiſten vorlas, war er ſehr aufmerkſam, und freute ſich, wahrſcheinlich darüber, daß ich der Menſchen noch ſo viel Vernunft zutraute.

Es war mir merkwürdig, daß dieſer Mann, der ſo viel Wunder erſonnen hat, und wirklich glaubte, eine ganz natürliche Sache nicht begreifen konnte, und ſie für ein Wunder hält. Mir ſagte er im ganzen Ernſte: die Bevölkerung Amerika's ſey das größte Mirakel in der Natur; welches er damit beweiſen wollte, daß er ſich in ſeiner Jugend alle die männliche Stelle, die er noch lebe, wieder gelaufen habe, damit es kein von Menſchen ſinnen Gott bleiben Grund zu glauben, daß damals die Gegend noch ſo öde geweſen, daß die Wilden ihm und den Einſiedlern ganze Hirſche für ein Paar (d. h. einen Groſchen) verkaufen hätten, da itzt die nämlichen Wildſchaften beinahe dreihundert Meilen, oder den Einöden, zurückgewichen wären.

Den deutſchen Fleiß habe ich an dieſem Orte, wie in ganz Penſylvanien, bewundert. Denn obgleich die ſogenannten großen Gebäude nur groß in Vergleichung der erſten Hütten, und wirklich klein ſind; ſo iſt man doch nicht weniger erſtaunt über die Menge kleiner Zimmer, Säle, Kapellen, Treppen und Gänge in denſelben, vorzüglich da alles hölzern und dennoch ſehr dauerhaft iſt.

Wie

Wie die Menſchen ſich überall unter das Joch falſcher Aerzte, wie falſcher Prieſter, geſchmiegt haben: ſo iſt auch im Kloſter eine Apotheke, welche vielleicht nicht weniger als der Aberglaube, zu dem — itzt freilich nur ſchwachen — Anſehn beiträgt, welche die Sekte noch im Lande behauptet.

Miller hat mir eine Geſchichte der Geſellſchaft und ein ſchwärmeriſches Syſtem, das erſte deutſch, das andre aus dem Deutſchen ins Engliſche überſetzt, gegeben. Beide ſcheinen nicht intereſſant, nachdem man die Menſchen ſelbſt geſehen und gehört hat. Wären die erſten Stifter noch am Leben, hätten die jetzigen Brüder und Schweſtern Neigung, oder Gelegenheit, oder ſelbſt Verſtand genug, die Geſchichte des Kloſters und ihre eigne zu ſchreiben, und was ich noch vorzuthun würde, zu erzählen: ſo könnte man etwas ſehr Lehrreiches daraus verfertigen, und der Philoſoph würde in der Hiſtoria des Häufleins dieſer Heiligen den Grund und die Entwikkelung des Fanatismus leichter entdekken, als in den zerſtreuten Zügen der groſſen Weltgeſchichte.

K.

Nimmt der Papst Behauptungen zurük?

Seit einiger Zeit behaupten mehrere katholische Schriftsteller: daß die Päpste von der Härte und Ungerechtigkeit mancher von ihren Vorfahren feierlich erlassenen Verordnungen so überzeugt sein, daß sie dieselben zurüknehmen. Ja man führt sogar namentlich bestimmte Verordnungen an, welche auf die Art sollen zurük genommen worden sein. Hierbei ist aber merkwürdig: 1) daß sich nirgends eine Bulle oder ein Breve als Aufhebungsedikt jener ältern harten Verordnungen findet, auch niemals ein dergleichen Edikt von denen, welche jenes behaupten, angeführt wird; 2) daß diese Behauptung geradezu dem ganzen System der katholischen Kirche widerspricht, und also unmöglich wahr sein kann; und 3) daß der Papst noch immer vieles thut, was seinen ältesten härtesten Verordnungen gemäß ist. Da also weder die sinnliche Erfahrung (oder der Augenschein), noch ein Vernunftschluß diese Behauptung begünstigt, vielmehr sie durch Fakta umgestoßen wird; so ist in der That schwer zu begreifen, wie unter den Katholiken Männer, die das System ihrer Kirche vollkommen kennen, doch dergleichen öffentlich sagen können. Obgleich es nicht völlig so schwer

zu begreifen sein mag, warum sie dergleichen sagen.

Der Akatholikus Tolerans rügte (B. Monatschr. Bd. III. S. 189.) des Papstes wen getriebene und immer fortgesetzte Ansprüche; namentlich: daß er alle kirchliche Einrichtungen der übrigen christlichen Parteien, den längsten und festest begründeten Besitz, den ganzen westfälischen Frieden, und alle daraus hergeleitete Rechte der protestantischen Landesherrn, für unrechtmäßig und null, für erschlichen und ungültig erklärt und ansieht, daß er uns Protestanten noch immer Unläubige nennt, noch immer die unsern Fürsten anheim gefallnen Bisthümer für Lehne des römischen Stuls hält und sie demzufolge vergiebt. Herr Schorenstein, Dominikanermönch, Pater und Pfarrer zu Berlin, also ohne Zweifel ein wohl unterrichteter Mann, sagt dagegen im histor. Portefeuille (1784, Novembr. S. 570.) „Zu Rom „sieht man nun auch" (zum Gegensatz dessen, was vor 130 Jahren geschah) „seit lange alles dieses „ein. — Dadurch fällt alle Furcht, die diese Pro„testation" (des Papstes gegen den westfälischen Frieden) „verursachen könnte, bei Sachkundigen „von selbst weg. — Möchte diese Furcht doch heut „zu Tage, wo so viel andre Gespenster durch die „Aufklärung verjagt worden sind, aus allen Her„zen gutdenkender Protestanten verbannt werden!

„Sie

„Sie ist wirklich ein bloßes Schreckenbild der Kin„der, u. s. w.“ — Höchst sonderbar! Die feierlich in dieser Bulle, also ex cathedra, gesprochenen Worte P. Innocenz X. sind so deutlich bestimmt, so ausführlich genau, so beredt, heftig und hart, (man s. B. Monatschr. 1785, Jan. S. 45.), daß auch wohl andre als Kinder dabei erschrekken möchten. Mit Recht fragt daselbst (S. 37.) H. Hm. den P. Schorenstein: „War dieser Innocenz X. unfehlbar? können wir gegen den unfehlbaren Ausspruch des Statthalters Gottes auf Erden, der gutherzigen Versicherung eines Missionars in partibus infidelium Glauben beimessen?“ Denn woher sollen wir es wissen, daß dieser unfehlbare Ausspruch itzt ungültig sei? Aufgehoben, zurükgenommen ist diese Protestation vom römischen Hofe nie. H. Schorenstein sagt daher auch nur (hist. Portef. 4. a. O.) „Die „längst vergessene Protestation Innocenz des X.“ Längst vergessen! Von wem? Freilich wohl von manchem protestantischen Staatsmann und Geistlichen und Laien, welche nicht immer an die ewig unverjährten Rechte der Kirche, und ihren ewig regen Geist sie in Ausübung zu bringen, gedenken. Aber auch vergessen von dem römischen Hofe selbst? Da die Sammlungen seiner Dekrete diese Protestation noch immer enthalten? da er nie dieselbe aufgehoben hat? da er noch tagtäglich derselben gemäß verfährt? da er noch immer für die Un-

gläubigen *) in Magdeburg, Brandenburg, Lebus u. ſ. w. Biſchöfe ernennt? da dieſe Ernennung geſchieht, um, wie P. Schorenſtein (a. d. O. S. 569.) ſelbſt ſagt, „die verlohrnen Bisthümer in Andenken zu erhalten;" oder wie P. Riſt (in ſeiner kurzen Reiſebeſchreibung, München, 1736. §. 12.) noch offener ſagt: „um „die verlohrnen Bisthümer aufrecht zu erhalten?"

H. Schorenſtein iſt ein ächter Katholik. Er erklärt ſich dem zufolge, geradezu und öffentlich, wie es einem ehrlichen Manne zukömmt, (a. a. O. S. 565.) für die Hauptgrundſätze des römiſchen Syſtems, ſo wie dieſelben unter andern von P. R. Bruns **) vorgetragen worden. Dieſe ſind folgende: „die katholiſche Religion iſt die einzige „wahre chriſtliche Religion, und die katholiſche „Kirche die einzige wahre Kirche Chriſti, außer „welcher keine Seligkeit zu hoffen iſt (S. 508.); „ein jeder (katholiſcher) Chriſt muß bekennen, daß „außer der wahren (katholiſchen) Kirche „Chri-

*) „Welches Wort Ungläubige in ausgedehntem „uneigentlichen Verſtande alle diejenigen bedeutet, „welche ſich vom Schooß der katholiſchen Kirche „entfernt haben." P. Schorenſtein a. a. O. S. 569.

**) In ſeiner Erklärung des katholiſchen Glaubensbekenntniſſes. Paderborn und Münſter, 1772. 8.

„Christi keiner selig werden kann" (S. 492); „die Kirche kann nicht ohne die Einigkeit des „Glaubens bestehen, und man muß daher die „Lehren der Andern verwerfen, verdammen, „und verfluchen." (S. 488. 495). „Die Kirche „nennt alle diejenigen, die von unserer" (der katholischen) „Glaubenslehre abgewichen sind, in „ihrer gewöhnlichen Sprache Ketzer, und alle „widrige Lehren Ketzereien; und sie verdammet „alle irrige Glaubenslehren" (S. 492). „Wird „eine Ketzerei verdammet, so werden nebst solchen „Lehren die Anhänger derselben für ketzerisch, „und der darauf bestimmten Strafen der Kir„che schuldig erkläret. 5 B. Mos. XVII, 12. „Hierauf gründet sich das sogenannte Inquisi„tionsgericht. Will hier einer vorgeben, das alte „Gesetz sei abgeschaft; der muß auch in der Folge „zugeben, daß das Böse im Neuen Test. unge„straft bleiben müsse, und daß also eine geistliche „Obrigkeit umsonst eingestellt ist." (S. 496.) Sollten etwa Leser, denen diese Sätze zum erstenmal in ihrem Leben vorkommen, und denen sie also desto mehr auffallen müssen, glauben, daß eine Kirche, die dergleichen lehre, vom Staate nicht könne geduldet werden; so verweist H. Schorenstein sie darauf, daß die Schriften des P. K. Bruns, in welchen (wie in jedem andern ihrer Lehrsysteme) diese rechtgläubigen katholischen Sätze behauptet werden, doch mit Genehmigung, ausdrücklicher

Erlaubniß, und speciellem Verlagsprivilegium der Könige von Preußen in den preußischen Staaten gedrukt sind. Alles gut und richtig! Auch lobe und ehre ich ihn darum. — Nur, wie kömmt ein so ächter Katholik dazu, so etwas unkatholisches, als ich oben von ihm angeführet habe, von seinem Papste zu behaupten? Wenn alle eben beigebrachte Sätze wahr sind; wenn es ferner wahr ist: „daß die sichtbare katholische Kirche in Glaubenssachen unfehlbar ist und unbeweglich bleibt, daß man nur bei ihr die Wahrheit suchen müsse, auch bei ihr sie finden werde, und sonst keinesweges" (P. R. Bruns a. a. O. S. 499. 500); „daß ferner der Papst, nicht zwar als Mensch für sich, aber als Papst, d. i. als das Haupt der Kirche, wenn er auf dem Stuhle Petrus vermöge seines Amtes und nach der Fülle seiner höchsten Gewalt," (sogar) „allein, außer einer Kirchenversammlung in Glaubenssachen etwas erkläret, entscheidet, und beschleußt" (S. 501), (also, wenn er Bullen und Breven schreibt) „auch unfehlbar ist" (S. 505); wie kann denn eine feierlich ergangene und nicht wieder aufgehobene Verordnung eines solchen Papstes anfangen, von selbst ungültig zu werden? Daß von Glaubens- und Religionssachen die Rede sei, wird niemand läugnen. Was aber in der katholischen Religion wesentlich und zufällig sei, kann kein bloßer Pfarrer, sondern nur die unfehlbare Kirche (P. R. Bruns, S. 93), und

also auch deren unfehlbares Oberhaupt entscheiden. — — Ich komme zu einem andern Beispiele.

Verschiedene Päpste haben zu verschiedenen Zeiten das Land Preussen, dessen Existenz sie kurz vorher nicht einmal kannten, dessen Einwohner von den deutschen Ordensrittern aus dem benachbarten Polen, wohin sie öftere Einfälle thaten, auf Bitte der Polen zurükgeschlagen wurden, und welches darauf, als ein eigenes keinem andern gehöriges Land, von dem Orden durch Tapferkeit und Glük erobert ward; — dies Preußen haben die Päpste unter das Recht und das Eigenthum des Römischen Stuls auf ewige Zeiten genommen, und den Besitz davon dem Orden auf die Art überlassen, daß sie es ihm zu Lehn gaben, und den Eid der Treue dagegen von ihm forderten; wobei sie ausdrüklich festsetzten, daß weder vom Orden selbst noch von sonst jemand dies Land jemals der Lehnshoheit oder Oberherrschaft eines Andern unterworfen werden sollte. *) Der

*) Aus mehrern päpstlichen Bullen hierüber will ich nur die bekannteste und für die meisten Leser am leichtesten zu findende anführen, die von P. Innocenz IV. vom J. 1243 (in Dregers Codex Pomeran. Bd. I. S. 246, und in den Acta Borussica, Bd. I, S. 423). „Terram Prussiae — *in „jus et proprietatem beati Petri suscipimus*, et eam „sub speciali apostolicae sedis protectione ac defen„sione *perpetuis temporibus* permanere sancimus; „ipsam-

neueſte Geſchichtſchreiber des deutſchen Ordens, Herr von Wall in Lüttich, ein Katholik und ſelbſt ein Ordensritter, und ſicherlich ein ſehr wohl unterrichteter Mann, ſcheint dieſe öfter vorkommenden Anmaßungen des päpſtlichen Hofes etwas bedenklich zu finden, wie ſie denn auch wohl ſind, und ſucht ſie zu entſchuldigen. Auch er will uns verſichern, daß man in Rom ſchon lange (ſo bald nämlich die finſtern Zeiten des Mittelalters verfloſſen waren) hierüber anders denke. „Glaubten, „ſagt er *), die ehemaligen Päpſte Rechte zu haben, welchen die itzigen entſagt haben, ſo „hatten,

„ipſamque vobis et domui veſtrae cum omni jure „et proventibus ſuis *concedimus* in perpetuum libere „poſſidendam; te, dilecte fili, Conrade, de terra „*inveſtimus* eadem, ita quod iſta, pro qua *fidelitatem* „ſedi apoſtolicae promiſiſti, per vos aut alios „*nullius unquam ſubjiciatur dominio poteſtatis.*“

*) Er hat ſich auf dem Titel ſeines Werkes nicht genannt. Daſſelbe heißt: Eſſai ſur l'hiſtoire de l'Ordre teutonique, par un chevalier de l'Ordre. A Paris & à Rheims, 1784. 8. Bis itzt ſind nur erſt 3 Bände erſchienen, die bis auf das Jahr 1382 gehn. Die oben angeführte Stelle iſt aus der Vorrede (Avertiſſement) zum erſten Bande, S. XI, f. „Si les anciens Papes crurent avoir des droits, *aux-* „*quels ceux de notre tems ont renoncé*, ils eurent „cela de commun avec pluſieurs autres Princes; „ce qu'on ne peut attribuer qu'à la juriſprudence „& au génie du tems où ils vivoient; ainſi, au lieu „de les blâmer de n'avoir pas été au deſſus de leur „ſiecle, il faut les plaindre de n'avoir pas vécu „dans des tems plus éclairés.“

„hatten sie das mit mehrern andern Fürsten ge„mein. Man kann dergleichen nur der Juris„prudenz und dem Geiste des Zeitalters, worin „sie lebten, beimessen. Statt sie zu tadeln, daß „sie nicht über ihr Jahrhundert erhaben waren, „muß man sie bedauern, daß sie nicht in aufgeklär„tern Zeiten lebten.“ — Ich will hier nicht fragen: Wurden jene Päpste durch ihr Jahrhundert, oder wurden vielmehr jene Jahrhunderte durch die Päpste verfinstert? Ließen sie ihr Zeitalter so mächtig auf sich wirken, oder vielmehr schufen sie dasselbe? Kann man jemand bedauern, daß ihm ein Licht nicht leuchtet, das er immer auslöschen will, in bei dem es zu sehn verbietet? Ich frage nur: Wo und wann haben die itzigen Päpste ihren vermeinten Rechten, namentlich dem ganz grundlosen Rechte, auf Preußen, entsagt? „Ja, ich frage, giebt es nicht in neuern, ja in den allerneuesten Zeiten, deutliche und ganz auffallende Beweise, daß sie sich noch immer davon überzeugt halten, indem sie zuweilen das Recht der Könige von Preußen nicht allein nicht anerkennen, sondern sogar, so viel an ihnen ist, öffentlich umstoßen? Wir wollen sehen!

Waren auch die Zeiten unaufgeklärt, als P. Klemens XI., ein zwar junger, aber in Staatssachen sehr geübter Prälat, sein Breve gegen die Königswürde von Preußen erließ? Es ist vom 16. April 1701. „Der brandenburgische Markgraf,“

heißt es darin *) — also nicht Herzog von Preußen! Ganz jenen alten Grundsätzen gemäß, denen die Päpste doch sollen entsagt haben! — „unterstehe sich, den Königsnamen öffentlich zu führen, „und hat sich gar unbedachtsam unter die Zahl „der Könige gemischt. Es ist eine Verachtung „der Kirche und eine Beschimpfung des römischen Stuls, daß ein unkatholischer Mensch die „heilige Königswürde annimmt. Und zwar unterfängt er sich, von dem Theile Preußens sich „König zu nennen, der nach ältrem Rechte dem „Deutschen Orden gehört.“ Also ganz den ältesten Grundsätzen gemäß! Ganz ohne Achtung für den Krakauischen Vertrag vom J. 1525!

Doch

*) „Consilium a Friderico *Marchione Brandenburgensi* „susceptum, dum regium nomen publice usurpare „*praesumpsit*. — Factum hujusmodi Apostolicarum „sanctionum dispositioni contrarium et hujus sanctae „sedis auctoritati *injuriosum*. — Sacra regalis dignitas „*ab homine Acatholico* non sine *ecclesiae*“ (die hat also noch mit fremder Fürsten Würden zu thun! noch ganz wie in den finstersten Hildebrandischen Zeiten!) „contemtui assumitur. — Et quidem *Marchio* „se regem dicere non dubitat ejus partis Prussiae, „quae *ad militarem Teutonicorum ordinem antiquo* „*jure pertinet*. — Expetimus, ne regios honores „illi tribuas, qui illorum numero *nimis incaute* „se junxit.“ Dies Breve ist unter andern abgedrukt in der kleinen Schrift: „Päpstlicher Unfug „wider die Krone Preußen.“ (Cöln, 1702, 4.) S. 87, f.

Doch auch das ist schon über 80 Jahre her. Wir wollen sehen, was itzt geschieht. Alljährig kömmt ein allgemeiner Staatskalender in Rom heraus, mit Erlaubniß der Obern und päpstlichem Privilegium. Und wie redet der von den Regenten Preußens? Ein Königreich Preußen ist gar nicht darin. Ein Herzogthum Preußen ist gar nicht darin. Ein Kurfürstenthum Brandenburg ist gar nicht darin. So hieß im J. 1782 *) der ganze Artikel von unsern Fürsten: „Brandenburg. 70" (neml. Jahre alt) „Karl Friederich, Marquis" (nicht einmal Markgraf, Margravio, wie es doch bei Baden heißt; sondern nur Marquis, Marchese, was Privatpersonen, selbst Kaufleute, in Rom häufig sind), „den 12 Jan. 1712." Prinz Heinrich und Prinz Ferdinand folgen unter der Ueberschrift: „Brüder des „Marquis." **) Meine

*) Notizie per l'anno 1782. in Roma, 1782. nella Stamperia Cracas. Con licenza de, superiori e Privilegio.

**) S. Schlözers Staatsanzeigen, Bd. II. Heft 6, S. 203. Derselbe setzt hinzu: „Da nun also der „römisch-katholische Hof sich Jahr aus Jahr ein „so weit aussehende Staats-Drukfehler, zum „Nachtheil der ehrwürdigsten Souverains von „Europa, kanzleimäßig erlaubt; sollte ein engscher, russischer, preußischer, und hannöverscher „Privatschriftsteller sich nicht, aus patriotischer „Empfindlichkeit, für berechtigt halten dürfen, „in einem jetzigen Papste, den Menschen, den „Römer, den Bischof, den usurpirenden Fürsten „standhaft zu beurtheilen?"

Meine schwache Politik maßet sich nicht an, den Kabinetten der Fürsten zu rathen. Ich kann nicht wissen, ob die stille Verachtung der protestantischen Höfe gegen dergleichen Verfahren des Papstes hinlänglich ist, oder nicht. Nur als Gelehrter glaube ich öffentlich über die öffentlichen Schriften anderer Gelehrten reden zu dürfen. Und so sage ich demnach den katholischen Schriftstellern, welche, wie die oben angeführten, die Welt wollen glauben machen: die Päpste hätten einige ihrer ehemaligen empörenden Behauptungen zurückgenommen und einigen ihrer höchst grundlosen Anmaßungen entsagt, — denen sage ich: daß sie etwas unbewiesenes und unbeweisbares in die Welt schreiben. Oder vielmehr, ich sage meinen protestantischen Lesern: daß die unbewegliche römische Kirche auch unbeweglich in allen ihren Behauptungen und Anmaßungen bleibt; daß die harten Beschlüsse gegen die Protestanten nie sind zurückgenommen worden; daß freilich der römische Hof zuweilen schweigt und konnivirt, aber nie nachgiebt, nie sich etwas vergiebt; und daß er bei Gelegenheit immer Handlungen vornimmt, die nur zu sehr zeigen, welche Rechte er noch zu haben glaubt, ja die wohl gar diese Rechte empor halten sollen. So konnivirend schweigt der römische Hof auch zu solchen Behauptungen katholischer Schriftsteller, die er indeß nie anerkennt und daher immer als unrichtig verwerfen kann. Meine protestan-

testantischen Leser mögen hieraus aufs neue lernen: Welche Behutsamkeit in Absicht der katholischen Religionsgrundsätze nöthig ist, da sogar katholische Schriftsteller sie auf eine Art vortragen, die sie bei manchen freilich annehmlicher machen kann, die aber leider bei genauerer Prüfung unrichtig erfunden wird.

Ein
Anhänger des Akatholikus
Tolerans.

7.

Ob die sieben Hauptfarben schon die einfachsten sind.

An meinen Freund Herrn M.

Ich ging vor einigen Wochen über den Lustgarten. Schnee bedekte den ganzen Platz, und die Sonne schien sehr lieblich. Jemehr ich meine Augen auf den vergoldeten weißen Boden hestete, destomehr ergötzte mich der Anblik, und desto heiterer fühlte ich es in meiner Seele werden. Sie wissen, es gehet bei mir nicht so bald eine schnelle Veränderung in der Empfindung vor, als sie so gleich der

Frage

Frage Platz macht: woher diese Veränderung? So dacht' ich auch hier nach, und es schien mir unbegreiflich: warum eine Gegend mit Schnee bedekt, mehr als ein Krautfeld, von der Sonne beschienen, auf mich wirken sollte? Alle Antworten, vom großen Nutzen, und dergleichen die ich mir gab, schienen mir zu weit hergeholt, zu wenig in der Natur der Seele gegründet zu sein. Als ich aber fortfuhr meine Augen an dieser Winterscene zu weiden, merkte ich, daß mich der Schnee blendete, das heißt, daß mir bald roth, bald gelb, und so nach und nach alle Farben des Prisma zu Gesichte kamen. Nun war ich fertig. Es war mir aus der Naturlehre bekannt genug, daß das reine weiße Sonnenlicht der Sammelplatz aller sieben Hauptfarben sey. Ich dachte daher: wenn es einem Leibnitz nicht unwahrscheinlich vorgekommen ist, daß die Seele die Schwingungen der Saiten bei einem Tone zähle, und daß sie, je nachdem deren Verhältniß mit den Schwingungen des vorigen Tons leicht oder schwer zu übersehen ist, dasselbe Konsonanzien oder Dissonanzien nenne; warum soll mir die Muthmaßung nicht erlaubt sein, daß die Seele die Bestandtheile einer zusammengesetzten Farbe dunkel auseinander setze, und diese schön, jene minder schön, und eine dritte häßlich nenne, nachdem sie aus mehr oder weniger einfachen Farben bestehet, d. h. nachdem sie der Seele mehr oder weniger Ideen darbietet? Die Erfahrung

rung scheint es zu bestätigen. Die weiße Farbe ist für erwachsene Leute*) unstreitig die schönste, ihr folget die rothe, und nach und nach die übrigen Farben, die durch das Prisma mehr gebrochen werden; wo dann endlich die schwarze, weil sie eigentlich gar keine Farbe ist, die häßlichste, das Sinnbild der Traurigkeit, sein wird. Denn Traurigkeit ist weiter nichts, oder wird durch weiter nichts als durch die gänzliche Privation der Ideen bewirkt. So werden wir in einer Gesellschaft traurig werden, wo gar nichts gesprochen, wo zum Nachdenken kein Anlaß gegeben wird, und eine Idee stundenlang arbeiten muß, ehe sie sich entwikkeln

*) Ich sage: für erwachsene Leute; denn Kindern ist unfehlbar roth die schönste Farbe. Und zwar scheint dieses ebenfalls meine Hypothese zu bestätigen. Denn wir wissen, daß für schwache Geister das nicht schön ist, was zu viel Begriffe enthält. Es ermüdet sie, und sie empfinden einen Widerwillen dabei. Nun enthält die weiße Farbe siebenmal so viel Begriffe als die rothe, und sie müssen daher der letztern den Vorzug ertheilen. Weil aber ferner bei Kindern nur das Gegenwärtige wirkt, und also, wenn ihnen plötzlich ein Gegenstand dargestellt wird, der gar keine neue Begriffe erzeugt, ja auch einigermaßen die alten, oder diejenigen, die sie in diesem Augenblikke hatten, mit sich fortreißt; so muß bei ihnen, an der Stelle der Traurigkeit, die bei uns in dergleichen Fällen zu entstehen pflegt, eine weit heftigere Empfindung bemerkt werden. So fangen Kinder bei der unvermutheten Erblikkung eines Schornsteinfegers an zu weinen,

wikkeln kann. So werden wir auch im entgegengesetzt scheinenden Fall Traurigkeit empfinden, wenn uns zu gleicher Zeit eine Menge Begriffe vorgelegt werden, wovon aber der eine den andern gleichsam verdrängt, ohne einen einzigen aufkommen zu lassen. So endlich wird der Schmerz sich in Traurigkeit verwandeln, wenn die Empfindung desselben so heftig wird, daß sie der Idee des Schmerzes selbst keinen Raum mehr läßt. Alles Beispiele, daß diese Empfindung nichts anders, als die Privation aller Ideen sei.

Wenn daher bei der weißen Farbe Freude, beim Anblik der schwarzen aber Traurigkeit entstehet, wie das wirklich der Fall ist, und jeder entweder empfunden hat, oder leicht empfinden kann; warum sollen wir der Seele die Kraft, die Farben in ihre ersten Bestandtheile aufzulösen, und sie nach der Menge der in ihnen enthaltenen einfachen Farben als schön oder häßlich zu beurtheilen, nicht beilegen können? Warum sollen wir hier etwas so ganz durch den Zufall bestimmen wollen, da wir die Seele in allen andern Fällen so nach sichern Prinzipien und festgesetzten Regeln handeln sehen?

Ich weiß wohl, daß Sie mir die rothe, orange, und die übrigen Farben des Prisma als so viel Widerlegungen anführen werden. Hier, sagen Sie, giebt es nicht, wie bei der weißen Farbe, etwas zu entwikkeln, hier nichts zu unterscheiden, weil in diesen, als einfachen Begriffen, sich nichts entwikkeln,

sein, nichts auseinander setzen läßt; und doch wird uns die eine mehr als die andre, roth schöner als violett gefallen? — Allein eben dieses bestätigt mir eine andre Wahrheit: daß wir nämlich die Farben noch nicht bis zu ihren ersten Bestandtheilen zurückgeführt haben, und daß die sogenannten Hauptfarben lange noch nicht die einfachen sind, woraus sie bestehen. Einfache Begriffe, in so fern sie auf unsre Empfindung wirken, können nichts Verschiednes, nicht das Gefühl von häßlich, schön und schöner hervorbringen; weil nämlich diese Begriffe durch nichts, als durch die Anzahl der Ideen, die wir in einer Sache größer als in einer andern antreffen, und deren Verhältniß zu einander leicht zu übersehen ist, bewirkt werden. Niemand aber leugnet, daß diese Verschiedenheit in Betracht der sieben Hauptfarben statt finde.

Freilich wird es uns unmöglich sein, die weiße Farbe mehr als in sieben, und jede dieser sieben hinwiederum zu trennen, durch das Prisma zu trennen. Allein muß denn alle Trennung durch das Prisma geschehn? Und endlich, muß denn das für untrennbar gehalten werden, was uns bis jezt zu trennen unmöglich scheint? Wurde nicht die weiße Farbe selbst für einfach gehalten, ehe der große Newton das Gegentheil zeigte? Vielleicht ist es unsern Tagen aufbehalten, den von Newton entdekten sieben Farben ihr Einfaches zu benehmen, und andre an ihre Stelle zu setzen; vielleicht soll einem deutschen

Physiker eine Erfindung zu Theil werden, die seinen Namen an die Seite eines Newtons stellen kann. Zeit, Gelegenheit, und gänzlicher Mangel an gehörigen Instrumenten erlauben mir nicht, Versuche dieser Art anzustellen. Ich habe aber doch manchen Versuch im Kopfe, der die Sache entscheiden muß, und den ich auf eine oder die andere Art ausführen, oder wenigstens angeben werde. Ich bin u. s. w.

Berlin. L. Ben-David.

8.

Noch etwas über den Pseudo-Freiherrn von Mortezini

(Nachtrag zu Bd. IV. S. 539),

und ein Wort von einigen andern Betrügern.

I.

Der Verf. des geistlichen Abenteurers hat den falschlichen Freiherrn Schritt vor Schritt verfolgt, und alle über ihn verhandelten Aktenstükke in den Beilagen abdrukken lassen; aber ihm fehlte der erste

erſte Brief an den verſt. D. und Superint. Hirt in Wittenberg, wodurch der Betrüger ſich den Weg zu allem nachfolgenden bahnte. *) Dies wichtige Dokument in der Geſchichte des Freiherrn iſt itzt, dem Wunſche meines Freundes gemäß, im Wittenbergiſchen Wochenblatt, Nr. 7. dieſes Jahrganges, mitgetheilt worden; und ich laſſe es daraus, zu gröſſerer Bekanntwerdung, hier abdrukken.

„Hochwürdiger, Hochgelahrter, inſonders Hochzuehrender Herr Superintendent! Ew. Hochw. werden gütigſt verzeihen, wenn ich unbekannter weiſe bei Denenſelben anfrage, ob nicht der ſeit den 22. Febr. von dem Biſchof zu Olmütz aus dem Dorf Schedechowitz vertriebene Huſith H. v. Mowczyni ſich nebſt ſeiner Frau in Wittenberg aufhält; im Fall er nun da ſein ſollte, wie ich gehört habe, ſo bitte Ew. Hochw. ihm zu ſagen, daß er doch ſeiner armen Glaubensgenoſſen, welche noch im Gefängniß und außer demſelben ſeufzen, nicht vergeſſen, ſondern durch den ihm bekannten Weg 3 Bibeln und 2 Predigtbücher zu unſerm gottesdienſtlichen Gebrauch überſenden möge. Das Geld wollen wir ihm ſenden. — Sein Landhaus hat nunmehr der Sekretär, welcher ihn verrathen, fürs halbe Geld an ſich gebracht. — Der alte 70jährige Nikke iſt im Gefängniß geſtor-

*) S. den geiſtlichen Abenteurer (Königsb. 1784), S. 12, die Note.

„storben, und weil er nicht das katholi. Abendmahl „nehmen wollte, unter dem Galgen begraben „worden. — Sollte er aber nicht zugegen sein, „so bitte um Gottes willen keinem Menschen et„was davon zu sagen, sondern diesen Brief gleich „zu verbrennen, damit ich nicht verrathen werde. „Es würde mir sonst sehr übel ergehen. Der ich „voll des tiefsten Respekts verharre Ew. Hochw. „unterthänigster Jan Hlawaty, Syndikus zu „Boskawa."

Der Brief, sieht man, war in der That künstlich genug. Indeß sagt das Wittenb. Wochenblatt mit Recht, daß nur die zu weit getriebene Gutherzigkeit des Prof. Hirt ihn verleiten konnte, die ganze Sache sogleich für wahr anzunehmen, ohne daß er zweifelte, ob man in einem mährischen Städchen so gut deutsch schreiben könne, ohne daß er bedachte, es sei doch sicherer, erst nach Mähren hinzuschreiben, von wo mannin 4 Wochen Antwort erhalten konnte, kurz ohne im geringsten zu prüfen und zu untersuchen. Vorsichtige Männer, heißt es daselbst, lachten vielmehr über diesen Brief.

II. Noch eine künstliche Täuschung des Freiherren, die bis itzt noch nicht aufgedekt worden! Sein Sekretär, der ihn laut des Briefes und laut seiner gedrukten Erzählung sollte verrathen haben, mußte nun, um der Sache mehr Ansehn zu geben, und um die Komödie förmlich zu Ende zu bringen, sich auf dem Todbette bekehren. Es erschien

schien in Zerbst ein gedrukter halber Bogen unter dem Titel: „Schreiben eines treulosen Sekretärs aus Mähren an seinen ehmaligen Herrn, den Fr. v. M. aus dem mährischen Original übersetzt.“ Die vorstehende Note lautet also: „Dieser Brief „ist dem Fr. v. M. von dem Hrn. Pastor Schrak„ken aus Helldorf im preußischen Schlesien bei „Neustadt gelegen, zugesendet worden, welcher „denselben von einem Kalkfuhrmann aus Mähren „erhalten hat. Das Original ist mährisch geschrie„ben; aber um der Merkwürdigkeit willen hat man „solchen ins Deutsche übersetzt, und er lautet von „Wort zu Wort wie folget.“ In diesem Briefe nun sagt der treulose Sekretär: „Er habe den Freiherrn, seinen Herrn, schändlich verrathen; nun machten seit etlichen Jahren die Furien einen andern Tiberium aus ihm, und gäben ihm einen Vorschmak der Hölle; er stehe itzt an den Pforten des Todes; der Schatten seiner durch ihn unglüklich gewordnen Herrschaft und ihrer Unterthanen umschwebe ihn; Liebe zu einer Frauensperson habe ihn verblendet; nun werde er von allen Gewissensschrekken gemartert; Verzweiflung bestürme seine fliehende Seele; er bitte um Vergebung seiner Verrätherei; der Freiherr solle dem Verräther nicht fluchen, sondern für ihn beten.“ — Mußte nicht ein solches Bekenntniß eines Sterbenden, von einem Kalkfuhrmann an einen geistlichen Herrn überbracht, eine Menge Leute rühren, und

sie von der Wahrheit der Geschichte überzeugen?

Indeß widerfuhr dem Freiherrn hiebei ein unglücklicher Gedächtnißfehler. Davor weiß er sich sonst ziemlich zu hüten; denn, um nicht so leicht überführt werden zu können, giebt er in seiner Lebensbeschreibung nur selten geradezu Namen und Zahlen an. So z. B. bestimmt er weder das Geburts- noch das Todesjahr seines Vaters genau. Aber dennoch ward ihm nachgerechnet, daß zufolge seiner eigenen Erzählung dieser Vater nur 52 Jahr alt geworden, und es also der Gedächtnißfehler eines Lügenden sei, wodurch er ihn als einen 76jährigen Greis sterben läßt. *) So nennt er dort auch nie den Sekretär, der doch in seiner Geschichte eine so wichtige Rolle spielt. In Wittenberg aber nannte er ihn 1778 vor Gericht: Joseph Bezikowsky (Wittenb. Wochenbl. angef. No. 7. v. J. 1785). Den Zerbstisch-Mährischen Brief hingegen warunterzeichnet: „O.... (sollte „wohl Olmütz bedeuten), d. 24 Febr. 1781. Vater „rächer Franz Laffranek." — Wäre ein solcher Beweis nicht allein hinlänglich?

III. Ueber sein neues Werk: „Die Verfolgungen des achtzehnten Jahrhunderts," muß ich noch etwas sagen, um bei dieser Gelegenheit noch einen neuen Kunstgrif dieses Menschen aufzudekken. — Waren

*) Geistl. Abent. S. 148.

Waren die Leſer ſeiner Begebenheiten durch einen Rezenſenten oder Schriftſteller auf eine gar zu auffallende Lüge des Freiherrn aufmerkſam gemacht worden; ſo ergrif er das Mittel einer zweiten Auflage, in welcher er dieſe Begebenheiten etwas anders erlebte, bis wieder Jemand ſie auch ſo noch als unmöglich zeigte, worauf dann ein drittes verändertes Leben gelebt ward. Zum Beiſpiel mag ſeine angebliche Jugendreiſe in Italien dienen. Von dieſer rügte ein Ungenannter in dem „gründ„lichen und freimüthigen Urtheile über die Bege„benheiten des Fr. v. M. (1782)" einige gar zu plumpe Ungereimtheiten, die der Freiherr davon in ſeinen „Begebenheiten (Wittenberg, 1782)" erzählt hatte. Er änderte dieſe alſo, ſtrich manches, z. B. eine Karnevalsgeſchichte zu Venedig weg, und ließ ſo eine „zweite Auflage (Königsberg, 1782)" drukken. Für den Leſer dieſer Auflage waren alſo jenes Gegners Gründe unkräftig gemacht. Ja, er trieb ſeine Frechheit ſo weit, daß er auf einem gedrukten Bogen *) jene erſte, auf Ankündigung erſchienene, mit dem Verzeichniß ſeiner erhobenen Pränumeranten verſehne, und von ihm ſelbſt zu Wittenberg beſorgte Auflage ableugnete, und die Königsbergiſche für die einzig rechtmäßige erklärte. Indeß blieben in der 44 Seiten langen

*) „Antwort des Fr. v. M. auf das gründlich frei„müthige Urtheil." Kauen, 1783. 1 Bog. in 8.

Reisebeschreibung nach dieser letztern Auflage (Th. I. S. 13—56), noch genug Fehler der lächerlichsten Unwissenheit und der plumpsten Abschreibung eines alten Romans, um die völlige Unwahrheit der Geschichte handgreiflich zu zeigen. Man zeigte dies öffentlich *); und was that der Freiherr nun? Eine neue Auflage mußte unter dem Titel der „Verfolgungen" erscheinen, in welcher die italiänische Reise von 43 Seiten zu 14 Zeilen (S. 21) einschrumpfte. Diese Zeilen sind noch dazu durch die Namen der Orter angefüllt, und es ist also freilich itzt für offenbare Lügen — kein Raum da. Indeß reiset er itzt noch von Rom über Padua (Venedig ist ganz ausgefallen) nach Neapel. — Ein anderes Beispiel hiervon ist noch merkwürdiger. Nichts prägt sich sonst besser ein, als was man unter sehr überraschenden Umständen zum erstenmal sieht und hört. Und nichts mußte dem Freiherrn (wie er es auch beschreibt) ein größeres Schrekken erregen, als wie er in jener Winternacht in der so sicher geglaubten unterirdischen Höhle auf dem Landsee, wozu der Weg durch einen Wald, einen unzugänglichen Morast, über unsichtbare Pfähle und wieder weggenommene Bretter führte, wie er sich hier mit seiner ganzen Baurengemeine mitten im Gottesdienst von Soldaten überfallen und gefangen genom-

*) Geistl. Abenteurer, S. 158. Berl. Monatschr. Bd. IV. S. 540.

genommen sah. Dennoch hat der Freiherr die bei dieser schrecklichen Scene an ihn gerichteten Worte des kommandirenden Offiziers nicht genau ins Gedächtniß gefaßt. Der Lieutenant Nicolo kündigt ihm, und zwar mit sehr harten Worten, in den „Begebenheiten" Th. II. S. 53. f. den Arrest im Namen des Herrn Erzbischofs aus Olmütz an; in den „Verfolgungen" S. 96 aber im Namen Sr. Kaiserl. Königl. Majestät und des bischöfl. Domkapitels zu Olmütz. Woher diese Aenderung? Daher! Der Verfasser des geistlichen Abenteurers hatte (S. 149) gezeigt: daß es lächerlich sei, den Erzbischof ein Kommando abschicken zu lassen, daß es damals keinen Erzbischof von Olmütz auf der Welt gab, und nie als bis etwas späterhin einen auf der Welt gegeben hatte; daß vorher das geistliche Oberhaupt daselbst nur Bischof hieß, und daß gerade damals der Stuhl erledigt war. Nach dieser Belehrung richtete sich auch der Freiherr, und der Herr Lieutenant Nicolo ganz in der Stille. — Aus dem 76jährigen Vater (Begeb. Th. I. S. 10) ist itzt (Verfolg. S. 47) ein 62jähriger geworden. Und s. w. —

Welch ein Mensch, der so etwas kaltblütig erdichten und umändern kann! der Religionsverfolgung, und Bekehrung eines Sterbenden, und alles was zarten Seelen heilig ist, öffentlich und umständlich Hohn lügt! der die Kanzel mehrerer Kirchen betritt, und vor Tausenden sich als einen

protestantischen Prediger hören läßt, ohne es zu sein! Welch ein Mensch! — Wer auf die Art die Anlage zur Wohlthätigkeit bei seinen Mitbrüdern mißbraucht, betrügt eine edle Menschenklasse auf die schmerzlichste Art, versündigt sich an den schönsten Empfindungen der Natur, macht die wirklich Unglüklichen verdächtig, und ist daher ein wahrer Feind der Menschheit. Und eben daher ist es Pflicht, einem solchen schamlosen Betrüger jeden angenommnen Schein der Wahrheit, der ihm nicht gehört, zu entreißen, damit man ihn sehe wie er wirklich ist. Daher hielt ich es für nüzlich, auch diese neuen Anmerkungen über den angeblichen Freiherrn drukken zu lassen. — Doch alle Leute zu überzeugen, muß man freilich nicht hoffen; einige wollen gewiß betrogen sein. Ich höre mit Erstaunen, daß es noch Menschen giebt, die das, was gegen diesen Unhold, der sich Freiherr von Mortczini nennt, geschrieben ist, gelesen haben, und ihn doch noch für das halten, wofür er sich ausgiebt, doch noch ihm glauben und ihn lieben. Nicht für diese also, sondern für die, welche noch zweifeln können, setze ich folgendes hinzu.

IV. Deutschland wird itzt von einer Menge herumreisender Menschen, beiderlei Geschlechts, heimgesucht, die sich für etwas anders ausgeben, als sie sind, ganze Romane zusammen lügen, und rechtschaffene Menschen um Geld und Glauben und Zeit betrügen. Jedem müssen Beispiele davon

von in Menge einfallen. So erinnert der Verf. des geistl. Abenteurers bei Gelegenheit des Fr. v. M. seine Leser an zwei andre vorgebliche Standespersonen, den französischen Grafen von Tournoire in der Reichsstadt Heilbronn, und den tatarischen Reichsgrafen Allan von Maura in Sachsen, von welchen beiden Schlözer Nachrichten giebt. So erzählt das Wittenberger Wochenblatt a. a. O. gleichfalls bei dieser Gelegenheit, daß kürzlich ein dikkes vierschrötiges Frauenzimmer, die sich für eine Nonne und für des Statthalters zu Erfurt Freihern von Dalberg Schwester ausgab, in Wittenberg durch ihre Lügen Glauben und Unterstützung fand. Und so will ich hier nur an die im vorigen Jahr in Deutschland herumreisende Mad. la Comteſſe de Veriere erinnern, die gleichfalls verfolgt zu sein vorgab, auf ihre Verfolgungsgeschichte pränumeriren ließ, und nebenher h..... und ſt.. (ſ. Gökings Journ. 1784, St. VI. S. 604, f.); ja an das unglaublich scheinende, aber genau konstatirte Faktum, daß itzt noch mitten in Deutschland eine Frau lebt, die sich seit langer Zeit und noch itzt öffentlich für des itzigen Kaiser Josephs zweite Gemalin, eine gebarne Bairische Prinzeßinn, ausgiebt, und Glauben fand, und zum Theil noch findet. (Litterat. und Völkerkunde, 1784, Septemb.)

Diesem Unwesen, dem es unmöglich ist mit Geduld zuzusehn, kann meiner Meinung nach dadurch

durch am beſten geſteuert werden, wenn die itzt ſo häufigen Zeitſchriften jedesmal genau und ausführlich die Betrüger öffentlich entlarven, die ſich in ihrer Gegend ſehen laſſen. Auf die Art wird die nöthige Vorſicht auch bei andern Fällen erregt, und wenigſtens wird doch der genannte Betrüger ſein Spiel nicht viel weiter treiben können, da die Nachricht von ihm bald allgemein bekannt wird. Nicht bloß von litterariſchen, nicht bloß von pſychologiſch merkwürdigen Betrügereien, ſondern auch von jeder andern, wodurch die Gutmüthigkeit verſpottet und hintergangen wird, wäre dieſes wichtig. — Mir ſind ein paar intereſſante Entlarvungen dieſer Art für unſre Monatſchrift verſprochen worden, die Menſchen betreffen, welche auch hier ihr freches Unweſen trieben. Willkommen ſollen ſie uns und ſicherlich auch unſern Leſern ſein. Die B. Monatsſchrift hat ſeit ihrem Anfange ſich ein Geſchäft daraus gemacht, manche plumpe und feine Volkstäuſchereien an das Licht zu ziehen, welches ihnen tödtlich iſt. Und dieſe Publicität mag Jeden ſchrekken, der in unſrer Gegend im Dunkeln ſeinen Ehr- und Geldgeiz auf Koſten anderer zu befriedigen ſucht!

V. Ich ſchließe mit einem mir ſelbſt näher bekannt gewordenen Beiſpiele. Ein Menſch, der ſich bald Baron de Villeneuve, bald de Neufville nannte, reiſte vor kurzem in Mekkenburg und Pommern herum, und ſuchte — wahr-

wahrscheinlich nicht zu seinem Schaden — theils mit Kaufleuten, theils mit andern verschiedene Handlungsgeschäfte zu schließen, wobei er außerordentliche und ungemessene Versprechungen machte. Mancher ward dadurch geblendet, und ließ sich mit ihm ein; unter andern auch einige meiner Freunde in Wismar und Rostok, durch deren Anfragen ich zuerst von ihm Nachricht erhielt, indem sie, da die Versprechungen nicht gehalten wurden, bald zweifelhaft und mißtrauisch wurden. Er hatte sich dort für einen Einwohner Berlins (namentlich in der Friedrichsstraße) ausgegeben; welches unwahr ist, wie ich aus der auf genaue Untersuchung gegründeten Nachricht unsers Polizeidirektoriums versichern kann, welche dasselbe mir gütigst, auf meine Nachfrage, ertheilte. Er nannte sich einen Indigofabrikanten in Berlin; deren es aber, soviel ich habe erfahren können, hier nie einen gegeben hat noch giebt. Er nannte sich meinen Bekannten; welches unwahr ist, indem ich bis zum Decemb. vor. J. nie von einem Menschen seines Namens in Deutschland gehört hatte. Als mein Bekannter ließ er sich an mich gerichtete Papiere mitgeben, die er aber unterschlagen hat, und die mir nie zu Gesichte gekommen sind. So seine Unwahrheiten in Thatsachen; und nun die in seinen Vorgeben. Er hat, sagte er, einen Freund, Namens Dumont, der sich in Amerika viele Tonnen Goldes erworben hat, itzt

in

in Paris lebt, aber nunmehr entschlossen ist, seinen Reichthum in — Meklenburg zu verzehren; für diesen wählte, besah, und kaufte (natürlich aber ohne es zu bezahlen) der Herr Baron auch schon ein Haus. Er bot unaufgefordert einem Kaufmann an, ihn das Geheimniß Indigo zu machen zu lehren, welches ihm ein Jesuit in Frankreich für die demselben in seiner Krankheit von ihm geleisteten Dienste anvertrauet, und wodurch er nachher sein Glük gemacht hätte. Er erkundigte sich, ob man dort nicht Gelder zu 3 Procent unterbringen könne? er wünsche, einige von seinen Kapitalien so auszuthun, und verlange gar keine Hypothek, sondern wäre zufrieden, wenn der Anleiher ein honnête homme sei. — Im Anfange dieses Jahres hörte ich, daß die letzte Anerbietung auch hier in Berlin und in Potsdam von einem unbekannten Menschen durch die dritte Hand an einige Leute gethan sei. Sollte der Herr Baron, der mich so unverdienter weise seinen Bekannten genannt hat, also wohl wirklich uns so nahe leben? So möchte ich ihn doch hiedurch ersuchen, sich in Absicht der angeführten Punkte ein wenig zu rechtfertigen.

Biester.

---

9. Anek-

9.

Anekdoten.

1.

Beitrag zur Geschichte neuer Bücherausgaben. *)

Wie aufmerksam die Jesuiten auf alles sind, was ihrem Orden Nachtheil bringen kann, und welche Mittel sie sich erlauben, um alles zu ihrem Vortheil zu kehren, mag Ihnen folgendes neue Beispiel zeigen; das, da es eine öffentliche litterarische Unrichtigkeit betrift, schon darum öffentlich bekannt zu werden verdiente. Der Exjesuit Franz Xaver de Feller läßt in Augsburg eine neue Auflage des bekannten französischen historischen Wörterbuchs **) drukken; eine neue, d. h. eine ganz nach seinem oder vielmehr nach seines Ordens Gutdünken ohne Anfrage bei den Verfassern umgeänderte, ja in einigen wichtigen Punkten (Sie werden leicht denken, in welchen?) geradezu verfälschte Ausgabe. Ein Beispiel diene statt aller. Es wird in dem Werke auch von dem Jesuiten Neidhart geredet, der in Spanien bei der verwittweten Königinn Maria Anna von Oestreich (während ihres

*) Vergl. oben S. 467.

**) Nouveau Dictionaire historique par une Societé de gens de lettres &c. Nouvelle Edition. Augsbourg. 1781 — 1783, 5 Bände in 8, jeder von ungefähr 800 Seiten.

ihrer Vormundschaft über ihren Sohn Karl II. von 1665 — 1669) Beichtvater und Günstling, und darauf Großinquisitor und Mitglied des Staatsrathes war. Die französischen Verfasser reden so von diesem zugleich niedrig-kriechenden und dummstolzen Pfaffen, der endlich mit Abscheu aus Spanien verstoßen ward, aber in Rom darauf den Kardinalshut erhielt, — wie alle Geschichtschreiber, die ich noch gesehen habe, von ihm reden. Schlagen Sie nur gleich Meusels Kompendium der Staatenhistorie nach, so finden Sie, daß auch er S. 42 „den P. Neidhart einen dürftigen „kriechenden Mönch nennt, dessen Aufnahme in „den Staatsrath der ohnehin schwachen Regierung „noch mehr zum Nachtheil gereichte." Herr von Feller mußte sich indeß dieses Ordensbruders annehmen; und das bewerkstelligt er so. Die ersten 15 Zeilen von dem Artikel Nidhar läßt er aus dem Dict. hist. wirklich abdrukken. Was hierauf folgt, läßt er aber ganz aus, nämlich dieses: „Der P. N. besaß von einem Minister und einem „Jesuiten nur den Stolz und Ehrgeiz; er war geschikter, über den schwachen Geist seines Beichtkindes (der Königinn) zu herrschen, als einen „Staat zu lenken. Er unterstand sich einst, dem „Herzoge von Lerma zu sagen: Sie sind mir „Respekt schuldig; denn tagtäglich habe ich „Ihren Gott in meinen Händen, und Ihre „Königinn zu meinen Füßen." Endlich den

nach-

nachfolgenden Perioden: „Bei dieser Aufgeblasenheit ließ der jesuitische Minister den Schatz „ohne Geld, die Festungen des Königreichs in „Verfall, die Häfen ohne Schiffe, die Heere ohne „Kriegszucht und ohne Haupt, schlecht bezahlt „und noch schlechter angeführt"; — diesen Perioden wendet er von seinem Freunde ab, und auf den genannten Staatsmann. „Der Herzog von „Lerma" (heißt es in dieser neuen Ausgabe) „ruinirte den Staat; denn er ließ den Schatz „ohne Geld, u. s. w."

Durch solche künstliche und geheime Unterschiebung sollte also ein Zeuge der Wahrheit mehr verdrängt und aus den Händen der Welt geschaft werden. Natürlich aber regte sich die Gesellschaft, welche das Nouveau Dict. hist. verfertiget hatte, dagegen: sie gab im J. 1783 einen Prospectus heraus, worin sie den Unterschied einer jesuitischen Ausgabe und einer neuen Ausgabe anzeigte, und zugleich selbst eine neue nämlich die fünfte Auflage ihres Werks ankündigte, die ist auch bei le Roy zu Caen in 8. zu haben ist. Herr von Feller entblödete sich nicht, dagegen in seinem Journal de Luxembourg den 15 Sept. 1783, und auch in der Vorrede zum 5ten Bande seines Dictionaire, nunmehr zu sagen: „Sein Werk sei freilich nicht für „die, welche in Meinungen und Geschmak dem „herrschenden Tone folgten; es werde freilich in „keinem Journale gelobt werden; und er habe es

„bloß für die unternommen, die fest seinen „Grundsätzen anhingen (qui tiennent fortement à „ses principes)." Beschämt, sehen Sie, ist also der Jesuit freilich nicht; doch wer konnte auch ein solches Wunder erwarten? Indessen muß er doch itzt, beim fünften Bande, geradezu seine Absicht sagen; und man weiß also, wie man mit ihm daran ist. Und das, werden Sie wissen, ist schon bei einem Jesuiten nicht wenig.

2.

Mord aus falschen Religionsbegriffen.

(Aus den Akten erzählt.)

Den 1. April 1785 gegen Abend fand sich zum Arrest im Kalandshofe hier in Berlin von selbst ein: die Ehefrau des in der Kochstraße wohnenden Nachwächters H., nachdem sie die 5jährige Tochter des Husaren B. (welcher mit ihr auf einem Flur wohnt) in ihrer Kammer mit einem Messer ermordet hatte.

Die Frau ist 52 Jahr alt, lutherischer Religion, aus Berlin gebürtig, seit 22 Jahr verheiratet, aus welcher Ehe noch 2 Töchter leben, deren jüngste bei den Eltern ist. Von dem ermordeten Kinde oder dessen Eltern ist sie nie beleidiget worden, wie sie denn auch mit den letztern nie in genauem Umgange gestanden, das Mädchen selbst aber sehr geliebt

liebt und oft bei sich gehabt hat. Aus Bitterkeit über erlittenes Unrecht, aus Verzweiflung wegen unglüklicher Vorfälle, aus lebenslangem Verdruß in ihrem Ehestande, u. d. gl. hat sie die That nicht verübt. Sie war immer gutmüthig und sanft, und sagt selbst: ich weiß nicht, wo ich das Herz dazu hergenommen, da ich sonst nicht einmal den Muth gehabt eine Henne abzuthun. Seit einem Vierteljahre war sie mit Schwindel und gichtischem Reißen im Kopfe geplagt, wodurch ihre Besinnungskraft etwas geschwächt worden. Ihre Verstandskräfte waren nie sehr groß und stark, doch mittelmäßig gut und richtig; als wahnsinnig aber, oder auch nur als eigentlich melancholisch hat sie sich nie im Leben betragen, noch vor Gericht in ihren Aussagen bezeigt. Zu frömmelnder Andächtelei hingegen scheint sie immer einen Hang gehabt zu haben. Ihr Beichtvater, der Prediger E. sagte: sie sei beständig zu fanatischen und schwärmerischen Religionsübungen geneigt gewesen, und habe das Wesentliche der Religion nicht in Ausübung ihrer gesammten alltäglichen Pflichten, häuslicher Arbeit, Liebe und Güte gegen andere Menschen, sondern in bloßes Kirchengehen und äußerlichen Gottesdienst gesetzt. Indessen gesteht er selbst, ihr häusliches Leben nicht genau gekannt zu haben; auch scheint sie in der That sparsam und bedächtlich gewesen zu sein; und ihr Mann wirft ihr keinen Unfleiß noch Unordnung vor, sondern sagt nur, sie

sie hätte sich zu sehr in Gottes Wort vertieft gehabt; indem sie immer in Erbauungsbüchern gelesen und geistliche Lieder gesungen. — Seit einigen Wochen vor Neujahr, sagt sie, wäre sie sehr niedergeschlagen geworden. Sie hörte damals eine Predigt von ihrem Beichtvater, die, wie sie glaubte, so sehr auf sie gerichtet sei, daß ihr Mann sie sogar bei ihm dazu bestellt habe. Sie hatte nämlich durch Sparsamkeit sich etwas Geld gesammelt, und ihrem Manne nichts davon gesagt. Nun glaubte sie, er habe dies erfahren, und darüber mit dem Prediger geredet; sie glaubte, einige Grillen der Predigt auf ihre Verheimlichung ziehen zu müssen, und hielt diese nun für eine große Untreue, und für eine schwere nicht zu vergebende Sünde. Sie gestand ihrem Manne die Sache, der freilich mit ihr in unsanften Worten darüber zankte; doch gesteht sie zu keiner Art von Haß oder Rache gegen ihn gereizt worden zu sein. Aber sie fing itzt an, im Ernst an ihrer Seligkeit zu zweifeln. Sie sei zwar, sagt sie, auch seit der Zeit genug zur Kirche gegangen und habe genug Andachtsbücher gelesen; aber sie habe sich verstokt gefühlt. Das erklärte sie so: sie habe nicht mehr, wie ehemals, weinend beten können; und habe daher geglaubt, sie werde wegen ihrer Herzenshärtigkeit verdammt werden.

Die That selbst geschah auf folgende Art, nach ihrer eigenen, und in einigen Punkten von andern

bestätigten Angabe. Das Kind war den Nachmittag schon öfter bei ihr gewesen, und war endlich allein mit ihr im Zimmer. Da fällt ihr nach einer halben Stunde, wie sie sagt, der Gedanke ein: „Schneide dem Kinde den Hals ab, so wird es „ein Engel bei Gott, und entgeht aller Verführung!" Sogleich fällt ihr aber auch ein, sie würde doch eine große Sünde begehn. Sie geht daher in ihre Kammer, fällt auf die Knie, und betet ein Vater Unser: damit Gott ihr den bösen Gedanken nicht zurechne, und ihn von ihr nehme. Allein, der Gedanke kömmt immer wieder; und es war (sagt sie), als wenn ihr jemand zurief: du mußt es thun, du mußt es thun! Sie geht also wieder in die Stube zum Kinde, verschließt deren Thüre, nimmt ein Eßmesser aus dem Tischkasten nebst einer Schnur, geht in die Kammer, wetzet das Messer, ruft darauf das Mädchen zu sich, giebt ihr Zukker zu eßen, nimmt sie vor sich, bindet ihr die Schnur lose um den Hals, und giebt ihr ein paar Stiche in die Gurgel, daß sogleich das Blut mit Macht herausstürzt. Sie stand, als sie die That verrichtete, und das Kind stand auch. Nun legte sie das Kind auf die Erde hin. Sogleich, sagt sie, sei ihr der Gedanke eingekommen: sie hätte eine große Sünde gethan, und wolle sich nur selbst angeben. Sie ging in die Küche, warf die blutige Schnur in einen Eimer, wusch eben darin auch das Messer ab, und legte dies wieder in den

Tischkasten der Stube. Nun ging sie wieder in die Kammer, wo das Kind schon ohne Bewegung lag; sie nahm eine andre Schürze vor, weil die erste von Blut befleckt war, zog einen andern Rok an, nahm einen Mantel um, und verschloß ihre Stube, wie bei jedem andern Ausgange. Allein vor der Hausthüre steht ihre jüngste Tochter (von 19 Jahren), welcher sie den Stubenschlüssel giebt; diese findet aber etwas Schreckliches und Trauriges in ihrer Mutter Gebehrde, und sagte: „Herr Gott! Mutter, wo will sie denn noch hingehn? Bleibe sie doch zu Hause.“ Die Mutter: „Ach ich kann nicht zu Hause bleiben. Ich habe etwas gethan, das nicht recht ist.“ Tochter. „Was denn, Mutter?“ M. „Ich habe die kleine Dörte umgebracht. Ruf nur deinen Vater und sag es ihm.“ Ich gehe nach dem Kalandshof.“ — Sie geht; aber unterwegs fällt ihr ein: sie habe kein geistliches Buch, woraus sie Trost nehmen könne. Sie geht also zu ihrer ältesten Tochter, die bei einem Kaufmanne, an der Schleusenbrükke wohnhaft, dient; und fordert von der das alte Gesangbuch. Die Tochter sieht ihr verstörtes Gesicht, ahndet nichts gutes, und fragt sie weinend: „Mutter, was hat sie denn angefangen? „Was will sie denn mit dem Buche? Sie hat ja „selbst Bücher genug zu Hause.“ Mutter. „Gieb „es mir mir, ich werde es dir wiedergeben.“ — Sie nahm das Buch, und ging hin, und überlieferte sich selbst den Gerichten.

3. Selbst-

Selbſtmord aus Lotterieſucht.

Geſchehen in Berlin im Aprilmonat 1785.

Die ſchon bejahrte Aufwärterin des Profeſſor E., ein, ſonſt nicht unklug es noch unſittſames Weib, aber etwas unwedeutlich und von heftigen Leidenſchaften, war dem Spiele der Zahlenlotterie ſo ergeben, daß ſie ſchon all ihr eigenes Haab und Gut zu dem zauberiſchen Glükrade hingetragen hatte; ſchon viele Schulden gemacht; ſchon ihre brave Tochter, die bei dem Fräulein von B. dient, ganz an Geld und allen nur möglichſt zu entbehrenden Kleidungsſtükken entblößt; ſchon ſich an ihres Herrn Geld und Sachen vergriffen, und verſchiedenes von Kaufleuten auf ſeinen Namen geholt hatte. Alles ging zu dem Glükstopf; aber keine Ahnde und Strafe kam für ſie aus demſelben. Die immer getäuſchte Hofnung, und das reuvolle Gefühl von ihrer unordentlichen Wirthſchaft, aus der ſie keinen Ausweg mehr ſah, und die bald offenbar werden mußte, gaben ihr an einem frühen Morgen das Meſſer in die Hand, womit ſie ſich voll Verzweiflung vier ſtarke Wunden beibrachte. Man fand ſie in ihrem Blute, beſorgte ſie, und ſie lebte noch über eine Woche; geſtand manche von ihr begangne Untreue, und ſtarb endlich — als ein ſchrekkendes Opfer der Leidenſchaft manches Thoren:

ohne Anſtrengung der Kräfte und ohne lange Sparſamkeit reich werden zu wollen.

4.

Sonderbare Grabſchrift in Form eines Wechſelbriefes.

Verſchiedene Anekdoten in der Berliniſchen Monatsſchrift veranlaſſen mich, Ihnen die Beſchreibung eines Grabmals zu überſenden, welches in dem Jahre 1761 oder 1762 hier bei Potsdam auf dem großen Kirchhofe vor dem Nauenſchen Thor, einer Kaufmannsfrau iſt errichtet worden; und welches ein jeder, der Luſt hat, noch das ſelbſt ſehen kann. — In der einen Ecke des Kirchhofes iſt ein kleiner Platz mit einer ſchönen Mauer und Gitterthüre umſchloſſen; in der Mitte deſſelben ſtehet das Monument, von bauerhaftem Sandſtein und von einem nicht ungeſchickten Bildhauer gearbeitet. Ein wahres Gemiſche von Mythologie und Chriſtenthum, voll gewöhnlicher Inſchriften, die ich übergehe; nur die Hauptſache. Saturn in beinahe koloſſaliſchen Größe, als Bild der Zeit, ſtehet an dem Fußende; eine weibliche Figur, auch in Lebensgröße, ſitzt trauernd in der Mitte; ein kleiner Knabe, mit allen Attributen des Merkurs, überreichet ſelbiger einen verſiegelten Brief mit der Adreſſirt:

A Madame Madame Dickow née Grünthal
à Potsdam.

Sie

Der ſelber — nämlich die weinende Figur — hat ſchon ein Blatt in der Hand, worauf folgendes ſehr deutlich zu leſen iſt:

Golgatha, am allgemeinen Erlöſungstage.

Auf dieſen meinen Sola Wechſelbrief, deſſen Valuta ich an Frömmigkeit und ehelicher Treue erhalten, zahlet Dir, ſogleich nach Deinem Abſterben, die ewige Seligkeit,

Dein Heiland
Jeſus Chriſtus.

§.

Nachtrag zum Stilus Curiä in Kirchen.

(Man ſehe den Febr. d. J. S. 151.)

Die ungereimte Titulatur Chriſti, die in der Monatsſchrift im Februar d. J. S. 151 abgedruckt ſteht, iſt nicht nur im Glaziſchen und Halberſtädtiſchen in katholiſchen Kirchen befindlich, ſondern, was noch ſonderbarer iſt, ſie ſteht ſogar in einem zu Striegau ohngefähr in der Mitte dieſes Jahrhunderts herausgekommenen proteſtantiſchen Geſang- und Gebetbuch, welches den Titel hat: Kreuz- und Geduld-Schule vor betende, leidende und ſterbende Chriſten. Die Varianten ſind im Ganzen unbeträchtlich. Statt des Titels: Mehrer des Heiligen, heißt Jeſus hier: Mehrer der heiligen chriſtlichen Kirche. Zwar heißt er hier nicht Erzbiſchof ſchlechthin, ſondern

Bischof der Seelen. Nicht Oberster Kriegsheld der katholischen Kirche, sondern obersten Kriegsheld seiner streitenden Kirchen. Man erkennt an diesen Varianten deutlich die Emendationen eines Protestanten, der zwar Geschmak an dem katholischen Aberwitz fand, aber doch alle Anspielungen auf die katholische Kirche verändern zu müssen glaubte.

Eben so findet sich diese Titulatur auch in der Kirche zu Paist, zwei Meilen von Stolpe in Hinterpommern, an der Kanzel mit goldenen Buchstaben in Form einer Dedikation. Hier hat sie am Ende noch den Zusatz: meinem allergnädigsten Schützherr, allerliebsten und getreusten Herrn und Gott, auch Bruder und einigem Erlöser, Hochgelobten in alle ewige Ewigkeiten. —

6.

Ist auch ein Jude unser Nächster?

Das scheinen nicht alle Christen zu glauben, ob gleich einst ein Samaritter es glaubte.

Ein Jude bekam auf der Straße, nahe am Hause eines wohlhabenden Christen, einen Anfall vom Steckfluß. Solchen Anfällen dabey öfter ausgesetzt gewesen, aber noch immer durch Hülfe, die ihm zu rechter Zeit geleistet worden, gerettet worden. Auch diesmal hätte er wahrscheinlich können gerettet werden. Und was zerstörte diese Wahrscheinlichkeit

lichkeit [illegible] Ein wund und verbeul eilenden Menſchen in das Haus gebracht, von dem er niedergeſunken war. Als er hier nun auf dem kalten ſteinernen Flur lag, ihn nach und nach durch die Umherſtehende Menge des hinzu gelaufenen Volks gemacht, als ein Arzt und ſpäter ein Wundarzt kamen, und alle Hülfe verſprachen, und Hoffnung zur oder maligen Rettung machten, wenn dem Kranken nur ein lichtvolles warmes Zimmer verſtattet würde; als alle Anweſende die gegenwärtige Hausherrſchaft um ein Zimmer im Hauſe für den Kranken baten; als die herzugeeilte Gattin — Mutter mehrerer Kinder — über ihren ſterbenden Mann voll Verzweiflung ſchluchzte, und laut um Hülfe und Menſchlichkeit aufſchrie; als er, mitten in dieſem Getümmel, und ohne Pflege, ohne Bequemlichkeit, mit dem Tode rang: — da waren die chriſtlichen Beſitzer des Hauſes hartherzig genug, durchaus das Hereinbringen des ſterbenden Juden in eines ihrer Wohnzimmer abzuſchlagen. Und nur, weil es ein Jude war! Nicht aus Unmenſchlichkeit überhaupt; denn ſicherlich hätten ſie jedem andern Bürger der Stadt dieſe kleine Hülfe, bei der ſie ſelbſt nichts thun durften, bewilligt. Auch erklärten ſie ſich nur immer gegen den Juden. Und dennoch auch ſicherlich nicht aus übertriebener Liebe zum Heiland, oder fanatiſcher Religionswuth. Sie leben ſonſt ganz bürgerlich vertragſam mit jedem Unbeſchnittenen, und wer-

werden nie zu raſchen Handlungen gegen einen Unchriſten entflammt. Es geſchah aus reiner Geſchöpfsverachtung gegen einen Menſchen, darum, weil er ein Jude iſt; aus dem ſich noch immer erhaltenden angebornen Haß, aus der mit der Muttermilch eingeſogenen, keineswegs ſich auf Religion gründenden, Leidenſchaft gegen alles was Jude heißt. — —

Manche der Anweſenden, ſowohl Chriſten als Juden, redeten zu ihnen laut und ſtark von Menſchen- und Bürger- und Chriſtenpflicht; einige erboten ſich zur Erſetzung jeder etwa möglichen Beſchädigung; manche ließen auch den allgemein verbreiteten Unwillen laut genug ertönen. Alles ohne Wirkung bei der Hausherrſchaft! Der Mann und die Frau ſtanden auf der Treppe, ſahen und hörten alles, und blieben hartnäkkig bei ihrer Weigerung, und riefen ihr Nein über dem ſterbenden Menſchen zu dem lautrauſchenden Volke, herunter. — Und er ſtarb.

Dies geſchah leider mitten in Berlin im Aprilmonat des Jahres 1785. *)

*) So wird wenigſtens die Geſchichte allgemein erzählt; und ein glaubwürdiger Mann, der zugleich Augenzeuge war, hat ſich erboten, ſie ſo öffentlich mit Nennung ſeines Namens zu beſtätigen. Sollte indeſſen, wie wir hoffen und wünſchen, mancher mildernde Umſtand eintreten, ſo ſind wir gern erbötig, auch dieſen, wenn er überzeugend bewieſen werden kann, im nächſten Stükke bekannt zu machen. D. H.

10.

Herzog Leopold von Braunſchweig.

Um ihn weinet nicht nur ſein Edles Geſchlecht, nicht nur unſer König, der ihn ſchätzte, nicht nur ſeine nähern Günſtlinge; auch jedes Mitglied der beſſern Menſchheit, jeder Aufgeklärte und Rechtſchaffne, der von Seinem Geiſte und Herzen auch nur gehört hatte; um ihn weinen Muſen und Wiſſenſchaften, die Grazien, und die freundliche Göttinn der feinern Geſelligkeit; um ihn die Schaar von Kriegern, an deren Spitze er ſtund, die Stadt, die ihn täglich ſah, das Land, das ihn kannte, der Zirkel ſeines nähern Umgangs, und — ach! — ſo viele von ihm unterſtützte Wittwen und Waiſen. Denn wo war Gutes, das er erkannte und möglich fand, und nicht auszuüben brannte? Wo ein Nutzen, den er ſtiften konnte, und nicht ſtiftete? Wo Edelmuth, ſelbſt im ſchlechten Gewand, und im Kittel, den er nicht ehrte? Wo Wiſſenswürdiges, das ihm gleichgültig geweſen wäre? Wo deutſchen Biederſinn, über das er ſich nicht patriotiſch freute?

Uns er ſank hin, der liebenswürdige ſchöne tapfere Prinz, der jüngſte ſeiner drei geliebten Brüder, ſank früh hin, im 55ſten Jahre ſeines edlen Lebens; ſank durch einen ungewöhnlichen, vielleicht herben Tod; aber in einem Geſchäft, das er ſo gern ſo oft übernahm, und das ſein Leben für die Nach-

welt

welt bekrönen mußte, wie es für ihn selbst seinen Tod versüßte, in dem Geschäft, leidender Menschheit als ein Retter beizuspringen! — Viel Schrekliches haben die Wasserfluthen in diesem Frühlinge angerichtet; aber nicht leicht etwas Schrekkliche-res, als den Tod des Prinzen Maximilian Julius Leopold von Braunschweig-Wolfenbüttel, der zu Frankfurt, (wo er als Königl. Preußischer Generalmajor mit seinem Regimente stand) am 27 April Mittags zwischen 12 und 1 Uhr in der Oder ertrank, als ihm seine Menschenliebe trieb, zu dem Nothleidenden, der am jenseitigen Ufer, und schon umsonst, um Hülfe schrieb, hinzueilen, da selbst die fahrne Schiffer der Gefahr sich auszusetzen sich weigerten. Nicht durch Zureden bloß, nicht durch Geldbieten, das jeder Waichling und jeder Reiche kann; durch sein eigenes Beispiel, durch eigne That, wie ein braver deutscher Mann, zu helfen! dazu entbrannte sein Herz, das immer auch die Geringsten der Menschen warm und thätig als Menschenliebe. Seine kriegerische Uebung *) machte ihn nie unempfindlich, erhöhte nur seinen Eifer zur Ausübung jeder andern Pflicht. Zu kühn bestieg er einen Nachen; und sein eigenes Wagen und sein Zureden vermochte drei Schiffer, mit ihm herüber zu rudern. Aber die schwellende Fluth und die Unsicherheit

der

*) Der Herzog kam eben vom Exerciren zurük, als er an der Oderbrükke die Noth sah, zu deren Abwendung er sich wagte.

des Überschwemmten Bodens schnizten den Wunsch ein; der Prinz fand den Tod, den ruhmvollen Heldentod für die Menschheit, in den Wellen, deren Raub er so sehr ward, daß sein Körper bis itzt noch nicht wiedergefunden ist.

Die edlen Zweige des alten berühmten Fürstenhauses, aus dem der Herzog sproßte, haben sich, seit den ersten Welfen, immer durch drei große Fürstentugenden ausgezeichnet: Tapferkeit, Liebe zu Wissenschaften, Frömmigkeit. Der Bogen dieser angestammten Treflichkeiten ruhte auch in reichem Maaße auf Herzog Leopold. Es fehlt uns an Kenntnissen und an Kraft, um dieses jungen Helds Leben zu schildern. Nur erinnern wollen wir daran, wie sehr er immer dahin eilte, wo er den Ruf seiner äußern und innern Pflicht, wenn auch der gefahrvollsten Art, zu hören glaubte: im letzten Kriege wegen der Baierischen Erbfolge, bei dem Brande vor einigen Jahren in Frankfurt, und itzt, wo das Zeugniß von seiner Unerschrokkenheit durch den Tod besiegelt worden. Erinnern wollen wir nur, wie er die Blüthe so mancher Wissenschaft brach, wie sein schöner Geist mit manchen Kenntnissen reich gezieret war, wie er in das lehrreiche Italien mit dem lehrreichsten Begleiter, mit Lessing, reiste, und wie gern er immer mit Gelehrten sich über Wissenschaften unterhielt. Erinnern wollen wir nur, daß jede Steifheit des kleinen Stolzes fern von ihm war, daß er

freund-

freundschaftlich und ehrenvoll mit verdienten Männern jedes Standes umging, daß er gut und menschlich, daß er bei aller Hoheit human, bei aller Tapferkeit weichherzig, bei allem Feuer eines Jünglings und eines Fürsten sanft und liebevoll war! Die schönste Mischung eines wohlgestimmten Charakters!

Edler Prinz! Unsre schwache Hand vermag Dir kein dauerndes Denkmal zu setzen. Aber eine kleine bescheidne Blume — mag sie auch schnell hinwelken — wollen wir Deinem Gedächtnisse streuen *), um zu zeigen, daß unser Herz versteht, was liebenswürdige Größe ist, wenn gleich unsre Zunge ihren ganzen Werth nicht auszusprechen vermag.

Berlin am 29sten April. G. und B.

*) Die B. Monatsschrift hat schon öfter dieses Prinzen und seines Durchlauchtigen Bruders des Herzog Friedrichs mit der Wärme erwähnt, die solche Gegenstände erfordern, z. B. Bd. III, S. 55. Auch in diesem Jahrgang, März S. 214, wo die edle Unterstützung eines Menschenfreundes in einer für Staat und Menschheit höchst wichtigen Sache erzählt wird. Herzog Leopold verbot ausdrücklich, zu sagen, daß Er dieser Menschenfreund sei; itzt giebt sein Tod uns die traurige Freiheit, ihn öffentlich nennen zu dürfen.

Berlinische Monatsschrift.

1785.

Sechstes Stük. Junius.

1.

An den Bacchus.

Horazens fünf und zwanzigste Ode des dritten Buchs.

— ∪ — ∪∪ — ∪∪ —

— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪ —

Evoë! wohin entführt
Mich dein Geist? in welch Thal treibt mich, in welchen Hain
Deine höhere Macht? wo hört
Mich entzücktes der Fels bis zu dem Sternenplan
Cäsars ewige Glorie,
Bis in Jupiters hoch thronenden Rath erhöhn? —

Singen will ich was gröſs, was neu,
Was kein andrer Mund ſang. — Wenn die Thy-
ad' erwacht,
Von der Höhe den Hebrus ſieht,
Schneebedeckte Gefild' und den Odryſiſchen
Jubelreihen am Rhodope:
Ha! wie ſtaunt ſie! Wie ſtaunt über die Felſenkluft
Und die Wüſte des Waldes mein
Pfadlos irrender Fuß! — Herr der Najaden und
Baſſariden, die mächtige
Eſchenbaum' in der Fauſt ſchwenken! ich ſtimme nichts
Kleines, niedrigen Tons nichts,
Und nichts ſterbliches an. Süße Gefahr, dem Gott
Nachzurafen, — o Evohe! —
Der um unſere Stirn grünende Reben ſchlingt.

Anmerkungen.

Der Römiſche Dichter, von dem erwartet, auch wohl gefordert ward, jede übertriebene Ehrenbezeugung zu verewigen, die der Senat und das Volk dem Auguſtus feyerlich zuerkannten, bedient ſich bey ſolcher Gelegenheit der feinſten poetiſchen Kunſtgriffe, wie wir in der dritten Ode des vierten Buchs geſehen haben. (ſ. den Junius 1784). Hier beſingt er ſeinen Helden in

in einer Dithyrambe, des kühnen, die er je gemacht hat, worin er am Bachusfeste von der Bachuswuth ergriffen, des Cäsar Augustus Aufnahme unter die Götter zu besingen verspricht, und es bey diesem Versprechen bewenden läßt. Und dennoch enthält die Wendung, die er nimmt, das feinste Lob; denn anstatt zu sagen: Wo bin ich itzt? was singe ich itzt Lieder? sagt er: Wo singe ich itzt Cäsars Vergötterung? Gleichsam als wenn beides einerley, als wenn sein beständiger Stoff Augustus wäre.

V. 4—6. Bis zu dem Sternenplan .... bis in Jupiters hoch thronenden Rath.) Einige haben genuthmaßet, daß Horaz, der den Augustus hier unter die Sterne und in den Rath Jupiters versetzt, an die zwölf Sternbilder gedacht habe, welche, wie wir aus dem Manilius wissen, von den zwölf großen Göttern beherrscht werden, und die, nach der Mythologie der Aegypter, die Rathsversammlung Jupiters heißen. Seine geheimen Gedanken kann man nicht errathen, seine Worte aber sagen es nicht ausdrücklich. Vermuthlich ist man auf diese Idee gefallen, weil Virgil, der den Augustus gleichfalls in den Rath der Götter und unter die Sterne versetzt, ihm seinen Platz neben der Jungfrau und dem Skorpion giebt. Man sehe hier diese berühmte Stelle Virgils, und erinnere sich dabey, daß der Platz neben dem Skorpion ein ehrenvoller Platz war, nicht allein weil Mars, der Vater und Schutzgott der Römer, den Skorpion beherrschte, sondern weil diejenigen Sterne, welche bey den Chaldäern, die nur elf Sternbilder annahmen, die Scheren des Skorpions ausmachten, das eigentliche Zeichen der Wage sind, dieses bekannten Sinnbildes der Gerechtigkeit; vornehmlich aber weil Augustus, dem Sveton zu Folge, gegen das Ende des Septembers und also in dem Monat geboren war, wo die Sonne vor achtzehnhundert Jahren, in die Scheren des Skorpions, das heißt, in das Zeichen der Wage rückte.

Und vor allen auch du, von dem wir nicht wissen, in welchen
Rath der Götter du treten wirst: willst du die Städte beschützen,
Cäsar, die Zonen der Erde beseligen, soll dich der Weltkreis
Als den Geber der Früchte, den Herrscher der Horen empfangen,
Und die Schläfe dir kränzen mit deiner Erzeugerinn Myrte;
Oder erscheinst du als Gott des unermeßlichen Meeres,
Der die Piloten erhört, dem das äußerste Thule gehorchet,
Den sich Tethys zum Sohn mit allen Wellen erkaufet;
Oder gesellest du dich, ein neues Gestirn, zu den langsam
Schreitenden Monden, wo Raum sich neben Erigonen öffnet
Und dem Skorpion, der die feurigen Arme schon einzieht
Und den ungleich größeren Theil des Olympus dir anbeut.
Wer du seyn willst: — denn weder der Tartarus grüße dich jemals
König,

König, noch ergreife dich so sinnigs Herrschsucht;

Die Achaia zugleich von Elysens Auen entbinet,

Und Persephone gern der Mutter in folgen Versuche thut: —

Fördere meinen Lauf! sey gnädig dem kühnen Beginnen!

Landbau, I. 24 — 40.

V. 7. Singen will ich was groß, was neu, was dem andern Mund sang.) In der That hatte wohl kein Dichter einen noch lebenden Menschen als einen gegenwärtigen Gott besungen. Der Stoff war eben so groß als neu.

V. 8 — 14. Wenn die Thyas erwacht, — ha! wie staunt sie! Wie stamm' ich mein pfadlos irrenden Fuß!) Dieses würde in Prosa heißen: So wie die erwachte Bachantinn sich verwundert, so verwundete ich mich, daß ich auf unbetretene Wege gerathen bin. In den Dithyramben oder Bachusoden bediente man sich der kühnsten Redeverbindungen, der ungewöhnlichern Worte und der am wenigsten gebräuchlichen Nahmen.

V. 9 — 11. Vom der Höhe den Hebrus sieht, schneebedeckte Gefild' und den Odrysischen Jubel rechen am Rhodope.) Die rasende Bacchantinn schwärmt weit umher, geräth auf den Gipfel eines hohen Gebirges, schaut ermüdet ein, und sieht, erwacht und ermuntert, das beschneyete Thracien, den Hebrus, den Rhodope und die Täuze der Einwohner des Landes. An dem Flusse Hebrus und dem Gebirge Rhodope wohnten die Odrysen, das mächtigste Volk in Thracien, welches den Bachus vorzüglich verehrte.

V. 12. 13. Die Felsenklüfte und die Wüste des Waldes.) Der Dichter geräth in seiner Entzückung

in einen öden Wald, der auf einem steilen Felsen liegt. Der Ort ist noch von keinem besucht worden, weil er schwer zu ersteigen ist: eine geheime Rücksicht auf sich selbst. In der erhabenen lyrischen Gattung war Horaz der einzige Römische Dichter, und blieb es auch.

V. 14. 15. Herr der Najaden und Bassariden.) Die Najaden gehören eben sowohl wie die Thracischen Weiber, welche man Bacchantinnen, Mänaden, Thyaden, Bassariden, und von ihrem Vaterlande Bistoniden nennt, zum Gefolge des Bacchus. Auch erwähnt Horaz in einer andern Ode (II. 19.) der Nymphen in Gesellschaft der Satyren, wie sie den Bacchus umgeben. Daß man aber diese Nymphen der Quellen dem Weingotte zugesellt, scheint eine gute Allegorie zum Grunde zu haben: Die Alten mischten ihren Wein beständig mit Wasser.

V. 15. 16. Die mächtige Aeschenbäume in der Faust schwenken.) Ihre Thyrsusstäbe sind ganze Aeschenbäume, die niemand schwenken kann, als die vom Bacchus begeisterten. Auch Achills Speer war eine Asche, auf dem Berge Pelion gefällt, die niemand als er allein handhaben konnte. — So mächtig die Bacchantinnen durch die Hülfe ihres Gottes sind, so mächtig wird der Dichter durch ihn seyn, etwas sehr großes zu unternehmen.

V. 17. 18. Nichts kleines, niedrigen Tones nichts, und nichts sterbliches.) Dergleichen dreyfache Gradation war schon im fünften und sechsten Verse da gewesen. Der Dichter hat einen neuen und noch stärkern Anfall von Begeisterung. Nichts kleines heißt bey den Poeten etwas sehr großes, und dieses will er würdig besingen, und dieser Gesang wird unsterblich seyn. — Ein gefährliches Versprechen, denkt er sich selbst hinzu; aber er überspringt diese Idee, und fährt sogleich fort: doch die Gefahr ist angenehm.

V. 19. O Evohe!) Im Lateinischen, o Lenaee! Dieses ist keine neue Anrede an den Bacchus, sondern das eingeschobene Jauchzen eines Betrunkenen, wie es bey der Feyer des Bacchusfestes gewöhnlich war.

Hie-

dieburch gewinnt die Ode an Kenntniß und Begeisterung.

V. 20. Der um unsere Stirn grünende Reben schlingt.) Dieser Vers ist im Lateinischen zweydeutig; denn es kann eben sowohl sibi als nobis dabey verstanden werden, oder sua so gut als nostra; es kann eben sowohl heißen: der seine eigenen Schläfe, als der unsere Schläfe bekränzt. Weil aber im vorhergehenden von einer süßen Gefahr geredet ward, so scheint die Erklärung die beste zu seyn, daß Bacchus seine Nachfolger bekränzt. Die Gefahr ist angenehm, ist des Versuches werth: denn Bacchus krönet uns mit seinem ewig grünenden Weinbeerlaube, das ist: der gelungene Versuch bringt uns unsterblich Ehre.

Kamler.

2.

Sollte man nicht jedem Städtchen seine besondre politische Verfassung geben?

Den schädlichen Einfluß unserer einförmigen philosophischen Theorien auf die heutige Gesetzgebung haben wir zu einer andern Zeit gesehen. *) Ihnen und der Bequemlichkeit der Herrn beim Generaldepartement haben wir es allein zu danken, daß

*) S. die patriotischen Phantasien. B. II. S. 15.

wie so viele allgemeine Verordnungen haben, die entweder gar nicht, oder doch nur so in Bausch und Bogen befolget werden. Daß sie aber auch das ganze menschliche Geschlecht immer einförmiger machen, ihm seine wahre Stärke rauben, und in den Werken der Natur wie in den Werken der Kunst manches Genie ersticken, das ist, so wahr es auch ist, noch von wenigen beherziget worden; und doch hätten diejenigen, welche den Menschen in seine erste Wildheit zurückwünschen, um ihn in seiner Originalstärke zu sehen, mehr als eine Gelegenheit gehabt, dieses zu bemerken.

Der Mensch ist zur Gesellschaft bestimmt, und es fruchtet wenig, ihn in seinem einzelnen Zustande zu betrachten. Der rohe Einsiedler mag mit der Keule in der Hand, und mit einer Löwenhaut bedekt, noch so stark, glüklich und groß sein; so bleibt er doch immer nur ein armseliges Geschöpf in Vergleichung der großen Gesellschaften, die sich überall wider ihn verbunden haben, und ewig wider ihn verbinden werden. Das Recht, nach seiner eignen Theorie zu leben, dienet ihm also zu nichts. Allein, ob es nicht eine größere Mannigfaltigkeit in den menschlichen Tugenden, und eine stärkere Entwikkelung der menschlichen Seelenkräfte wirken würde, wenn jede große oder kleine bürgerliche Gesellschaft mehr ihre eigne Gesetzgeberinn wäre, und sich minder nach einem allgemeinen

Plan

Plan formirte? das ist eine Frage, die noch immer eine Untersuchung verdient.

Wenn wir auf den großen Ruhm der vielen kleinen griechischen Republiken zurückgehen, und nach der Ursache forschen, warum so manches kleine Städtchen, das in der heutigen Welt nicht einmal genannt werden würde, ein so großes Aufsehen gemacht: so ist es diese, daß alle sich ihre eigenartige religiöse und politische Verfassung erschaffen, und mit Hülfe derselben ihre Kräfte zu einer außerordentlichen Größe gebracht haben. Man sehe, daß sie in ihrem Plan alles, was ihnen die Natur gegeben, auf das schärfste genutzt, und aus jeder Menschensehne ein Ankerseil gemacht haben. Dieses thaten sie, ehe sie philosophische Theorien hatten, und blos von ihren Bedürfnissen geleitet, nach der Richtung arbeiteten, welche zu ihrem Ziele führte.

Den Eifer, womit jedes Volk der Neuigkeit seiner eignen Erfindungen fröhnet, erhielt die ersten Stifter in ihrer patriotischen Schwärmerei; eine dazu eingerichtete Erziehung pflanzte solche auf die Nachkommenschaft fort; und jede Tugend erhielt ihren Werth nach dem Maaße des Nutzens, welchen sie dem gewissen Wesen schaffte. Die Größe aller andern so berühmten Nationen scheint die Folge einer ähnlichen Art zu handeln gewesen zu seyn, ehe allgemeine Religionen, Sittenlehren und Systeme, diese eignen Falten jeden besondern

Völkerschafft ausgeglichen, und die Art zu denken und zu handeln bei den Menschen einförmiger gemacht haben. So wie die allgemeine Menschenliebe faſt alle Bürgerliebe und die groſſe Nationalehre die beſondre Ehre jedes Städtchens verſchlungen hat; eben ſo ſcheinen die allgemeinen Natur- und Völkerrechte die ſtarken Bande, welche aus jenen beſondern Verfaſſungen entſprungen, verdrängt zu haben; daher ſie auch weniger wirken, und, wenn man ſie anwenden will, einem nicht ſelten verlaſſen.

Ohne viele Mühe geriethen die Griechen auf den Schluß, daß man die jungen Menſchen wie die jungen Thiere abrichten müſſe; und die Abrichtung ihrer Kinder war ihre erſte Sorge. Die gemeinen Bedürfniſſe beſtimmten die Art derſelben; und alle ihre Kinder würden wie die Hänflinge ein Lied gepfiffen, oder wie die Hunde den Ball gehaſt haben, wenn das gemeine Wohl dieſes erfordert hätte. Aber ſie wollten auch bildeten Krieger, tapfre und bauerhafte Seelen, wie Xenophons Heer, womit man die Welt umſchwemmen kann, ohne daß ſie einen Augenblik ſchwimmen; und Bürger, die ihr Vaterland über alles liebten.

Nach unſrer jetzigen Verfaſſung brauchen wir dergleichen Kriegerſeelen nicht, ſo nöthig es auch ſein möchte, daß die mündigwerdenden Völker die Zucht ihrer Jugend verſtärkten, und ein neues Geſchlecht bildeten, das man nicht durch Traktaten

zu

zu Sklaven machen könnte. Wir wollen jetzt lauter geschikte, arbeitsame und mäßige Leute, die viel gewinnen und wenig verzehren müssen. Diese suchen wir zu erzielen; und auch dahin könnte sich die Vorkehrung erstrekken, wenn jedes Städtchen seine Polizei darnach anlegte, und solche auf seinen eigenen Zwek richtete.

In allen unsern jetzigen Verfassungen liegt der Fehler, daß ein Nachbar sich um die Aufführung des andern nicht weiter bekümmert, als es die Neugierde erfordert. Was geht es mich an? was geht es dich an? heißt es, wenn einer den andern auf liederlichen Wegen antrift. Man fürchtet nur den Fiskus, und was dieser nicht sieht, das wird auch nicht gerügt. Keiner will Anbringer sein; und die Strafen werden als ein Zoll betrachtet, den man öffentlich verfahren kann, ohne von seinen Nachbarn verrathen zu werden. Mit einer solchen Denkungsart werden wir nie arbeitsame, fleißige und mäßige Bürger ziehen.

Ich erinnere mich einer kleinen Kolonie in Pensylvanien, die sich von Spinnen und Weben ernährte. Alle ihre Kinder gingen mit bloßen Köpfen und Füßen, mit einem kurzen Ueberzuge bekleidet. Im siebenten Jahre erhielten sie eine bessere Art von Kleidung, wenn sie bei einer angestellten öffentlichen Prüfung die ihnen vorgeschriebene Stükke Garn spinnen konnten. Diejenigen, welche dieses nicht konnten, durften ihren Ueber-

zug

zug nicht ablegen, und mußten ihn so lange tragen, bis sie diese Geschicklichkeit erlangt hatten. Wer zugleich in diesen Jahren fertig lesen konnte, wurde zu gewissen für die Jugend eingesetzten Spielen zugelassen. Das Recht, Strümpfe zu tragen, erwarb man sich, sobald man solche selbst stricken konnte; und zur Heirath wurden keine gelassen, als diejenigen, die den Preis im Weben davon getragen hatten. Im ganzen Städtchen wurde auf Einen Glokkenschlag und nur einerlei schlechte Kost gegessen. Diese war auf jeden Tag vorgeschrieben; eben so auch die Kleidung. Der Krämer durfte nichts anders feil haben und verkaufen, als was zu genießen oder zu tragen erlaubt war, und die Aufsicht hierauf war sehr scharf.

Um aber so viele Strenge zu versüßen, mußte jeden Sonnabend auf den Glokkenschlag zwölf alle Arbeit aufhören, und nun versammelte man sich zu einem öffentlichen Feste. Hier ward Wein, und Kaffee und Braten nach Gefallen genossen; doch hatte man wenige Beispiele, daß jemand diese Erlaubniß unter den Augen des Publikums gemißbraucht hätte. Die Jugend hatte ihre Tänze und Spiele, und die Alten spielten auch, oder genossen ihre vorigen Zeiten in dem frohen Anblik ihrer gesunden und raschen Kinder. Die ganze Woche freute sich ein jeder auf diesen Tag, und aß seinen schwarzen Rokkenbrei mit Vergnügen, weil er schon den Sonnabendsbraten im Kopf hatte. Die Versu-

chung,

chung, heimlich Kaffee zu trinken, verführte die Weiber nicht, weil sie ihr Gelüsten alle Woche einmal völlig stillen konnten; und wo sie es dennoch thaten, oder wo der Mann zu Hause etwas verbotenes genossen hatte, da hieß es: Der oder die ist krank. Denn den Kranken war nichts vorgeschrieben; nur durften diejenigen, die an einem Tage in der Woche sich des Privilegiums der Kranken bedienet hatten, am Sonnabend nicht gesund sein, und bei den Lustbarkeiten erscheinen.

In allen Verbrechen dieser Art, hatte ein jeder auf das heiligste gelobt, des andern Anbringer zu sein. Der Mann konnte seine Frau mit lachendem Munde angeben, und sagen: sie wäre krank: so ein Freund den andern, und das ohne Beweis, so lange jener nicht kam, und ihn forderte. Insgemein aber schämte sich der Kranke, und blieb traurig zu Hause. Wer aber ein ganzes Jahr krank war, wurde für unheilbar erklärt, und als ein Aussätziger vermieden. Bei höhern Verbrechen aber, als z. B. wenn jemand ein Stük *) Garn verkauft hatte, wurde mehrere Form beobachtet, und der

über-

*) In einigen Osnabrükkischen Bauerschaften haben die Eingesessenen sich ebenfalls vereiniget, daß keiner ein Stük Garn verkaufen will: um zu hindern, daß liederliche Wirthe, Weiber und Gesinde nicht einzelne Stükke zum Krämer verschleifen, und Branntwein, Kaffee oder Zukker dafür holen können.

überwieſene Thäter vor dem Verſammlungshauſe mit einem Stük Garn um den Hals eine Stunde lang zur ſchimpflichen Schau geſtellt.

Dieſe Art zu denken und zu handeln war mit Hülfe der Erziehung zu einer ſolchen Stärke gediehen, daß ſie ihre völlige Wirkung that; und es iſt unglaublich, wie ſehr die zugelaſſene öffentliche Luſtbarkeit die heimliche Schwelgerei verhinderte, und das Strenge milderte, was in der täglichen ſchlechten Koſt und der regelmäßigen Kleidung herrſchte. Die Einwohner genoſſen unendlich mehrere Freuden, als diejenigen, die ſich ſolche durch täglichen Genuß unſchmakhaft machen, und die Leinwebenlieder Mangen heber, als alle unſre Opernarien.

Dergleichen kleine Einrichtungen laſſen ſich im Großen gar nicht machen. Sie ſind bloß das glükliche Spiel kleiner Städte oder Kotterien, und ſo ſollte eine Landesobrigkeit dieſen Geiſt zu erwekken, und durch dienliche Begünſtigungen und Belohnungen zu befördern ſuchen. Vielleicht hätten wir dann auch unſre Solonen und Lykurgen. Wir ſehen täglich, was für große Dinge Innungen, Geſellſchaften, Brüderſchaften und dergleichen Verbindungen ſchaffen können. Was kann uns alſo abhalten, die Menſchen mit dieſem Faden zu ihrem Beſten zu leiten? Wie angenehm würde es nicht für Reiſende ſein, auf jeder Station gleichſam eine beſondre Art von Menſchen zu ſehen, und in jedem

Hafen

Hafen ein neues Dahein zu finden! Wie viele Philosophen würden nicht reisen, um das mannigfältige Kunstwerk, den Menschen, zu sehen!

Möser.

3.

Beitrag zur Geschichte der sächsischen Fabriken.

Ein Reisender, von welchem sich in der Litteratur- und Völkerkunde einige Briefe aus Sachsen befinden, sagt im dritten derselben, Monat Aug. 1784, Seite 153 — 155: „die Industrie „wäre im Schönburgischen viel geringer, als in „den meisten anliegenden sächsischen Dörfern und „Städten; welches ihm ein Räthsel sei, zumal da „im Schönburgischen weder Accisen noch andere „beschwerliche Taxen gehoben werden. Noch weniger begreiflich scheine ihm der Verfall der Stadt „Zwickau, um welche fast rings herum Volksmenge, Betriebsamkeit und Wohlstand groß „ist." — Ich bin in dieser Gegend aufgewachsen, und glaube sie so ziemlich zu kennen; daher will ich es wagen, diese beiden Räthsel, wo nicht ganz, doch großentheils aufzulösen, oder auch zum Theil zu berichtigen.

Was

Was die angeblich geringere Industrie im Schönburgischen betrift, so sind, wie mich dünkt, gewiß die Immunitäten, die diese Grafschaft besizt, daran Schuld; wenn anders die Industrie wirklich daselbst geringer ist, als in den anliegenden sächsischen Gegenden. Die ganze Grafschaft hat eine gewisse Anzahl Schokke *), die auf den

*) Schokke sind im Schönburgischen bloße Titel, kein Tribut, wiewohl sie von den Schokken (60) Groschen ihren Namen erhalten haben mögen. Sie sind im Schönburgischen etwa erst zu Anfange dieses Jahrhunderts aufgekommen, als die Grafen wegen des steigenden Luxus nicht mehr von ihren Gütern allein gräflich leben, und zugleich auch einige wenige Abgaben an das Reich und an den Lehnsherrn nicht mehr füglich entrichten konnten. Ein Schok gab Anfangs jährlich etwa einen Pfennig, und man rechnete sichs zur Ehre, die Grafen unterstützen zu können, weil man ohnehin weiter keinen Tribut zu entrichten hatte; daher nahm nicht selten einer auf sein Haus dreißig bis vierzig Schokke, um desto mehr geehret zu seyn. Man gegenwärtig kommen auf ein Schok wohl zwei Groschen; denn die ganze Grafschaft hat gegen 80000 Schokke, und von diesen werden die 6000 Rthlr. Steuern gehoben, nebst einem kleinen Ueberschuß, der den Grafen zu Bestreitung der Römerzüge und Kammerzieler, oder auch zu andern öffentlichen Ausgaben anheim fällt. Wer Feld hat, und ein Stük davon verkauft, kann auf diese Weise alle seine Schokke mit verkaufen, wenn der Käufer den Kontrakt eingehet. Freilich mögen die Grafen wohl gewußt haben, was aus diesen Schokken werden könne; aber sie haben das Volk dies nicht deutlich

den Häusern und liegenden Gründen haften. Von diesen Schokken heben die Grafen die 6000 Rthlr. Steuern, die sie ihrem Lehnsheern, dem Kurfürsten von Sachsen, jährlich entrichten. Man wird begreifen, daß diese Summe für neun mäßige nahrhafte Städte, und ohngefähr funfzig Dörfer eine Kleinigkeit sei; wiewohl doch einige Häuser, beson-

lich merken lassen; denn zwingen hätten sie es, vermöge seiner alten Gerechtsamen, nicht können. Diese Einrichtung ist nun bereits verjährt, und die Schönburger werden ihre Schokke in Ewigkeit nicht wieder los.

Wie leicht aus solchen Einrichtungen, ja selbst aus Liebesdiensten hernach Zwangspflichten erwachsen, erhellet auch aus folgendem Beispiele. Burgstädt gehört zur Herrschaft Wechselburg, und ist also sächsisch. Die Einwohner hatten daher an die Grafen eben so wenig zu entrichten, als die Unterthanen anderer Landsassen an diese ihre Gerichtsherren; ja sie waren nicht einmal verbunden, dem gnädigen Herrn die Hirsche und wilde Schweine jagen zu helfen. Man bat sie aber, sie möchten doch dem Herrn den Gefallen erzeigen, und ihm auf der Jagd zuweilen beistehen. Die meisten Bürger machten sich ein Vergnügen daraus, dem Grafen diesen Gefallen zu erzeigen, und gingen mit: aber ein paar alte Hausväter fanden keinen Geschmak an dieser Jagdlust, und blieben hinterm Ofen sitzen. Die andern trugen die ersten Jahre dem Herrn Grafen sogar aus lauter Liebe die Netze hinaus in den Wald; hernach ward ihnen das Tragen zu sauer, und sie legten jeder einen Groschen an, und ließen sie hinaus fahren. Sobald nun dieser löbliche Gebrauch verjähret war, ward

besonders in Glaucha, diese Steuern hart empfinden, weil sichs ehemals die Besitzer derselben zur großen Ehre anrechneten, wenn sie von den Grafen mit recht vielen Schokken, die anfänglich wenig oder nichts kosteten, begnadiget wurden. So hat in Glaucha eine einzige Gasse von etwa zwanzig Häusern so viel Schokke, als ganz Hohenstein, ein Ort von 400 Häusern; denn als die Hohensteiner nach Glaucha kamen, und auch Schokke sich ausbitten wollten, da hatten die glauchischen Bürger dieselben schon meistentheils für sich geholt. Außer diesen Steuern verstehen sich die Grafen zuweilen zu einer, wie man sagt, freiwilligen Rekrutirung für die sächsische Armee, wozu das Geld auch allemal zusammen gesteuert wird. Weiter ziehet Sachsen keine unmittelbaren landesherrlichen Gefälle aus dem Schönburgischen. Die Grafen ziehen von jedem Stükke Weberwaaren 2 bis 3 Pfen-

eine Gerechtigkeit daraus; und itzt müssen nicht nur die Bürger, die nicht mit auf die Jagd gehn wollen, Jagdgeld und jenen Netzgroschen geben, sondern auch diejenigen, die mitgehen, müssen die Netze tragen, und gleichwohl auch den Netzgroschen bezahlen: ausgenommen die Besitzer der beiden Häuser, die von jenen beiden Alten bewohnt gewesen sind. Denn diese sind von dieser Last gänzlich befreit, weil sie sich ihre Gerechtsame nicht vergeben haben. Daher verabscheut das Volk in Sachsen alle Neuerungen, und thut nichts, als was es muß; denn man hat an mehrern Orten ähnliche Beispiele.

3 Pfennige Schau- oder Stämpelgeld; von jedem Fleiſcher jährlich den Werth eines Hammels; und ſo nach Verhältniß von den übrigen Handwerkern etwas. Auf einigen Dörfern und in den Vorſtädten von Glaucha haben ſie die Frohn- und Hofdienſtgerechtigkeit, oder nehmen dafür ein kleines Aequivalent. Endlich ziehen ſie noch von jedem Bürgerhauſe jährlich einen Jagdgroſchen. Weiter bezahlt der Schönburger an ſeine Herrſchaft nichts. Man muß alſo geſtehn, daß dieſe Abgaben ungemein geringe ſind, indem ſie in manchem Hauſe jährlich kaum auf 16 Groſchen überhaupt betragen, ob es gleich oft ein reicher Kaufmann beſitzt; und man ſollte denken, es müßten ſich die angränzenden Sachſen mit Gewalt ins Schönburgiſche hineindrängen. Allein es giebt auch mancherlei Hinderniſſe, die ſich ihnen da entgegen ſetzen.

Da die ſchönburgiſchen Kaufleute auf ſolche Weiſe nicht nur wohlfeiler leben, ſondern auch die daſelbſt fabrizirten Waaren wohlfeiler einkaufen, folglich auch wohlfeiler verkaufen können, als die ſächſiſchen; ſo haben die letztern, beſonders die Chemnitzer, längſt ſchon bei Hofe die Klage geführt, daß ſie auf den Meſſen mit den Schönburgern nicht gleiche Preiſe zu machen im Stande ſind. Und hierauf iſt denn der Befehl ergangen: daß die Schönburger 12 und ein halb Prozent Impoſt für ihre Waaren beim Ausgange erlegen müſſen; doch iſt, wenn ich nicht irre, dieſer Impoſt

nun auf 8 oder 9 Prozent herabgeſetzt; und er erſtattet, wie ich glaube, die Konſumtionsacciſe völlig. Dann wächſt auch im Schönburgiſchen kein feiner Flachs; folglich giebt es da kein feines leinenes Garn; und die Sachſen haben das Recht, allen Schönburgern daſſelbe zu konfiſziren, wenn dieſe welches im Sächſiſchen holen. Daher können die Schönburger nur gröbere Kannevaſſe, Atlaſſe, Barchente, Köper, u. ſ. w. machen; die feinern hingegen, woran ungleich mehr zu verdienen iſt, bleiben Prärogative für die Sachſen. Hieraus haben die ſchönburgiſchen Kaufleute das Vorurtheil gezogen, daß man im Schönburgiſchen überhaupt keine feine, auch keine ganz baumwollene feine leichte Waaren, ſondern bloß die gröbern ſchweren Sorten machen könne; und kaufen daher die feinern, wenn ſie welche brauchen, den ſächſiſchen Webern, beſonders den Chemnitzern, ab. Auf dieſen liegen alſo ſchon alle ſächſiſche Abgaben, und gleichwohl müſſen ſie immer beim Ausgange den nämlichen Impoſt, wie andere Schönburgiſche Waaren, geben. Jenes Vorurtheil macht, daß man im Schönburgiſchen nun überhaupt, auch die Baumwolle nicht ſo fein ſpinnt, wie im Sächſiſchen. Endlich ſind auch die Sachſen ungemein ſtolz auf ihre höhern Taxen. Sie glauben, als unmittelbare kurfürſtliche Unterthanen, viel mehr zu ſein, als die Schönburger, die von ihnen herzlich verachtet, und nur gräfliche Erdäpfelfreſſer genannt

kannt werden. Ja in Chemnitz hält man die Schönburgischen Leinweber, besonders diejenigen, die ihr Handwerk in Ernstthal gelernt haben, gewissermaßen für unehrliche Leute; wenigstens würden alle Gesellen in Chemnitz auf einmal sämmtlich davon wandern, wenn sich ein Meister einfallen ließe, einem Burschen, der in Ernstthal gelernet hat, Arbeit zu geben. Solch ein wunderliches Ding ist der Mensch! Man sollte denken, der Sachse müsse den Schönburger wegen der geringen Abgaben beneiden: aber weit gefehlt, er brüstet sich vielmehr darüber. Und diesen sonderbaren, vielleicht aber guten, stolzen Geist findet man in Sachsen nicht etwa bloß bei den Handwerkern, sondern auch bei den Kaufleuten selbst, welche doch wohl wissen könnten, daß die Schönburger eben demselben Landesherrn gehorchen, den sie, die unmittelbaren Sachsen, verehren. Diese Ursachen wären nun wohl, wie es scheint, hinlänglich, alle industriöse Leute aus dem Schönburgischen nach Sachsen zu ziehen; und es wenden sich auch wirklich eher einige Schönburger nach Sachsen, als umgekehrt.

Indessen ist jene Bemerkung vom Mangel der Industrie im Schönburgischen bei weitem nicht ganz gegründet. Der Reisende hat nur das Muldenthal von dieser Grafschaft, folglich nur Waldenburg und Glaucha, gesehen, wo die Tuch- und Zeugmanufaktur freilich nur mittelmäßig, die Lin-

nen- und Baumwollenmanufaktur aber weniger als mittelmäßig betrieben wird. Und das daher, weil daſelbſt die Leute aus den angeführten Urſachen keinen Abzug finden, und weil ſie wegen des guten Bodens mehr zum Feldbaue und, wegen des guten Thons in Waldenburg, zur Töpferarbeit, eingerichtet ſind. Hätte ihn ſein patriotiſcher Führer nach Hohenſtein, Ernſtthal, Mülſen, und Lößnitz geführet: ſo würde er an der Schönburgiſchen Induſtrie nicht viel auszuſetzen gefunden haben. Hohenſtein hat allein gegen 600 gangbare Weberſtühle; und auf allen umliegenden Dörfern, wovon einige zwei bis drei Stunden Weges lang ſind, webet nicht nur jeder Bauer Sakzwillich, Roßdecken, und Schöckelleinwand, ſondern die Strumpfwirker ſchnurren auch den Reiſenden mit ihren Stühlen allenthalben die Ohren zur Rechten und zur Linken voll. In den Dörfern Mülſen und Longwitz ſitzen drei oder vier beträchtliche Kapitaliſten von Kaufleuten, die als arme Strumpfwirker oder Leinwebergeſellen hingekommen ſind; und in Hohenſtein giebt es dergleichen ehemalige arme Handwerkspurſche, die itzt Kapitaliſten von hunderttauſend Thalern ſind; anderer angeſehener Kaufleute, die ſich daſelbſt niedergelaſſen haben, nicht zu gedenken. Ernſtthal ſtehet erſt ſeit hundert Jahren, und iſt von lauter Leinwebern erbauet und bewohnt; und in Mülſen gehen 300 bis 400 Weberſtühle. Lößnitz hat nur beträchtliche Tuchmanufaktu-

fakturen. In allen Dörfern herrscht ein Wohlstand, welchen man, außer im Altenburgischen, gewiß nirgends größer findet. Alle Bauern tragen scharlachene Brustlätze mit silbernen Knöpfen, und Kleider von dem besten inländischen Tuche, und sehr viele geben ihren Töchtern über 1000 Thaler zum Heirathsguthe mit.

So wäre denn die Industrie im Schönburgischen, wie mich dünkt, eben nicht merklich geringer, als in den anliegenden sächsischen Gegenden, ohngeachtet ihr in der That daselbst mehr Hindernisse im Wege stehen, als in Sachsen; welches zwar mehr direkte Auflagen, aber auch große Vortheile hat, welche den Schönburgern fehlen.

Von ihren Naturprodukten kann diese Grafschaft nichts ausführen, sondern zieht jährlich eine große Menge Korn und Schweine aus Böhmen, dem Altenburgischen, und aus dem sogenannten Niederlande. Hätte sie keine Fabriken, so könnte sie ohnstreitig kaum den dritten Theil ihrer Einwohner ernähren.

Ehe ich Schönburg verlasse, muß ich nur noch die kleine Anmerkung *) machen, daß ich gar nicht begreifen kann, warum fast alle Geographen die Herrschaften Penig, Wechselburg, Rochsburg und

*) Man vergleiche damit des Herrn Oberrechnungsraths Kanzler „Bruchstük über die Grafen von „Schönburg in der Kanzler- und Meißnerischen „Quartalschrift, II. 1. S. 56. A. d. H.

Remissau mit zum Schönburgischen rechnen. Diese Herrschaften sind nicht schönburgisch, sondern sächsisch; gehören aber den Grafen von Schönburg. Die Grafschaft Schönburg besteht bloß aus den Herrschaften Vorder- und Hinter-Glaucha, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein. Aber der Graf von Vorder-Glaucha besitzt zugleich die sächsischen Herrschaften Penig und Wechselburg. Der Graf von Hinter-Glaucha hingegen, der vor einigen Jahren den Streit zwischen Sachsen und Böhmen wegen der Lehnsherrlichkeit über Schönburg erregte, besitzt in Sachsen nichts; aber einer von seiner Linie besitzt Remissau, und ein anderer Rochsburg, beides, wie gesagt, sächsische Herrschaften. Nicht als Grafen von Schönburg haben diese Herren Sitz und Stimme auf dem Landtage zu Dresden, sondern bloß als Herren von Penig, Wechselburg, u. s. w. Da sie aber hier ihre Sitze unter den übrigen Edelleuten haben, so erscheinen sie nie selbst, sondern schikken Bevollmächtigte dahin. Schönburg enthält bloß folgende neun Städte: Glaucha, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein, Stein, Hohenstein, Lößnitz, Ernstthal, und Meerane. Die vier letztern sind Amtsstädte, die fünf erstern hingegen haben herrschaftliche Schlösser. Zu Glaucha ist die gemeinschaftliche Regierung, die vom Kurfürsten von Sachsen bestellet wird; und blos an diese reskribiren die Kollegien zu Dresden, nie

unmittelbar an die Amtleute, wie in Penig, oder in Wechselburg, und Rochsburg. Diese letztern Herrschaften haben auch alle sächsische Onera zu tragen, ohngeachtet sie den Grafen von Schönburg, als Gerichtsherren, gehören. Auch hat die Grafschaft Schönburg ihr eigenes Konsistorium, welches das Kirchenwesen im Schönburgischen allein schlichtet, und unter dem Konsistorium zu Leipzig steht. Zwar will der sächsische Hof die sogenannte schönburgische Regierung nicht mehr eine Regierung nennen, sondern diesem Kollegium einen andern Titel geben, der etwas weniger sagt. Aber die Schönburger wollen ihre alten Gerechtsamen nicht missen, und weigern sich, einen geringern Titel anzunehmen; und man wird ihnen also vermuthlich auch den alten Titel noch lassen. — Zu der Herrschaft Vorder-Glaucha gehört nebst vielen Dörfern, mehr als halb Glaucha, ganz Hohenstein, und halb Merane. Zu Hinter-Glaucha gehöret, nebst etlichen Dörfern, der übrige Theil von Glaucha, ganz Ernstthal, und die andere Hälfte von Merane. Lößnitz gehöret zur Herrschaft Stein. Stein selbst ist eigentlich nur ein Schloß mit wenigen Häusern. Der Graf von Schönburg-Waldenburg besitzt zugleich die Herrschaft Lichtenstein, und ihm fallen auch die Herrschaften Stein und Hartenstein zu. Alle diese Grafen sind Reichsgrafen, und jede Herrschaft schreibt sich Reichsgräfliche Schönburgische

Herrſchaft. Als Reichsgrafen rechnen ſich die Schönburgiſchen Herren zu den Grafen auf der wetterauſchen Bank, indem ſie Römerzügh und Kammerzieler bezahlen.

Ich komme nun auf den Verfall der Stadt Zwikkau, welcher allerdings ungemein tief eingeriſſen iſt. Man wird in der That ſehr betreten, wenn man die ſchöne Stadt von außen in der ſchönen Gegend liegen geſehen, und ſich große Begriffe von ihr gemacht hat, hernach aber ganze Gaſſen darin wüſte findet. Aber das Räthſel wird ſich leicht auflöſen. Zwikkau iſt bloß durch die Bierbrauerei ehemals blühend geweſen, wovon die vielen ſchönen Bergkeller, die an der Mulde unter überaus anmuthigem Buſchwerke in den Felſen gehauen ſind, und ſich leicht auf hundert Klafftern laufen ſtürzen, itzt aber an den Eingängen auch einfallen, einen deutlichen Beweis abgeben. Gerſte geräth in dieſer Gegend ungemein, und guten Hopfen holte man aus dem nahen Böhmen; daher brauete man daſelbſt gute ſogenannte Lagerbiere, die in der ganzen Gegend umher von den Bauern und Fabrikanten Sonntags und am blauen Montage nach alter deutſcher Sitte ſehr ſtark getrunken wurden. Ja viele Weber- und Strumpfwirkergeſellen gingen den Sonnabend ins Wirthshaus oder in den Bergkeller, und ſahen nicht wieder nach Hauſe, bis der ganze wöchentliche Verdienſt vertrunken war. Man legte aber nachher hohe Abgaben auf Bier,

und

und führte den Kaffee nach und nach ein. Alle Bauern und alle Handwerksburſche in den Städten und auf den Dörfern trinken itzt Kaffee, und kein Bier; und Zwikkau hat, wie jede andere Stadt, welche ſich von der Bierbrauerei ehemals genähret hat, ſeine Nahrung völlig verlohren. Kaffe hat nun einmal die alte Nazionaltrinkſitte der Deutſchen, beſonders aber der Sachſen, verdrängt, und jene berüchtigten Biermägen in ganz nüchterne Kaffeeſchläuche umgeſchaffen; wiewohl man dieſe Nüchternheit ſehr theuer erkauft, indem ſo viele Millionen Thaler jährlich für Kaffe ins Ausland gehen. Zwar dünkt mich, könnte man der Biebrauerei, und folglich auch dem Getraidebau in Sachſen wohl wieder etwas aufhelfen, wenn man die Trankſteuern zum Theil von dem inländiſchen Biere abnähme, und ſie dafür auf den Kaffe legte: aber vielleicht irre ich hierin, und die Herren, die die gegenwärtige Einrichtung in Hinſicht auf dieſe Auflagen getroffen haben, müſſen die Sache freilich beſſer verſtehen. — Fabrikanten und Kaufleute ſetzen ſich aber deswegen nicht nach Zwikkau ſelbſt, weil ſie in den umliegenden Dörfern viel wohlfeiler leben können, als in der Stadt; wie denn das oben gedachte Mülſen, wo alles webet und ſpinnet, und das über zwei Stunden lang iſt, nur eine kleine Meile davon liegt. Hierzu kömmt noch, daß einige Kaufleute und Weber daſelbſt ehemals unglücklicherweiſe verdorben ſind; und

nun

nun ist abermals ein Volksvorurtheil daraus entstanden, welches behauptet, daß in Zwikkau die Weberei nicht gedeihe, wenn auch gleich die Abgaben nicht so groß wären. Sie sind hier in der That viel größer als in Chemnitz, obgleich die Taxen an beiden Orten, wie durch das ganze Land, einerlei sind. Jede Stadt muß nämlich zu ihrer eigenen Erhaltung vielerlei Auflagen machen; und Zwikkau erfordert, als die Hauptstadt des gebirgischen Kreises, gewiß eben so viel, wo nicht noch mehr, zu ihrer Erhaltung, als Chemnitz. Gleichwohl hat es ungleich weniger bewohnte Häuser, und gar wenig Einwohner; daher fällt auf diese wenigen freilich sehr viel. Man kann deshalb in Zwikkau für 30 oder 40 Thaler ein schönes massives Haus vom Rathe erkaufen, und niemand mag es. An einigen andern Orten, die sich ehemals vom Brauen genähret haben, und aus hölzernen Häusern bestehen, verkaufen die Stadtgerichte doch noch die eingefallenen und eingerissenen Häuser als Brennholz, um nur einige Prozent von den rükständigen Abgaben zu erhalten.

Der Herr Verfasser des gedachten Briefes meint im übrigen auch: es wäre überhaupt schwer zu bestimmen, warum sich Fabriken lieber in diese Gegend, als in eine andere ziehen. Das mag, überhaupt genommen, wohl wahr sein: aber die Ursachen, die die Fabriken gegen das Erzgebirge hingezogen haben, sind nicht schwer aufzufinden. Weil

weder

weder Rokken noch Weizen in diesen etwas hohen gegen Norden abhängigen Gegenden so gut, wie Flachs gedeihet: so baueten die alten Bauern viel Flachs, den sie selbst, um sich zu nähren, in Leinwand, Sakzwillich, Roßdekken, Segeltücher u. s. w. verwebeten. So entstanden Weber und Leinwandhändler, die sich bald in Kaufleute verwandelten, in diesen Gegenden; und eben dieser Handel mit sogenannten rohen Waaren, ist hier ehemals außerordentlich stark betrieben worden. An dergleichen nach Norden abhängigen etwas hohen Gegenden geben auch die Schaafe gute Wolle; und weil der Landmann im Winter nichts zu thun hat: so spinnet sein Weib den Faden, und er webet Tuch oder groben Zeug daraus. So entstanden die Tuch- und Zeugmacher. Ein paar gescheute Entrepreneurs konnten doch wohl wissen, daß die Baumwolle wie die Schaafwolle gekämmet und gesponnen wird, nur daß man kein Kammfett, und zärtere Kämme und Spindeln dazu braucht. Sie ließen also macedonische Wolle von Wien kommen; und anfänglich Barchente, dann Kannevasse, dann Kattune, dann Piquees, und andere französische, sinesische und englische Erfindungen nachmachen; denn deutsche Erfindungen finden in Deutschland selten einigen Beifall. In der Stadt, wo sich zuerst ein Zeugfabrikant von ohngefähr niederließ, und glüklich war, da bildeten sich Zeugfabriken. Wo aber die ersten Linnen- und Baumwollenweber

durch

durch gute Wirthschaft empor kamen; da entstanden die Fabriken der weisten Waaren. Wo endlich die ersten Weber und Handelsleute unglüklicherweise nichts vor sich brachten, da bildete sich gar nichts, weil man einen solchen Ort für unglüklich und der Weberei nicht günstig ansah. Daher macht man nun in der einen Stadt und auf den dabei liegenden Dörfern weiße und rohe Waaren, daneben Zeuge, daneben Tücher; dann wieder bloß weiße Waaren; dann wieder Strümpfe; dann gar nichts; und so weiter. — Das nämliche gilt auch von den Fabriken der Oberlausitz, und den Gebirgsgegenden von Schlesien.

Hieraus könnte ich einige Regeln ziehen, die bei Anlegung neuer Fabriken zu befolgen sein dürften; wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es meine Leser schon von selbst thun werden.

Frankfurt an der Oder. Wünsch.

4.

An den zögernden Frühling.

Im April 1785.

Oft hab' ich dich, wann du verzogst, gerufen;
Itzt ruf' ich dich, wie ich dich niemals rief:
Entlaste Bach und Strom, begrüne Trift und Hufen,
Heb' an den Weihgesang, der nie so lang entschlief!

Wie kannst du dich der Erde Wunsch versagen,
Die, noch in Fesseln, deiner Ankunft harrt,
Der noch kein Lebensstrahl in den verlängten Tagen,
Zum Blüthenkranze noch kein lauer Zephyr wayh?

Zu lange bist du deines Sängers Klagen,
Den Bitten seiner treuen Liebe taub?
Sieh ihn: am Joch der Zeit hat er sich wund getragen;
Sieh ihn des Höllensohns, des Hypochonders, Raub!

Umsonst! Mit Schnee- und Schlossenströmen tobet
Unaufgehalten Boreas herab.
Du hörst mich nicht, ob ich dir gleich ein Lied gelobet,
Das ich so voll und rein der Götter keinem gab.

Magſt du es doch in deinem Stolz verſchmähen:
Verhall' es unerhört, ein Spiel der Luft! —
Wirſt du mit gleichem Sinn' auch Lauren widerſtehen,
Die zärtlich klagend dich in meine Fluren ruft?

Auch Lauren, deren engelgleichem Bilde,
Du, Stolzer! doch nur nachgeſchaffen biſt,
Die durch der Schönheit Reiz, wie durch des Herzens Milde,
Der Freude Schöpferinn, wohin ſie blikket, iſt?

Ratenau. Blum.

5.

Zum Andenken eines würdigen Landpredigers: Forſtmann, in Weſtphalen.

Die Aeußerung des Herrn O. K. R. Gedike, im Januar dieſer Monatsſchrift, daß doch kein Geiſtlicher, darum weil er ſelbſt ein Begräbniß in der Kirche hat, die abſcheuliche Gewohnheit Todte darinn zu begraben, durch ſein Beiſpiel begünſtigen möchte, hat nachfolgenden

gen den Aufſatz nachmachte. Mir war ein würdiger Geiſtlicher bekannt, der die Ehre eines Kirchengrähbniſſes von ſich abgelehnt hatte: jedoch mit Widerſpruch ſeiner Gemeine, die ihn liebte, und ſeine Gründe dawider vermuthlich für nichts weiter, als eine Bemäntelung ſeiner Beſcheidenheit anſah. Als darauf dem würdigen Manne ein Kind ſtarb, ließ er es nicht der Kirche begraben, und erklärte, auf deſſen Leichenſteine, nochmals ſeinen letzten Willen, für dieſen dem Kinde in den Mund gelegten Vorwurf

„Hierhin erwart' ich meine Eltern, durch die
mir Gott das Leben gab.
„Will's Gott, und liebt mag meinen Vater; ſo
giebt man ihm auch hier ſein Grab." u. ſ. w.

Vor zwei Jahren ſtarb er endlich ſelbſt. Um nun von den Umſtänden ſeines Todes und Begräbniſſes näher unterrichtet zu werden, wandte ich mich an den durch verſchiedene Schriften bekannten Prediger zu Ulm, Herrn F. K. Müller, von dem ich wußte, daß er ein Freund des Verſtorbenen geweſen war. Sein Aufſatz enthält vollſtändige Belehrung, und iſt zugleich eine kurze Lebensbeſchreibung. Ungeachtet es nicht zu erwarten iſt, daß jeder Leſer ſo viel Theil daran nehme, als ich, der ich das Glük gehabt habe, den Mann, von welchem die Rede iſt, perſönlich zu kennen, ja ſeine Freundſchaft zu genießen; ſo bin ich doch überzeugt, daß niemand ihn ohne Nutzen und Vergnügen le-

ſen wird. Ich theile ihn daher hier mit, und füge bloß einige Anmerkungen hinzu:

* * *

Chriſtoph Wilhelm Forſtmann ward den 1 Febr. 1736, zu Unna, in der Grafſchaft Mark, geboren. Sein Vater war daſelbſt Subkonrektor an der lateiniſchen Schule. Dieſer Umſtand beſtimmte ihn natürlicherweiſe zum Studiren, und zwar zur Theologie: da er ſonſt, als Künſtler, eine ſeinem Genie angemeßnere Laufbahn würde betreten haben. Schon als ſechsjähriger Knabe kletterte er auf die Thürme, beſah die Stadtuhren, und ſchnitzte die Räder, von plattgeklopften Bleikugeln nach: am ähnliche Uhren im Kleinen zuſammenzuſetzen. Gleichen Reiz hatten die Orgeln für ihn. Er verfertigte einſt eine von einer Zukkerkiſte, brachte einen Küchenblaſebalg an, und machte die Pfeifen von Schilf: denn größere Anlagen verſtatteten ihm die häuslichen Umſtände ſeines Vaters nicht.

Er ſtudirte zu Halle, und Wittenberg: ward nach ſeiner Zurükkunft Inſpektor des Weiſenhauſes zu Soeſt; und darauf Prediger zu Lohne, in der Soeſter Börde.

Als ich, im Jahre 1773, von Göttingen nach Soeſt kam, hörte ich bald von dieſem Manne, als einem geſchikten Mathematiker und Künſtler, ſpre-

chen.

chen. Ich eilte seine Bekanntschaft zu machen; und von dem ersten Besuche an, wurden unsre Herzen, durch die innigste Freundschaft, verbunden, die dadurch noch fester ward, daß ich im Jahre 1776 Prediger zu Sassendorf, und sein nächster Nachbar wurde. Mit dem bittersten Schmerz trennte ich mich 1781 von ihm; da ich zum Prediger in seine Vaterstadt berufen wurde. Aber zwei Jahre darauf lösete sein Tod das Band unserer Freundschaft, die für mich eine so reichhaltige Quelle von Nutzen und Vergnügen gewesen war.

Mein seliger Freund gehörte zu der Zahl solcher Männer, die groß sind, ohne es zu scheinen; ohne es selbst einmal zu wissen: die ihre Tage, in einem Winkel der Erde, unbekannt verleben; und deren Werth noch dazu verkannt wird. Sein Aeußeres hatte wenig Empfehlendes. Seine Gestalt war zusammengeschrumpft und hager, und sein längliches, knöchernes, allezeit blasses Gesicht in eine altmodische Wolkenperrükke gehüllt. Aber sein Auge verrieth Feuer und Geist. Er war von einem hellen, durchdringenden, schnellfassenden Verstande; und daher so frei von verjährten Vorurtheilen, als es selten Leute in seiner Lage zu sein pflegen. Für das was er als wahr, und gut, erkannte, war er mit thätigem Eifer erfüllt, und vertheidigte es zuweilen bis zu einem hohen Grade der Hitze.

An der eigentlichen Theologie hat er nie sonderliches Behagen gefunden. Durch seine nicht gemeine Sprachkenntniß, und seinen gesunden Verstand, hatte er sich selbst ein System gebildet. Er war aber in Mittheilung seiner Privateinsichten äußerst vorsichtig: und hütete sich sehr, öffentlich gegen das kirchliche Bekenntniß zu verstoßen. Nur einmal bekam er über den abweichend scheinenden Satz, daß ein Christ sich seiner guten Werke freuen dürfe, den er in der Hauptkirche zu Soest vortrug, Vorwürfe, die sich aber leicht widerlegen ließen, und von keinen weitern unangenehmen Folgen für ihn waren.

Seine Predigten wollten übrigens nicht sonderlich gefallen. Ich glaube, dies rührte vornemlich von dem Mangel des feierlichen, gewöhnlichen Kanzeltons, her: indem er mehr die Sprache und den Ton des gemeinen Lebens redete; welches man für Plattheit ansah. Es war aber bei ihm wahre Popularität: und nach meinem Urtheile hatte er es darin so weit gebracht, als irgend ein Prediger. Er suchte die gewöhnlichen mystischen, typischen, hebräisch- und griechischartigen Ausdrükke gänzlich zu vermeiden, rein Deutsch zu reden, und jede Sache mit ihrem wahren Namen zu nennen. Er machte sich ein eigenes Studium daraus, die Verständlichkeit der hochdeutschen Sprache für plattdeutsche Landleute zu erforschen: und ihm habe ich sehr viele Belehrungen hierüber zu verdanken.

ken. So fand er z. B. daß das Wort Tugend dem Landmanne nicht recht verständlich wäre. Er sagte also statt: ihr müßt tugendhaft sein: ihr müßt was taugen. — Wann er eine landesherrliche Verordnung ablesen mußte, und es die Wichtigkeit des Inhalts erfordette: so nahm er sich die Mühe, nicht allein die häufig darin vorkommenden lateinischen und französischen Wörter in Hochdeutsch, sondern auch die schweren hochdeutschen Ausdrükke in Plattdeutsch zu übersetzen. In mehrigen Gemeinen mag der Inhalt des Edikte so gut verstanden worden sein, als in der Seinigen.

Die beiden Hauptzwekke, Belehrung und Besserung, hatte er, bei jeder Predigt, vor Augen. Nie füllte er die Stunden mit einem bloß frommen Gewäsche. Er ging oft bis ins kleinste Detail des gemeinen Lebens, und suchte nicht allein religiöse, sondern auch ökonomische Vorurtheile und Fehler auszurotten; bestrafte z. B. die schlechten Wirthinnen, die an heimlich herumschleichende Höker rohes Garn für Kaffee, vertauschen. Dadurch bekamen nun manche seine Predigten einen Anstrich von Geringfügigkeit; und wurden wohl gar lächerlich. Aber wer weiß, wie manchem Umsturz ganzer Haushaltungen er durch seine Ermahnungen vorgebeugt hat!

Seine Gemeine hatte ihn sehr lieb; und die Bauern bestellten ihm seinen Akker umsonst, so daß er nur Saatkorn und Dung herzugeben brauchte.

auch verſorgten ſie ihn mit überflüſſigem Holze, wofür er ſie, nach doniger Gewohnheit, jährlich einmal bewirthete. Sie nannten ihn nicht anders als unſer Herr. Die Vortreflichkeit ſeines moraliſchen Charakters wurde durch eine auſſerordentliche Dienſtfertigkeit erhöht; wozu er, durch ſeine mannichfaltige Geſchiklichkeiten in mechaniſchen Künſten, manchen Anlaß hatte.

Er war ein ſtarker Mathematiker; und fand beſonders an den Feinheiten in dieſer Wiſſenſchaft viel Geſchmak. Die Mechanik war ſein Lieblingsfach. Wäre ſie ſein Beruf geworden, er würde viel darin geleiſtet haben. Das Salzwerk zu Saſſendorf verdankt ſeiner Erfindung und Anordnung ein Kunſtgezeuge, wodurch er, bei einem äuſſerſt geringen Gefälle des Aufſchlagwaſſers, ein ſechzigfüſſiges Gradirhaus mit Sole hinreichend zu verſehen wuſte. Die glüklichen Einfälle ſeines mechaniſchen Genies habe ich beſonders bei einem kleinen aſtronomiſchen Quadranten, und einigen andern Beobachtungswerkzeugen, zu bewundern Gelegenheit gehabt, die ich ſeiner gütigen Beihülfe zu verdanken habe.

Seine Lieblingsbeſchäftigung waren die Uhren, beſonders die Taſchenuhren: über die er auch ein eigenes Werk herausgegeben hat. *) Da es in

Soeſt

*) Unter dem Titel Chriſt. Wilh. Forſtmanns ausführlicher Unterricht von zeigenden und ſchlagenden Taſchenuhren, zur Kenntniß und Ausbeſſerung

Oboe an einem geschikten Uhrmacher fehlte; so dünkt er der Arzt aller Taschenuhren, in einem

Uebersicht aller vorkommenden Arten derselben. Für solche, die nicht von den Fakultäten, sondern von der Feder Profession machen. Mit 10 Kupfertafeln, und dreifachem Register. Halle 1779. 32 B. 8. Was in so vielen Vorreden steht, daß nämlich das Buch auf Verlangen und Bitten vieler Freunde geschrieben sei, ist von diesem wörtlich wahr; ob es gleich nicht gesagt wird. Ich, und Andere, die des Verfassers Einsichten und Kenntnisse bewunderten und schätzten, haben ihm oft zugeredet, sie für sich und die Welt mehr zu nutzen: konnten aber kein Gehör bei ihm finden. Endlich, nach Jahren, entschloß er sich zu schreiben, und zwar von Uhren. Daß er eigentlich diesen Gegenstand gewählt hat, dazu mag, ausser seinem Geschmakke zu den mechanischen Künsten, noch dieses mitgewirkt haben, daß er hierbei den wenigsten Verdruß und Widerspruch befürchtete. Als nun seine Handschrift zum Drukken fertig war, siehe: da konnte er keinen Verleger dazu bekommen: weil er, als Autor, noch nicht zünftig war, und sein Buch kein Toilettenbuch war. Endlich erbarmte sich das Hallische Waisenhaus, und zahlte ihm 35 Friedrichsd'or dafür: welches aber auch gewiß nicht geschehn sein würde, hätte er nicht die Kupfer selbst dazu gestochen. Denn es dient zu wissen, daß er nicht blos Uhrmacher, sondern zugleich Kupferstecher, Tischler, Drechsler, Schmied, Klempner, Glasschleifer, Instrumentenmacher, Scheidekünstler, u. s. w., war, mit einem Worte: daß er alle Handwerke und Künste verstand, die mit Mathematik und Naturlehre nur irgend in Verbindung stehn. v. W.

groſſen Bezirke. Dieß geb zu dem Gerüchte in entfernten Gegenden Anlaß: in der Gorſter Börde ſei ein Uhrmacher Prediger.

Die erſte Veranlaſſung, ſich die Ausbeſſerung der Uhren zu einem Nebengeſchäfte zu machen, war der Bau einer neuen Dorfſchule. Vorher war dieſelbe in einem dumpfen Kerker im Kirchengebäude. Er ſammelte dazu einen Geldbeitrag in ſeiner Gemeine; da aber dieſer nicht hinreichte, ſo ließ er in der Gegend bekannt machen, Wer Uhren zu beſſern habe, könne ſich bei ihm melden; was er daran verdiene, ſei zum Bau einer neuen Schule beſtimmt. Er bekam bald Arbeit in Menge: und das Schulgebäude wurde vollendet. Er verfertigte für daſſelbe eine neue Uhr; und ſetzte die Schule überhaupt in eine ſo gute Verfaſſung, als man wenig Dorfſchulen antreffen wird. *) Nachmals hat er ſich für die Ausbeſſerung der Uhren nur die Auslagen erſtatten laſſen: und von ſeinen Freunden oft auch dieſe nicht einmal. Der gröſzte Dank, den man ihm beweiſen konnte, war, wenn man ihm neue oder ſonſt wichtige Schriften zum

Durch-

*) Und er würde noch mehr geleiſtet haben, wenn er nicht Hinderniſſe gefunden hätte. So ſchrieb er mir, unter andern, einſt: „Der hieſige Schulmeiſter iſt zu alt, um Methode zu lernen: und er iſt nicht einmal zu überzeugen, daß er noch etwas zu lernen nöthig habe, da er ſogar die Cubic ausrieht, und die Regel falſi und coecl verſteht. v. W.

Uhrschlüssel nur schlüssen könnte. Er pflegte zu sagen: der Uhrschlüssel sei ihm zugleich der Schlüssel zu allen Bibliotheken.

Er las viel, und fast in allen Sprachen, besonders in der englischen. Hierdurch, und durch das beständige Sitzen in seiner Werkstatt, schwächte er seine Gesundheit sehr; zumal da er stark Tabak dabei rauchte. Er verfiel in eine Dörrsucht, die ihn, nach einem langwierigen Krankenlager, endlich tödtete. Auch hatte er sich durch das viele Lesen, Schreiben, und Arbeiten an den feinen Theilchen der Taschenuhren, eine große Kurzsichtigkeit zugezogen. Ich hatte einst zu Lippstadt, in Wasserbausachen, einen Auftrag mit ihm. Da wir verschiedene Plane aufzunehmen, und zu nivelliren hatten, so mußte er sein Gesicht in der Ferne anstrengen. Dies bekam ihm so gut, daß er mir, am folgenden Sonntage, mit Freuden, erzählte, er habe seine Zuhörer sämtlich, von der Kanzel, unterscheiden können. Aber sobald diese Beschäftigungen vorbei waren, stellte sich seine vorige Kurzsichtigkeit wieder ein.

Er war ein sehr angenehmer Gesellschafter: doch schikte er sich nicht in alle Zirkel. Seine Reden hatten ein eigenthümliches Gepräge von Originalität und Laune. Er war witzig: aber zuweilen war sein Witz etwas ekelhaft, und unschik-

lich angebracht; wie man sonderlich an seinem Buche getadelt hat. *)

Er hatte den Grundsatz, jede Sache ganz zu genießen. Einst ging ich mit ihm an einem heitern Frühlingsabend spatziren. Der westliche Himmel war vergoldet; die Nachtigall schlug, und Wohlgerüche erfüllten die Luft. Wir sprachen von diesem und von jenem: aber bei ihm wollte die Unterredung nicht fließen. Lieber Herr Bruder, sagte er endlich, lassen sie uns jetzt nur empfinden, und nicht sprechen. **)

Stets

*) In dem Umgange war erkünstelter Witz wol gewiß sein Fehler nicht. Daß sich in seinem Buche aber einige Stellen finden, die zu der Trokkenheit des Gegenstandes nicht recht passen, kömmt wol daher, daß ihm der Gedanke, daß man vor dem Publiko in einer feierlichern Stellung auftreten müsse, als in einer Privatgesellschaft, bei der Ausarbeitung nicht immer gegenwärtig war. Uebrigens durfte man ihm nur einen Wink geben; so war ihm das genug, das Fehlerhafte einzusehn, und wegzustreichen. „Wie mag ich doch die albernen Worte haben schreiben können!“ antwortete er mir einmal, über eine von mir getadelte Stelle. — Wegen weiter Entfernung habe ich seine Handschrift nicht vollendet, vor dem Druk, in Händen gehabt; habe also nicht alle tadelnswerthe Stellen bemerken können. v. W.

**) Damit niemand verleitet werde, ihn, dieser Stelle wegen für einen modischen Empfinder zu halten, der da weint, wann die Sonne aufgeht, und wann sie untergeht, wann die Grasmükke pfeift, und wann die Eule schreit: will ich eine

Stelle

Sein Steckenpferd war die Reinheit der deutschen Sprache. Er nahm es fast übel, wenn man, in seiner Gegenwart, einen Fehler dawider machte, und z. B. ich bitte Ihnen, anstatt ich bitte Sie, sagte. Die Berliner Verwechslung des Dativus und Akkusativs war, in seinen Augen, die ärgste Ketzerei. *)

In der Soester Börde ist es gebräuchlich, daß die Prediger auf Kosten der Gemeine begraben werden. Er erklärte aber, daß er sich auf eigene Kosten wolle begraben lassen, wenn die Gemeine das neue Berliner Gesangbuch einführen, und einen Theil der ersparten Begräbnißgelder zu Anschaffung von Büchern für Arme verwenden wollte. Es ist aber, meines Wissens, nicht geschehen.

Er

Stelle aus einem seiner Briefe abschreiben. Ich hatte ihn um sein Urtheil über Werthers Leiden, die damals das Modebuch waren, befragt, und erhielt zur Antwort: „Das Buch ist nicht nach meinem Geschmakke. Meine Seele bleibt so gern in der Mittelmäßigkeit der Empfindungen. Das gar zu Feine der empfindelnden Schriftsteller, und der brausende Heroismus anderer, wollen mir nicht so recht behagen.“ v. W.

*) Doch war er nie unbescheiden: und brachte seine Erinnerungen nicht anders, als bei solchen an, von denen man Sprachrichtigkeit zu fodern berechtigt war. Ist das ein Fehler; so hat er ihn von mir angenommen. Und um die Leser hiervon zu überzeugen: so erinnere ich sie, den in gegenwärtigem Aufsatze einigemale vorkommenden Namen Soest, nicht Söst zu lesen, wie oft geschieht; sondern Sohst. v. W.

Er ſtarb endlich, zu Anfange des Jahres 1783, im 48ſten ſeines Alters; und ward, wider ſeinen Wunſch und Willen, in der Kirche begraben. Da es auf Koſten der Gemeine geſchah; ſo konnten die Verwandten es nicht hindern.

Ich könnte noch manche Anekdote von ihm erzählen; will aber mit einer beſondern Inſchrift ſchließen, die er auf eine umgegoſſene Glokke ſetzen ließ:

Unverſtand ſchlug mich entzwei;
Meiſter Grewe goß mich neu.
Paſtor Forſtmann wünſcht dabei,
Daß ich künftig feſter ſei:
Bis die Glokken einſt, auf Erden,
Alle umgegoſſen werden.

* * *

Dies ſei zum Gedächtniß eines Mannes, deſſen Andenken mir unauslöſchlich ſein wird. Ich habe, was er für mich war, weder vor ihm noch nach ihm gefunden; und ihm danke ich es vorzüglich, daß ich einen fünfjährigen Aufenthalt an einem Orte, der ſonſt wenig Annehmlichkeiten hatte, unter die glüklichſten Tage meines Lebens zähle.

Mieden bei Prenzlau. M. A. v. Winterfeld.

6. Ueber

Ueber die Schützengilden.

Es iſt mancher Gebrauch unſerer Vorfahren bis auf uns gekommen, und hat ſich erhalten, ungeachtet nicht nur der Grund ſeines Urſprungs längſt aufgehöret hat, ſondern auch das, was ſonſt löblich und nützlich war, itzt bei veränderten Sitten und ganz anderer Verfaſſung der Staaten, lächerlich und ſchädlich iſt.

Hierzu ſind ohne Zweifel auch die Schützengilden zu rechnen. Ich habe nie mir mals die Mühe gegeben, ihrem Urſprunge nachzuſpüren. Aber wahrſcheinlich ſind ſie ſchon im dreizehnten Jahrhundert mit dem Hanſeatiſchen Bunde zugleich entſtanden. Von der Zeit an, hatten die mehreſten Städte Deutſchlands ihre eigene Rüſtung, Wehr und Waffen, Wall und Graben, und vertheidigten ihre erworbenen oder angemaßten Freiheiten, oft ſelbſt gegen ihren Landesherrn. Da war es denn freilich nöthig, daß ihre Bürger ſich in den Waffen, anfänglich Bogen und Pfeilen, und dann mit Schießgewehr, übten; und es war mit dieſen Uebungen der freiwilligen Beſchützer und Vertheidiger einer Stadt, eine ſo einfache Abſicht, als ihr nur irgend mit den Uebungen unſerer in Sold ſtehenden Truppen, verknüpft. Allein nach dem weſtphäliſchen Frieden ward die Macht und

das

das Ansehen der Städte sehr eingeschränkt, und ihre Bürger mußten ihren Landesherrn wieder ganz unterthan und gehorsam werden. Die Kriegskunst veränderte sich, und die Landesherrn behielten zum Schutz und für Sicherheit ihrer Länder und Unterthanen, stehende Truppen bei. Diese wurden beständig in den Waffen geübt; und den Bürgern in den Städten überließ man, zum Andenken ihrer ehemals durch Waffen vertheidigten Freiheiten, nur ein Spiel: — das Scheibenschießen.

Dieses wird jährlich in den mehresten großen und kleinern, alten und neuen Städten, deren Ursprung gar nicht einmal bis zu jenen Zeiten der mächtigen Hanse reicht, fortgesetzt. Wenn das Spiel so ganz unschuldig wäre, oder vollends noch einigen, auch nur den entferntesten, Nutzen hätte, so wäre es unbillig, es anzufechten, und den arbeitsamen Bürgern einige Tage Vergnügen und Lust rauben zu wollen. Aber wenn es in seiner Ausübung lächerlich wird, wenn es Gelegenheit zu Zank und Streit und zu allen Ausschweifungen des Spiels, des Trunkes und der Wollust giebt, wenn selbst hin und wieder mancher nützlicher Bürger des Staats durch den unverständigen Gebrauch des Gewehrs verletzt und getödtet wird, wenn so ein vormals ehrwürdiger und nützlicher Gebrauch ganz zum Nachtheil des Staats und seiner Bürger ausartet; so wird es doch Pflicht eines Patrioten, diesen nachtheiligen Gebrauch öffentlich zu rügen,

nicht

nicht sowohl um darüber zu spotten, als vielmehr um eine edlere Anwendung der dazu bestimmten Zeit und des Geldes zu zeigen.

Ich will mich bei dem Lächerlichen dieses Gebrauchs nicht aufhalten. Es fällt in unserm Staat am meisten auf, da wir so sehr an militärische Zierde, Schönheit und Ordnung gewöhnt sind. Wenn wir kaum unsere Regimenter mit ordnungsvollen Zügen, mit blinkenden Gewehren, und gleichförmigen Kleidungen, und dabei an ihrer Spitze die Chefs mit militärischen Ehrenzeichen gezieret haben, man schimmernden, reichen, aufschlechtgekleideter Bürger, mit rostigen Gewehren, und bekanntgemachten Ehrenzeichen ihres Schneiders. — Wer kann sich da des Lachens enthalten? Wer kann es einem Soldaten, dem der Anblick noch widriger sein muß, verdenken, wenn er über das Spielwerk spottet, daß der Bürger sich Waffen und Ehrenzeichen noch itzt zueignen will, die nun nur den Soldaten, und seinem Verdienst gebühren? — Ist aber ein Gebrauch erst lächerlich geworden, so folgt schon ziemlich von selbst, daß er wenig oder gar keinen Vortheil mehr mit sich führen kann. Denn um sich dem Gelächter nicht auszusetzen, entziehen sich der größte Theil der aufgeklärten und gutdenkenden Bürger jener Sitte, und überläßt sie denjenigen, die Leichtsinn genug haben, um auf das Urtheil ihrer Mitbürger nicht zu achten.

Allein

Allein gesetzt auch, es wären lauter gute ſichere Bürger, die diese Uebung fortſetzten; was kann ſie ihnen helfen? Durchaus gar nichts. Sie müßten entweder Soldaten oder Jäger ſein. Keines von beiden aber will mich ſoll der Bürger ſein. — Will man ſagen, es wären doch Fälle, da der Bürger bei öffentlichen Gelegenheiten, bei Exekutionen, und bei Feuersbrünſten, mit Gewehr erſcheinen müſte; ſo iſt das feſtlich zu hören. Aber wäre es nicht beſſer, ſie hätten dies Gewehr nicht, und man gäbe ihnen lieber Stangen in Form der alten Spieſſe, womit ſie mehr abhalten, und einen größern Kreis ſchützen könnten? Kein Menſch hat Achtung für die alte roſtige Muskete des Bürgers, und ich habe es öfters geſehen, daß ein muthwilliger Bube einen alten Bürger um und um ſtieß, und ein jeder den Muthwillen des Knaben, oder noch mehr, die ſonderbare Figur des armen Bürgers, herzlich belachte. Wenn aber auch dieſe Einrichtung bleiben müßte; ſo hat ſie doch nicht einmal das geringſte mit der Schützengilde gemein, da jeder Bürger, der auch nicht zu dieſer Gilde gehört, ſeine Wachen verrichten muß, und — dem Himmel ſei Dank! — mit ungeladenem Gewehre ganz friedlich erſcheinet, und zu ſchießen nicht nöthig hat.

So fällt alſo offenbar allen Mühen weg, daß die Uebung eines friedlichen Bürgers mit Schießgewehr haben könnte, und unzählige Beiſpiele wer-

werden, um Gegenwehr bereitet, daß wirklich viele Bedrängniß und Schaden dadurch angerichtet wird. Jede Stadt und Flecken könnte dazu Beiträge von vorgefallenen Unordnungen und Unglücksfällen thun sonst können. Ich will einige zum Beispiele anführen. — In einer kleinen Stadt fanden nur etwa vier Bürger auch für gut, jährlich nach der Scheibe zu schießen, oder vielmehr eine Woche hindurch ihr Gesellschaft zu unterhalten, und — zu trinken. Der Platz war, wie das oft der Fall ist, nicht sehr schicklich; denn während der ganzen Zeit mußte alles Vieh von der dabei liegenden Weide und Tränke zurückbleiben, und viele Materialien vom Stein- und Bauhof weggeschafft werden, um viel Menschen Raum zu machen. Zum Glück hatte die Obrigkeit Macht und Ansehen genug, diesen Unordnung zu steuern. Sie hob die ganze Gilde auf, und bestimmte den Fond zuerst zur Anschaffung fehlender Feuerinstrumente, und dann zu andern Verbesserungen des Städtchens. — In einer größern Stadt ist der Schießplatz im Stadtgraben. Während dem Schießen ist die Passage durch ein Thor ganz gehemmt, und die Garnison muß die Wachen vor dem Thor herein ziehen, damit sie nicht auf ihren Posten mit geschossen werden. — Eben in dieser Stadt ward vor einigen Jahren beim Scheibenschießen ein junger Mensch erschossen. Er besaß einiges Vermögen, brachte es aber durch, und ließ seine Mutter Mangel leiden. Noch den Mor-

ganz, als er zum Schießen gehen wollte, verlangte er die nächstgelegenen Unterhalt. Die Flucht seines Gegners hin, kam er das Gewehr eines andern, das am Schießen noch nicht gemacht machen wollte; und durch den Schuß so getroffen, daß er noch wenig Stunden darauf den Geist aufgeben mußte. Der gemeuchelnde Thäter wurde zwar, mit kurzem Festungsarrest, bestraft; allein man bekümmerte sich wenig darum, ob der Fall nicht noch öfter sich zutragen könne.

Dies letzte Beispiel ist traurig genug; aber mir scheinen die Folgen noch nicht traurig zu sein, die das Scheibenschießen dadurch veranlaßt, daß es zu den niedrigsten Auftritten der Liederlichkeit und Wollust Gelegenheit giebt, wobei Männer und Jünglinge an Leib und Seele gemordet werden. Es ist Wahrheit, daß von hier freche feile Dirnen nach einer Handelsstadt ziehen, um dort beim Scheibenschießen den durch Wein und Tanz erhitzten Mann und Jüngling zu verführen. Es ist Wahrheit zu hören, daß dann die Unzucht ganz öffentlich und ohne Scheu vor jedermanns Augen getrieben wird. Und es ist leider Wahrheit, welche Aerzte und Wundärzte bezeugen können, daß nach einem solchen Feste die Seuche, welche ganze Provinzen vernichtet, vermehrt wird.

Sollten solche schmutzige Beispiele nicht jede weise Obrigkeit, die ernstlich für das Wohlfahrt ihrer Bürger gut und redlich meinet, aufmerksam machen?

machen? Es wird genug gegen die Verderbtheit der Sitten und gegen den steigenden Luxus geeifert. Allein anstatt unserem mal hemmen zu wollen, [illegible] wenn man sich dem Laufe eines Stroms widersetzen, oder ein Gewand gegen den Strich bürsten will, thun sie nichts, sie einzeln, und so werden kaum auch einzelne böse Gebräuche nützen, und vielleicht sie in gute.

Wir haben keine Gerichtsherren, die auch Gewalt über ihre Mitbürger hätten; aber wir haben Obrigkeiten, die die Gebräuche und Gewohnheiten ihrer Bürger leiten können und leiten sollten. Es fällt dabei unmöglich auf alte verjährte Rechte und Gerechtigkeiten ankommen; denn wenn diese Endzweck aufhören, müssen sie auch selbst aufhören. Und gesetzt, es käme darauf etwas an; sollten denjenigen, denen sie zustehen, nicht sich ihres freiwillig begeben, um Gutes zu stiften?

Ich würde es selbst für unrecht halten, wenn die Schützengilden aufgehoben würden, um Orten rechtmäßige Einkünfte einzuziehen und zu einem Brunnengefälle zu schlagen. Nicht daß diese wären die Beschwerden derjenigen, denen sie aufhelfen wollten, gegründet. Aber, man setze sie zur Belohnung fleißiger Bürger, ihrer tugendhaften Töchter, ihres treuen Gesindes, und jede Beschwerde dagegen wäre Unbesonnenheit, und würde nicht geachtet werden.

Sollte in Friedrichs weiten Staaten, keine Obrigkeit, keine Bürgerschaft sein, die einstig lieber ein friedliges Nationfest, als ein kriegerisches Schützenglückshafen, feiern wollte?

Was kann und darf man von den neuen Reformationen des Erziehungswesens erwarten und fordern?

Was man doch alles zu lesen bekommt! In den Schlözerschen Staatsanzeigen (Heft IV. Seite 64. Nr. 10.) lese ich mit dem größten Befremden folgendes:

„Aus Kursachsen den 17 December. 1782.

„Ein großer deutscher Mann, der noch in „der alten Erziehungsperiode gebildet worden, ent„kundigt sich, wie denn die vor mehr als funfzehn „Jahren versprochene neue Schöpfungen ausgefallen wären? und ob man nicht allmählig le„bendige Proben aus den neuen Erziehungsfabri„ken, und wo nicht schon vollendete große Mus„ter, doch Capita bonae spei in hohem Grade, zu „sehen kriegen könnte? Er bittet um gemeigte An„zeige

„eine hievon, entweder in dem Leipziger Intelli„genzblatt, oder in diesen Staatsanzeigen.

Da waren einmal die Neuerer in der Erziehungskunst recht derb abgefahren! Denn was fordert man von ihnen? Nichts, als das allerbilligste; sie sollen Proben ihrer Kunst aufweisen, und — das werden sie nicht können!

Welches sind denn die verlangten Proben? Grosse Männer. — Pillig! denn von äußerordentlichen Kunstgriffen kann man ja etwas außerordentliches erwarten. Solche Proben können die neuen Erzieher nicht geben; denn man hat noch von keinem großen Manne gehört, den die Philanthropine zu Dessau, Marschlins, Heidesheim, und wo noch welche sein mögen, geliefert hätten, auch von keinen aus Hamburg, Neuruppin, und den tausend Oertern und Anstalten. Wenn sie aber keine große Männer ziehn, was thun sie denn?

Der Fragende hat noch die, einem großen Manne geziemende Billigkeit, ich möchte fast sagen, Großmuth, von seiner ersten Forderung abzustehen, und nur Capita bonae spei zu verlangen. Nun mehrhaftig, das ist wenig genug; denn solche Capita liefert ein jeder Küster, eine jede Dorfschule. Doch möchte der große deutsche Mann mehr etwas mehr darunter verstehn, als das bonae spei anderswo in den testimoniis zu bedeuten hat. Ein großer Mann gieb jedem Worte einen hohen

Sinn; und dieser hat es nicht für gut befunden, seine Forderung genau zu bestimmen.

Wenn man nun noch bedenkt, daß es ein großer deutscher Mann ist, der die Frage aufwirft — ja, dann wird Einem für die armen Neuerer bange. Noch ein Glük, daß der Fragende sich nicht genannt hat; gewiß würde sein berühmter Name den jetzigen Pädagogen den letzten tödtlichen Streich versetzen.

Bester Freund, wenn der große Mann, dessen Frage man vermuthlich ohne sein Wissen und Willen, und wohl gar ihm zum Possen in die Staatsanzeigen eingerükt hat, der einzige seines Gleichen wäre; so verdiente er nur Gelächter oder Mitleid, und ich würde keine Feder ansetzen, um solches albernes Geschwätz zu rügen. Allein tausende denken und schwatzen gerade so wie unser großer deutsche Mann. Und dieser angemaßte Titel, der hier gewiß in einer unschicklichen Bedeutung gebraucht wird, ist schon vermögend, Manchen, der nicht weiter hinausdenkt, und die Sachen nicht versteht, zu blenden.

Zum Beweise, daß meine Besorgniß nur allzu gegründet ist, lesen Sie hier eine eben so sonderbare Anfrage und Forderung, die ich in dem Hannöverischen Magazin 1783 den 19 Dezembr. Stük 101 Seite 1613 f. gefunden habe. Hören Sie sie.

„Da man den rühmlichen und gewiß heilsamen „Entschluß gefaßt, die besten Schriften von der

„Erzie-

„Erziehung der Jugend, besonders derjenigen „Jünglinge, welche sich den Wissenschaften gewid„met, zu verbessern, und das Beste herauszuziehen, „so glaube ich, daß es von Nutzen sein würde, „wenn auf folgende Frage eine recht beyfällige „Antwort eingezogen würde.

„Haben nämlich die Philanthropine und an„dere ihnen ähnliche Erziehungsanstalten, die zum „Theil doch nun schon gegen die zwanzig Jahre, „ja wenn man auf kleine Versuche derselben Rück„sicht nehmen will, bereits über funfzig Jahre „dauern, schon einen Colbert, einen Bernoulli, „einen Münchhausen, einen Grotius, einen „Harpracht, einen Leibnitz, einen Newton, „einen Thomasius, einen Haller, einen Mosheim, „einen Euler, d. i. solche Männer geliefert, deren „große natürliche Fähigkeiten wären ermuntert „worden, sich anzustrengen, weitläuftige, gründ„liche und nützliche Wissenschaften zu erlernen, und „durch dieselben bei einer anhaltenden und nicht zu „ermüdenden Anwendung ihrer Kräfte der Welt „recht nützlich zu werden? Hatten sie dergleichen, „oder wenigstens junge Gelehrte, welche Hoffnung „gaben, solche Männer zu werden, noch nicht er„zogen haben; so wäre genau nachzufragen, wo„durch es verhindert würde, daß durch die neuen „Erziehungsinstitute, noch keine Männer gebildet „worden, welche sich durch gründliche Wissenschaf„ten und Arbeitsamkeit einen Namen gemacht?

„Man kann schlechterdings eine ziemliche Mittelmäßigkeit
„von Christen genug finden, welche von der Erziehung der Jugend handeln. Es scheint nunmehr
„Zeit zu ſeyn, zu unterſuchen, welche Anſtalt die beſten und brauchbarſten Zöglinge liefere.“)
„Da man in allen Arten von Schulen Verbeſſerungen
„unternommen hat, ſo würden es ſehr entſcheidende Erfahrungen ſeyn, wenn man mit Zuverläßigkeit wüßte, aus welchen Schulen hiebevor die arbeitſamſten, geſchickteſten, nützlichſten, redlichſten und geſittetſten
„Akteriſten, Handwerker, Manufakturiſten,
„Kaufleute, Rechtsgelehrte, Aerzte, Geiſtliche,
„Staatsbediente ausgegangen ſind. Der Erfolg
„würde alsdann zeigen, welche Anſtalten vor den
„übrigen den Vorzug haben.

„Sollte es daher wohl nicht von vorzüglichem
„Nutzen ſeyn, wenn diejenigen Gelehrte, welche
„die wichtige Mühe übernehmen wollen, die Ergiehungsſchriften zu beſolden, zugleich zuverläßige
„Nachrichten einzögen, und mittheilten, was jede
„Erziehungsanſtalt bisher geleiſtet? und was für
„einen Vorzug ſie durch beſſer gerathene Zöglinge
„behauptet?

Man ſieht, daß man unterrichten, aber nicht
groſſe Männer gebildet hat. Groſſe
ſchafft die Natur, bewundernswürdig

Und wer weiß, bester Freund, wie viel solcher Fragen öffentlich und im Vertrauen aufgeworfen worden? Da ist denn freilich der Mühe werth, solche näher zu betrachten.

„Denn funfzehn Jahren sind neue Schöpfungen „verflochten.“ Ich will mich bei der übertriebenen Ausdrücken nicht aufhalten; die einige wohlmeinende Eifer gebraucht haben; sie waren hyperbolisch, und Hyperbeln werden dem Enthusiasmus verziehen. Von dem kaltblütigen Beobachter aber verlangt man, daß er sie verstehe, und auf sein natürliches Maaß zurück zu führen wisse, wenn er kaltblütig ist, und will er beobachten und urtheilen. Es ist von ihm unbillig, solche Ausnahmen, und gar zu thun, als wenn man sie im strengsten buchstäblichen Verstande nehmen sollte.

Man mag aber versprochen haben was man will; so sind die Forderungen des Fragenden übertrieben, unbillig, und verrathen die größte Unwissenheit im Erziehungswesen.

In funfzehn Jahren verlangt der große Mann aus verbesserten Schulen große Männer erwachsen zu sehn? Die großen Männer müssen bei ihm sehr geschwind ihre Vollendung erreichen. Denn die ersten Zöglinge des verbesserten Erziehungsinstituts können kaum das dreißigste Jahr erreicht haben. Und die große Erwartung von diesem Jahrhundert! Mäßigkeit, Ruhe, Selbstbeherrschung, eine sonderbare Prätension! Hat vielleicht unser großer

deut-

deutſche Mann ſo geſchwind ſeine Größe erlangt? Wenn das iſt, ſo hat es ihn wenig gekoſtet.

Was das für ein Abfall iſt, von groſſen Männern gleich auf Capita bonae ſpei zu ſtoßen! — Einer von meinen Kindern ſpielte einſtens den Kaufmann, und forderte für eine Waare hundert Thaler — Das iſt zu viel, ſagt der Käufer. — Nun, einen Dreier! — Gerade ſo wir. Wo nicht vollendete groſſe Männer, doch Capita bonae ſpei in hohem Grade. Was iſt denn ein Caput bonae ſpei, in hohem Grade? was gehört dazu? Doch die Unbeſtimmtheit des Ausdrucks macht, daß man nichts dazu ſagen kann.

Die übeln Folgen eines ſolchen Ausſpruchs ſind unſäglich. Er fordert Capita bonae ſpei, alſo hat er keine geſehen. Der gegen die Neuerungen widrig geſinnte Leſer ſchließt ferner; „Alſo ſind keine „da, weil ein groſſer Mann, der ſolche ſucht, „keine finden kann. Als ein groſſer Mann, der „eifrig für das Gute und Weiſe iſt, hat er ſich ge„wiß alle Mühe gegeben, es würde demnach nicht an„fangen, in den öffentlichen Blättern, wie nach „einem verſchwundnen Schooßkindchen, nachzufragen. „Der Mangel muß alſo ſehr groß ſeyn, und die „Abhülfsmittel, Erfindungsverſuchen, und alle „neuen verbeſſerten Einrichtungsanſtalten und neue „Handwerksgerechtigkeiten? Da denkt und ſpricht man; und dann heißt es: Wo hat ein groſſer deutſcher Mann gelegen! Weh! Wehe! hat man von der

Ver-

Verschweigung des Namens, daß die Anspruche eine gehörige Kraft haben, als wenn sie vom Quellfuß herausgerufen würden.

Noch Anmerk. ich kann von den Capitibus hujus nach Herzinchen sagen, weil ich nicht eigentlich weiß, was sie sind; ich muß also bloß beyden großen Mauern stehen bleiben.

Es wird also verlangt, daß die Erziehungsinstitute zu Ehren ihrer Aufbarkeit große Männer vorzeigen sollen; als wenn nichts anders als große Männer in ihnen wäre. Kann aber eine Schule überhaupt große Männer ziehn? Muß sie große Männer liefern? Kann man mit Zuversicht aus den großen oder kleinen Männern, die eine Anstalt gezogen hat, auf den Werth der Anstalt schließen? Lauter Fragen, wovon unser großer Mann kein Wort zu wissen scheint; vielleicht glaubt er sie seiner unwürdig.

Große Männer sind kein Beweis von der Vortreflichkeit der Anstalt, in welcher sie erzogen worden sind. Warum nicht? Weil keine Schule große Männer hervorbringen kann; die Natur muß sie schaffen. Für wahre Genies ist die beste Schule diejenige, die ihnen die wenigsten Hindernisse in den Weg legt; und das kann eine sehr schlechte Schule sein, eine Schule, wo der Lehrer schlaff und nachläßig ist, und Unordnung und Zügellosigkeit herrschen. Auch sieht man große Männer aus den elendesten Schulen kommen, weil sie ihre

Größe

Grösse nicht von der Schule, sondern von der Natur haben. Wer lehrte Newton, Leibnitz, Thomasius der Hindernisse besiegen? Welche Schulanstalt oder Schulfassen bildete den grossen Geist Leibnitzens? Ja die mehresten grossen Männer haben gar keinen Unterricht, keine Erziehung erhalten. Und es wird noch die Frage, ob Erziehung, Unterricht und Schuldisciplin sich, überhaupt genommen, der wahren Grösse nahe, hinderlich oder beförderlich sey? Schulen sind für mittelmässige Menschen; solche können und sollen sie bilden, die Grossen bilden sich selbst. [illegible] Und gesetzt, durch Kunst und vollkommene Erziehung, die Schulen wirklich grosse Männer bilden könnten, so ist es noch die Frage, ob sie solche bilden sollten? Hier liegt der Stein des Anstosses für die meisten Eltern und Erzieher. Erstere wenn sie ihre Kinder einer berühmten Anstalt, und letztere einem Erzieher anvertrauen, hoffen, dass ihr Sohn bald mit seltener Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Klugheit, und einer Menge zweckmässiger Geschicklichkeiten erworben werde, damit er in einem Lande mit Ruhm bestehen, in öffentlichen Aemtern sich auszeichnen, Dinge thun und ausführen könne, die, wer weiss, was für Schulfüchse manchmal für Flitter sind, sollte es auch blosser Flitter bleiben. Die Eltern wollen gelehrte Knaben haben, und unser

Mann

Männer fordern große Männer. Ich gestehe es, es ist schwer sich des Lachens zu erwehren.

Ich untersuche hier nicht, ob der Knabe irgend einer ist, aus dem man etwas machen kann, der natürliche Phantasie und Gedächtniß genug hat, um einst einzelige Geburt von einem Dichterling zu unterscheiden? Ich bleibe bei der Frage: Wäre es gut, die glänzenden Hoffnungen der Eltern und unsers ganzen deutschen Vaterlandes zu erfüllen?

Ich antworte gerade zu: Nein, meine Herren und Damen! Wissen Sie denn nicht, daß nicht alles glänzen kann? Es kann ja nicht alles Gold und Silber und Edelgestein sein; wir brauchen auch Eisen und Blei und Kalk. So ist es mit dem Menschen auch. Freilich müssen wir große Genies, große Männer haben; aber noch mehr, weit mehr sind uns mittelmäßige Köpfe und wohl gar Leute ohne Kopf nöthig. Es wäre ein wahres Unglück, wenn man den Stein der Weisen fände, und alle Metalle in Gold verwandeln könnte. Dadurch ginge das Eisen verlohren, und das Gold hätte gar keinen Werth mehr, und würde unnütz. Nicht minder groß wäre das Unglück, wenn wir die Kunst besäßen, große Männer zu bilden, und alle unsre Kinder dazu stempeln wollten. Große Männer müssen selten sein; weil wir verhältnißmäßig für große Männer haben, darum diese schätzen sich nicht überall hin. Sie wollen nicht den Hammer, die Axt, den Hobel führen; kein großer Mann

kann

kann sichs gefallen lassen, Eisen zu schmieden, Kalk zu bereiten, Leinewand zu weben, Kleider zu nähen. Er will Künste und Wissenschaften treiben, Gesetze geben, der Natur nachspühren, Heere führen, Völker beherrschen. Ein großer Mann außer seinem Orte ist unglücklich und hinderlich; er kann nicht ruhen; er wirft um, er reißt alles fort; er verrichtet das kleinste Geschäft unrecht; mit einem Worte, er ist unbrauchbar. Kolumbus wäre ein schlechter Postillon, und Türenne ein elender Musketier gewesen.

Und Sie, großer deutscher Mann, wissen Sie nicht, daß ein großer Mann selten in seiner Jugend ein Caput bonae spei ist? Ich will wetten, ob Sie gleich ein großer Mann sind, daß Sie den großen Mann im Keime nicht erkennen würden. Er pflegt vor seiner Reife in den Augen von Kennern Ihrer Art für einen Dummkopf, oder einen Narren, oder einen ungelenken, ungesitteten, zügellosen Menschen zu gelten. Sie würden ihn vermuthlich für einen Taugenichts ansehn. — Umgekehrt wird aus einem Capite bonae spei selten etwas großes.

Was sollen denn aber verbesserte Erziehungsinstitute für Früchte bringen? Denn welche bringen müssen sie doch; sonst — wozu wären sie da? Ja freilich, sie sollen und müssen Früchte bringen — nur nicht die, die man bei ihnen zu suchen pflegt; nicht die unzeitigen Früchte ohne Saft, ohne

Dauer

Dauer, die der Unwissende fordert. Gesunde, dauerhafte, genießbare Früchte sollen sie tragen. Wer hat aber das Auge, das solche zu entdecken und zu erkennen vermag? Nur ein Wort von diesen Früchten.

Erziehungsanstalten sollen — den Menschen zu der Vollkommenheit erheben, deren er fähig ist; sie sollen — die Kräfte desselben entwikkeln, und Keime von diesen Kräften ersticken; sie sollen — ihn zur Betriebsamkeit, zur nützlichen Thätigkeit bilden; ihn mit Menschen umgehn lehren — Das ists, was verbesserte Erziehung leisten soll, und leisten will. Puppen zu drechseln, Papageyen abzurichten, dazu braucht es so vieler Kunst nicht.

Es ist gar keine leichte Sache, über den Werth und die Wirkungen einer Erziehungsanstalt zu urtheilen. Einen Zögling derselben ausheben, und den mit einem Eleven eines andern Instituts vergleichen, das macht es nicht aus; denn es kömmt ja sehr viel auf die Anlagen der Kinder an. Wenn ihr einen lebhaften, muthigen Knaben aus einer berühmten Schule mit einem sanftmüthigen aus einer Dorfschule vergleichet, so werdet ihr letztern gesitteter finden als ersteren; und vermuthlich werdet ihr schließen, daß die Dorfschule moralisch besser, als jene Anstalt sey. Eben so mit der Bildung des Geistes, mit dem Unterricht. Die Wirkung aller Erziehung stehe in Verhältniß mit den Anlagen der Zöglinge; also muß man diese kennen,

wenn man von jener urtheilen will. Aber daran denken die mehresten nicht. Ich weiß auch einen großen deutschen Mann in Amt und Würden, der die Schlafzimmer und den Speisesaal des Philanthropins in Dessau durchlief, und dem führenden Lehrer seinen Beifall und seine Verwunderung über die vortreflichen Anstalten bezeigte, die er sich so schön nicht gedacht hätte.

Die Erziehung kann und muß keine große Männer hervorbringen; sie kann keine mittelmäßige Menschen vollkommen machen; sie kann nicht alle Fehler, alle Schwachheiten des Menschen ausrotten: sie kann keine Fähigkeiten geben. Was kann sie denn? — Sie kann und muß die Natur nicht stören, aber die Hindernisse wegräumen, die eine übelverstandne Erziehung der Natur in den Weg legt; sie kann, sie muß den Menschen besser machen. Und das Beßre ist ein Verhältniß, das man nur durch Vergleichung sucht; und daher kommts, daß nicht ein jeder im Stande ist, die Wirkungen der verbesserten Erziehung zu sehen.

Halberstadt. Villaume.

Neue Universität in Nordamerika.

Itzt (im März 1784) wird in Pensylvanien ein zweites Kollegium (wie die Engländer ihre bessern Schulen nennen, und worunter man hier eine Universität verstehet) gestiftet werden. Seit vielen Jahren giebt es schon eines zu Philadelphia. Dieses neue soll zu Karlisle sein, einer Countytown, die ein Europäer ein schönes Dorf nennen würde. Der Ort liegt 112 engl. Meilen von Philadelphia, in einem schönen Thale zwischen dem Nord- und Südgebirge, welches Thal durchgängig 25 engl. Meilen breit, durch Bergquellen gewässert, und eben so fruchtbar ist, wie das nächste, welches die Grafschaft York, und das zweite, welches die Grafschaft Lankaster enthält. Nur sind sie sehr verschieden bevölkert; Karlisle ist es am wenigsten, weil das am weitesten von der Hauptstadt liegt, und die Bevölkerung von daher stufenweise abnimmt. Der Kongreß hat während des Krieges, eine Viertelstunde von Karlisle, Gebäude zu Magazinen angelegt; diese wird man demselben abkaufen, um sie dem Kollegium zu widmen. Es sind schon vierzig Männer zu Trustees ernannt, welche die Oberaufsicht haben. Ein act of the Assembly hat die Einrichtung bewilligt, und die Trustees haben den Eid schon abgelegt. Unter ihnen giebt es

vier deutsche Prediger, welche einen deutschen Professor zu ernennen haben. Dieser wird itzt gesucht. Man fordert von ihm die Kenntniß der alten Sprachen, der Mathematik und Naturkunde, der Philosophie, und wo möglich Theologie; und man bestimmt ihm ungefähr zwei hundert Pfund Sterling des Jahrs.

Die hiesigen Deutschen, welche das Drittel der Einwohner ausmachen, sind ursprünglich Pfälzer. Jedermann weiß, was für Unterdrükkungen dies Volk aus seinem Vaterlande getrieben haben. Die guten Leute hatten dort so viel wie sie konnten gearbeitet, um den Landesherrn und sich stolz zu ernähren. Wie ihnen nichts blieb, giengen sie weg. In Amerika setzten sie Alles in Erstaunen, durch einen Fleiß, der da unbekannt war; und weil sie sich um nichts, als den Akkerbau bekümmerten, hatte kein Mensch über sie zu klagen. Dies hat ihnen einen guten Namen erworben, und Philadelphia groß gemacht. Denn ohne die Menge Mehl, welche von da nach Europa und Westindien und selbst nach andern Theilen von Nordamerika geführt wird, hätte Philadelphia seinen ausgebreiteten Handel nie erworben. Viele deutsche Handwerksbursche sind auch hieher geflüchtet; sie ergeben sich aber dem Akkerbaue, weil sie durch denselben in der That frei und reich und geachtet sind. Herrnhuther giebts auch hier, vielleicht ein paar tausend, welche Manufakturen treiben, und mir genug-

sind [illegible], daß nicht ein geförderer Gewinn, sondern ein angenehmer Leben den Amerikaner zur Niederlassung reizt.

Diese Deutsche sind aber, leider, viel unwissender und gröber, als die andern Einwohner. Erstlich ist das, was sie sprechen, eigentlich gar keine Sprache; denn ihr Deutsch vergessen sie, ohne englisch zu lernen. Sie haben wenige und schlechte deutsche Schulen, und auf dem Lande Prediger, die von einem Bauerhause zum andern laufen. Mit ihnen habe ich fast über nichts sprechen können, da man mit dem andern Landleuten räsonniren kann. Die Deutschen nehmen gar keinen Theil an der Regierung, ob sie gleich eine solche Anzahl der Einwohner ausmachen; und man hat sie bis jetzt nur zur Unterschreibung von Bittschriften gebraucht. Der General Mühlenberg, sein Bruder, der im Kongreß und in der Staatsversammlung war, und der dritte Bruder, ein Prediger *) der botanisirt, sind Wunder unter ihnen.

Die gemeinen Deutschen wollen ihre Kinder zu keiner englischen Schule schikken. In den Städten hingegen wird natürlich jeder Deutsche, der sich etwas hervorthut, und unter den Seinigen nur Neid antrift, zur Gesellschaft der Engländer übergehn, und von seiner Nazion nur den Namen behalten."

*) Man s. den vorigen Monat Mai, S. 441.

Die deutschen Bauern sind entweder ganz abergläubisch, so daß der Prediger, wenn er mit ihnen von ihrem Korne spräche, für weltlich gehalten werden würde; oder ganz ohne Religion, so daß Einer den Andern fragte: glaubt ihr an einen Gott? und dieser antwortete: mein Misthaufen ist mein Gott, denn wenn der meine Felder nicht fett macht, thuts gewiß kein andrer.

Die Deutschen haben hier den Ruf, sehr eigennützig zu sein. Man sagt, sie gräben ihr Geld ein. Auch sollen sie an Marktragen nie so viel einkaufen, wie sie gewonnen haben.

Mit einem Worte, es giebt unter ihnen itzt nur wenige oder gar keine Gentlemen, da sonst in Amerika mancher Bauer, sobald er nur einige Erziehung hat, Gentleman ist *). — Mit dem lebenden Geschlechte dieser Deutschen ist nichts anzufangen. Allein Erziehung kann viel ausrichten.

K.

*) B. Magazin. B. III. S. 476.

---

9. Anzeige

Anzeige einer in Zürch zu errichtenden Privatſchule zum Unterricht taubſtummer Personen.

Es muß nicht bloß jedem Beobachter menſchlicher Merkwürdigkeiten, ſondern auch jedem Menſchenfreunde eine angenehme Bemerkung ſein, daß ſich in Europa immer fort die Inſtitute mehren, worin diejenigen unſrer unglücklichen Brüder gebildet werden, welche durch angeborne Taubheit ganz von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſein ſchienen. Aller Weg zu dem Größten und Schönſten, was ſeit Jahrtauſenden die menſchliche Geſellſchaft erſonnen und entdeckt hat, ſchien ihnen verſperrt; ihnen ſchwiegen die erhabenen Schriften der Vorzeit; ihnen ſchwieg der beredte Mund der Liebe und Freundſchaft. Sie ſahen nur ſtumme Schöpfung um ſich; ihre Empfindungen und Gedanken darüber waren einig einzeln. — Es iſt ein unläugbarer Beweis des fortſchreitenden Fleißes und der zunehmenden Menſchlichkeit unſrer Zeiten, daß der Erfindungsgeiſt ſich hieher gewandt hat, und hier glücklich geweſen iſt. Wer nie etwas von dem Unterrichte gehört hat, muß es für ſo unmöglich halten, als die Kunſt in der Luft zu ſchiffen.

Nun

Die

Die Stadt Zürch beſitzt anitzt zwei Männer, die ſich damit beſchäftigen: 1) Herrn Pfarrer Keller, deſſen glükliche Methode Prof. Ufteri in ſeinen Kalender von den J. 1780 und 1781 beſchrieben hat; und 2) Herrn Pfarrer Joh. Konrad Ulrich, deſſen Inſtitut hierdurch mehr bekannter gemacht werden. Herr Ulrich war Anfangs ein Schüler des Herrn Keller, darauf des Abtes de l' Epee in Paris; er hat von beiden Männern Zeugniſſe, und was noch mehr iſt, ſchon Zöglinge ſeines eigenen Inſtituts. Er will ſich ihr ganz dieſem Geſchäfte widmen; und bittet daher um Bekanntmachung und Empfehlung, wozu auch wir herzlich gern das Unſrige beitragen wollen. Folgende angeſehene Männer verſprechen, für die dem Inſtitut anvertrauten Kinder und ihre Verpflegung wachſame und väterliche Sorgfalt zu tragen, auch übernehmen ſie gern die Anfragen über das Nähere der Lehrmethode, der Einrichtung des Inſtituts, und der damit verbundenen Koſten: Rathsherr Ufteri, D. und Eram. Rahn, D. und Kanonik. Rahn, Prof. Ufteri, Diak. Lavater, Pfarrer Keller, Prof. Breitinger, Prof. Hottinger, Dokt. Hirzel, Hauptm. Salom. von Orell, Direkt. Cramer.

Herr Ulrich ſagt von ſich: er habe ſich an kein beſonderes Syſtem, an keine beſondere Methode ſklaviſch gebunden. Dies erſcheint auch daraus, weil er ſich einen Schüler des Abtes de l' Epee nennt, und doch ſagt: „daß er ſeine Schüler fähig „machte, ihre Ideen ſelbſt durch die Tonſprache

„aus-

auszudrücken; da bekanntlich de l' Epee sie blos eine Zeichensprache lehrt. Es freut uns, daß er Herrn von seinem Lehrer abgegangen ist; und er zeigt sich hierdurch als einen denkenden Mann. Noch mehr wird er ohne Zweifel von dem unverständigen Religionsunterrichte, vor der mystischen Andacht abgehen, wodurch der gute alte Franzose, aus wohlmeinender aber leider mönchischer Frömmigkeit, die Köpfe seiner Zöglinge aufzuklären glaubte. Das erste, was diese an Gedanken so schwache Geschöpfe beim Abte lernen, sind die feinsten Subtilitäten des katholischen Systems, welche jeder, der über richtige Unterrichtsmethode nachgedacht hat, ganz gesunden Kindern bei völlig geöffneten Sinnen sicherlich erst zu allerletzt beizubringen wagen wird. Herr Ulrich wird seine Zöglinge gewiß lehren, Ideen mit Wörtern zu verbinden, nicht aber bloß Wörter ihnen beibringen, wie ein anderer Schüler des Abtes de l' Epee zu Wien, thut. Mehr siehe Nicolai Reisen durch Deutschland Bd. IV, S. 792.

Auch noch den Wunsch fügen wir, zum Besten der Erweiterung der Psychologie, der Pädagogik, und selbst der Menschheit, hinzu: Möge doch H. Ulrich von Zeit zu Zeit ganz genaue, deutliche, und offene Nachrichten von seinem Verfahren, und von dem Erfolge seiner angewandten Methoden dem Publikum vor Augen legen! Es muß befremden, daß man hierüber bisher ein Geheimniß be-

bauchet hat. Die Methode kann ja immer bekannt gemacht werden; nur auf die geſchikte Ausführung kommt die Hauptſache an. Das Inſtrument des Bildhauers und Malers ſteht jedermann liegen; aber weſſen Hand iſt gewandt genung, es zu gebrauchen? Sind doch alle Methoden beim Unterrichte ſinnſinniger Kinder hinlänglich beſchrieben; ohne daß man fürchtet, jeder könne dieſelben ſogleich nachmachen. Man klagt im Gegentheil, — und mit Recht — oder doch mit Unrecht, weil die Klage eine Unmöglichkeit fordert, — daß die Vorſchreibung einer Methode Niemanden zum Pädagogen mache.

Die Herausgeber.

10.

Beitrag zur Biographie des in der Oder ertrunkenen hochſel. Herzogs Leopold von Braunſchweig.

Sobald der Herzog zum Regimente gekommen war, ließ er den Unterricht der Jugend eine ſeiner erſten Sorgen ſein. Er fand eine Menge Kinder, die gröſtentheils roh und unwiſſend aufgewachſen und

und man bemerkte gleich an dem Anfange, daß er machte, daß er Alles als eine wahre Noth betrachtete, der abgeholfen werden müsse. Unter den Fahnenjunkern des Regiments gab es viele, die nicht erträglich schreiben konnten; er machte also damit den Anfang, daß er Lehrmeister annahm, die den Freikorporals täglich in seinem Quartier Unterricht ertheilten. Einer unterrichtete sie in der Mathematik, ein anderer im Schreiben, in der Geschichte und Geographie, ein dritter im Französischen; und außerdem hielt er einen Fechtmeister, der sie täglich im Fechten übete. Dies verursachte ihm einen monatlichen Aufwand von 20 Rthlr., außer was er für Schreibmaterialien, Landcharten, mathematische Instrumente u. s. w. ausgab.

Ich bin ein täglicher Augenzeuge von dem Eifer gewesen, womit der Prinz den Unterricht dieser jungen Leute betrieb; denn ich war auch einer von denen, die ihnen täglich Stunden geben mußten. Der Prinz hatte die Einrichtung getroffen, daß allemal ein Officier zugegen war, der Aufsicht hielt, daß die Lehrlinge die Stunden ordentlich besuchten, und alles, was ihnen aufgegeben würde, arbeiteten. Auch war selbst er immer da und munterte durch seine Gegenwart und Theilnehmung zum Fleiße und zur Thätigkeit auf. Er bemerkte aber bald im Anfange, daß einige der jungen Herren eine Art von Schande darin zu finden wähnten, daß sie noch

noch schreiben lernen sollten, und daher mit einigem Verdrusse und einer gewissen Saurigkeit zu Werke gingen. Er hätte hierin ganz militarisch verfahren können, und nur befehlen und strafen dürfen; er wußte sie aber durch Güte und Herablassung auf eine Art zu fassen, die ich bewundert habe. Um ihren falschen Stolz zu heilen, ohne ihn zu kränken, setzte er sich selbst in ihrer Mitte hin, schrieb alles mit, was ihnen diktirt wurde, und war der erste, der dem Ducaten sein Pardon zur Korrektur vorlegte. Der Graf Hordt, jetziger Major in schwedischen Diensten, der damals sein Günstling war, unterstützte das edle Verhalten des Fürsten, und gesellte sich auch zu der Zahl der Lernenden. Dies hatte die herrliche Wirkung, daß nun ein jeder eine Ehre darin suchte, Beschäftigungen vorzunehmen, deren sich der Herzog und andere Offiziere nicht schämten. Denn außer dem Grafen Hordt kamen nach und nach mehrere Offiziere hinzu, die denn allmählich wieder wegblieben, nachdem der Unterricht in seinen gehörigen Gang gebracht war.

Ich muß gestehen, daß mich allemal eine tiefe Ehrfurcht durchdrang, wenn ich den mit allen Arten von Kenntnissen bereicherten Herzog, der uns alle selbst in den Wissenschaften übersah, die wir vorzüglich studirt hatten, und noch immer mehr studiren mußten, um uns gegen ihn keine Blöße zu geben, — unter den jungen Leuten sitzen und arbeiten sah, um ihrer falschen Ambition

eine

eine beſſere Richtung zu geben. Er unterließ dieſe für ihn äußerſt läſtige Beſchäftigung nach und nach, nachdem er ſeine Abſicht erreicht, und die Luſt zum Lernen hervorgebracht hatte; blieb aber die mehreſten male bei dem Unterrichte gegenwärtig, oder ging ab und zu.

Der letzte einjährige Feldzug unterbrach das ganze Werk. Nach dem Feldzuge war dies Bedürfniß nicht mehr ſo dringend; theils war der bisherigen Unwiſſenheit ſehr abgeholfen worden, theils nahm er keinen Junker zum Regimente, der noch ganz roh war, und that es aus Gefälligkeit, ſo ließ er ſie einzeln unterrichten und bearbeiten. Auch hatte nun ſeine Aufmerkſamkeit einen andern Gegenſtand ergriffen, der von noch größerer Bedeutung war. Man hatte bisher beim Regimente zwar einen große Menge ſchulfähiger und ſchulbedürftiger Kinder gehabt, aber keinen ordentlichen geſchickten Lehrer und kein Schulhaus, wo ſie hätten unterrichtet werden können. Für beides ſorgte der wohlthätige Herzog noch vor dem Feldzuge. Er ließ auf ſeine eigene Koſten ein ſchönes geräumiges Schulhaus dicht am Kaſernenplatze anlegen, worin 400 Kinder ſehr bequem unterrichtet werden können, ſetzte 2 Lehrer an, die anſehnliche Gehalte bekamen, und intereſſirte ſich nun für den Schulunterricht mit einer Wärme, die viel hoffen ließ und auch viel gefruchtet hat. Das Schulhaus ward den 26ſten Januar 1778 öffentlich eingeweiht.

Der

Der eine der beiden Lehrer entwich wegen mancher Vergehungen während des Feldzuges, und seitdem mußte der Andere, ein fleißiger thätiger und in seiner Sphäre überaus brauchbarer Mann, den Unterricht allein besorgen. Des Feldzuges ungeachtet, ließ der Herzog den Lehrern die Besoldungen unverändert auszahlen, die ihnen festgesetzt waren, und die Schulstunden wurden eben so ordentlich gehalten, als wenn das Regiment hier gewesen wäre.

Der Herzog ließ von Zeit zu Zeit öffentliche Schulprüfungen vornehmen. Er wohnte ihnen allemal selbst bei, in Gesellschaft vieler Officiere und andrer angesehenen Männer von der Universität und aus der Stadt; theilte die Prämien aus, die er auf seine Kosten hatte anschaffen lassen (Bibeln, Rochowische Lesebücher, und andere Schriften, auch einmal einige kleine silberne Medaillen, die er zu dem Ende für die allerbesten Schüler hatte prägen lassen); und ermunterte mit der liebreichsten Herablassung zum Fleiß und zur guten Aufführung. Er kannte ein jedes Kind, nannte es beim Namen, streichelte ihnen die Backen, und bewies sich in allem ganz väterlich. Der Lehrer empfing gemeiniglich nach geendigtem Examen eine besondere Belohnung. Die Besoldung, die er erhielt, war monatlich 12 Rthlr. vom Regiment und 8 Rthl. aus der Chatulle des Prinzen. Die immer wachsende Anzahl der Kinder machte einen zweiten

Lehrer

Lehrer wohlthätig. Der Herzog arbeitete selbst an der Anstaltung derselben, als ihn der Tod übereilte *). Das Wohnhaus für ihn steht schon da; und es kam nur noch auf die Ausmittelung eines Fonds zu seiner Besoldung an, die derselbige wohlthätige Fürst im Ganzen auch ausgemittelt haben würde. Die Schule leidet durch ihn am meisten, und muß endlich wieder eingehen, wenn nicht die Vorsehung andere Quellen öffnet, sie zu erhalten.

Er hatte auch vor wenigen Jahren das Projekt, eine Wittwen-Versorgungs-Anstalt für die Soldaten-Wittwen beim Regimente zu stiften; und nur die unüberwindlichen Schwierigkeiten bei der Sache waren im Stande, ihn davon abzubringen, obwohl er den Plan sehr ungern aufgab.

Der Hauptzug in dem Charakter des Herzogs war Gemeinnützigkeit. Er unterstützte zwar auch einzelne Personen, und von seinen monatlichen Einnahmen wurden immer 200 Rthlr. sogleich abgezogen, die er zu Pensionen an Hülfsbedürftige hingab; aber noch lieber gab er das Geld zu solchen Anstalten, die mehr ins Allgemeine gehen. Er hatte für eine jede Art von Noth ein weiches gefühlvolles Herz, und gerührt werden und zu Hülfe eilen, war bei ihm gemeiniglich eins. Jeder Mensch hatte

*) Ueber den Zustand dieser Garnisonschule sehe man auch Berlin. Monatsschr. März 1786. S. 213 f.

hatte bei ihm einen freien Zutritt, und seine Leute hatten in dieser Absicht die gemessensten Befehle; er sprach mit jedem, und hörte gemeiniglich das Detail des Klagenden mit einer huldreichen Geduld an, die zu bewundern war. Den meisten, die seine Hülfe suchten, half er; viele, denen er nicht helfen konnte, wurden wenigstens durch die liebreiche Art, mit der er zu ihnen sprach, getröstet. In gemeinen Nöthen war er immer der erste und thätigste, der zu helfen suchte. Er hat es viermal in Feuersgefahren, und zweimal in Wassersnöthen bewiesen. Wie sehr das Beispiel des aufmunternden, selbst zuweilen mit Hand anlegenden Fürsten belebt, kann sich ein jeder leicht denken. Sein feuriges von Menschenliebe beseeltes Herz machte zuweilen, daß er sich selbst zu sehr vergaß, und den größten Gefahren zu dreist entgegen trat. Der Anblik einer großen Noth füllte sein Herz augenblicklich, und er war zu sehr Mensch, um sich in solchen Fällen andern Betrachtungen überlassen zu können.

Einige Züge aus seinem Privatleben! Er war von Natur äußerst lebhaft und thätig. Die Angelegenheiten seines Regiments nahmen einen groſſen Theil seiner Zeit weg, weil er sich selbst um alles bekümmerte, und alles durch seine Hände ging. Er schrieb viel, und beehrte die meisten, die sich schriftlich an ihn gewendet hatten, mit einer eigenhändigen, äußerst herablassenden Antwort.

Von

Wohl wenig Fürsten wird man Briefe finden, die so human wären.

Er liebte die Musik und hielt in seinem Quartier fast täglich Privatkonzerte, und besaß zu diesem Zweck eine sehr ansehnliche Sammlung von Musikalien. Wenn er auf der Promenade, und schloß sich an den ersten besten an, der ihm aufstieß, ging eine Strecke mit ihm fort, verließ ihn, und schoß sich wieder an einen andern. Ich habe ihn nie anders als zu Fuß oder zu Pferde gesehen, und die mehresten male ohne alle Begleitung. Er war ausnehmend höflich und bezeugte sich gegen diejenigen, die sich ihm nahten, tiefer, als man es von Fürsten gewohnt ist, so daß man oft in die größte Verlegenheit kam, wie man seine Herablassung erwiedern sollte.

Er las viel, und besaß eine auserlesene Sammlung von Büchern, hielt fast alle herauskommende periodische Schriften, besonders die historischen und militärischen Inhalts. Seine Tafel war sehr frugal, und bestand gemeiniglich aus 6 bis 8 Kouverts; der Auditör und die Officiere von seiner Kompanie, nebst den Adjutanten, waren seine täglichen Tischgenossen. Die mehresten male wurden aber auch andere Personen vom Regimente, der Universität und der Stadt, an seine Tafel gezogen.

Für das Beste seines Regiments sorgte der Prinz unabläßig. Er hielt es für ein Haupterforderniß des Wohlstandes eines Regiments, daß die alten

kraftlosen Männer hinweggeschaft und ihre Stellen durch jüngere stärkere ersetzt würden. Allein einen alten grauen Kriegsmann zu verabschieden, ohne ihm Unterhalt für den Ueberrest seines Lebens verschafft zu haben, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Es gehört zu den Hauptverdiensten des Prinzen um sein Regiment, daß er sich für die Versorgung aller seiner Invaliden-Veteranen mit einer außerordentlichen Wärme und Betriebsamkeit interessirte. Er wußte es gemeiniglich immer am ersten, wenn irgendwo eine kleine Bedienung vakant war, die einer seiner Invaliden verwalten konnte; und er war immer der erste, der diesen in Vorschlag brachte und kräftig unterstützte. In dieser Absicht unterhielt er die weitläuftigste Korrespondenz fast in allen Provinzen; und da jeder wußte, daß er sich ihm gefällig machen konnte, wenn er ihm von einer entstandenen Vakanz schleunige Nachricht gab, so fehlte es ihm nie an prompten Nachrichten.

In diesem Falle hat der Herzog Leopold unendlich viel Gutes gestiftet. Viele Hundert verdanken ihm ihre Versorgung; und eine große Menge sowohl Unterofficiere als Gemeine beweinen seinen Verlust vorzüglich auch um deswillen, weil sie die nächste Aussicht hatten, von ihm versorgt zu werden.

Von seinem Ende will ich nichts sagen, da schon so viele gedrukte Nachrichten davon im Publikum

stikum existiren. Ich will nur wenige Umstände berichtigen, die sich anders verhalten, als sie erzählt werden. In der Berlin. Monatsschr. Mai p. 490 muß berichtigt werden, daß der Prinz kurz vor seinem Unglük vom Exerciren gekommen sei. Ans Exerciren war an diesem Tage gar nicht zu denken. Ein großer Theil der Soldaten des Regiments sind Einwohner des Damms. Es war natürlich, da ihre Häuser einzustürzen drohten und ihre Frauen und Kinder in Lebensgefahr schwebten, daß das Regiment diesen Tag seine Uebung aussetzte. Der Prinz war, weil das Wasser zusehends wuchs und das größte Unglük drohte, auch die Brükke schon um 9 Uhr weg ging, den ganzen Vormittag hin und her gelaufen, um Anstalten zur Rettung der Dämmer zu treffen. Um 11 Uhr war er noch auf der Parade, ging aber bald weg und kam zur Oder, sah den höchsten Grad des Elends, bestieg den Kahn und zwischen 12 und 1 Uhr erfolgte das Unglük.

Es ist ferner falsch, daß er mit einem Unterofficier und Bedienten den Kahn bestiegen und was er nach der Berlin. Zeitung mit diesen alles gesprochen haben soll. Es haben ihn 3 Schiffer gefahren, deren einer ein Soldat ist, und er hat während der Ueberfuhr wenig oder nichts gesprochen. Er ist nicht wieder zum Vorschein gekommen sobald er hineingestürzt ist, und das aus einem sehr natürlichen Gründe, wie sichs bei der

Oeffnung seines Körpers hinterher gezeigt hat. Er hatte sich durch die vielen starken Bewegungen den ganzen Vormittag sehr erhitzt, und war also in dem Augenblikke, da er ins Wasser fiel, vom Schlage gerührt worden. Als man ihn fand, war sein Mund fest verschlossen, in seinem Magen war nicht ein Tropfen Wassers, und in den Milchgefässen fand man noch die Milch, die er den Morgen an seinem Sterbetage genossen hatte. Eben um deswillen, weil kein Wasser in seinen Leib gedrungen war, hatte er nicht wieder empor kommen können.

Als man ihn gefunden hatte, trug man ihn von hinten über den Kasernenplaz in sein Quartier. Das Heulen und Wehklagen der Soldatenfrauen und Kinder, als er hinübergetragen ward, ist unglaublich. Als er einbalsamirt war, konnte ihn Jedermann sehen. Wenige Tage nachher ward er in der Oberkirche in die sogenannte Fürstengruft beigesetzt, weil man glaubte er würde hier bleiben. Den Sonnabend vor Pfingsten ward er Abends um 9 Uhr in einem besonders dazu verfertigten Wagen, in aller Stille und dem ohngeachtet unter der Begleitung einer unglaublichen Menge Volks und der Läutung aller Glokken, durch den Hrn. Hauptmann Gerlach von hier nach Braunschweig gebracht.

Ich habe diese Nachrichten so hingeworfen, weil ich nicht Zeit genug hatte sie gehörig zu bearbeiten. Aber von einem so allgemein bewunderten und geliebten

liebten Prinzen sind sicher auch zerstreute unzusammenhängende Nachrichten willkommen.

Frankfurt a. O. Oder. — —

II.

Vorläufige Beantwortung der in der Berlinschen Monatsschrift vom Mai 1784. Art. II. S. 479. u. f. enthaltenen litterarischen Anfrage.

Das seltene und paradoxe Buch: Opuscula philosophica, quibus continentur principia philosophiae antiquissimae et recentissimae, ac philosophia vulgaris refutata. Amstelod. 1690 in 12 dessen in der Monatsschrift Erwehnung geschieht, besitze ich; und ob ich mir zwar nicht anmaße, der am angezogenen Orte aufgeworfenen Anfrage, wegen Beibringung näherer Nachrichten von der Person und Autorschaft der gelehrten Gräfin von Conaway, aus der englischen Litterarhistorie, oder aus andern Quellen, zu genügen; so kann ich doch nicht Umgang nehmen, folgende, vielleicht nicht ganz unannehmliche, Bemerkungen hierüber darzubieten.

Das Exemplar des obgedachten Buchs, welches ich vor mir liegen habe, rührt aus den Händen des seel. Superintendent Reimann her, und ist von diesem seinen ehemaligen Besitzer mit verschiedenen interessanten schriftlichen Anmerkungen versehen. Vor geraumen Jahren hatte ich einen kurzen Aufsatz hierüber gemacht, der zur Einrückung in eine periodische Schrift bestimmt war. Diesen Aufsatz, nebst dem Buche selbst, und den Reimannschen Glossen, bekam der verstorbene gelehrte Magister Chr. Gottfr. Derling bei mir zu sehen, fand gut, diese Materialien zu benutzen, und mit Herausgebung einer ausführlichen Recension dieses Werks, samt beigefügten litterarischen Anmerkungen, sowohl über die vornehme Verfasserin, als über den vermeintes Herausgeber, mir zuvorzukommen.

Es befindet sich dieser umständliche Auszug, in einem Buche, worin man die Recension eines theosophisch-kabbalistischen Werks, als das gegenwärtige ist, wohl schwerlich suchen mögte; nemlich in des gedachten M. Derlings Nachahmung edler Dichter ꝛc. Leipzig bei Stopfel 1753. u. f. und zwar im vierten Versuche Num. XIV. S. 299 — 317. Desgleichen im fünften Versuche, S. 415— 426. Und ich kann also, ohne den Herrn Derling und mich nochmals auszuschreiben, theils auf diese Abhandlung selbst, theils besonders auf die darin

zur

zur Erläuterung angeführten Schriftſteller, mich füglich beziehen; worin verſchiedene Nachrichten, die zwar hauptſächlich das Buch ſelbſt und deſſen Herausgeber betreffen, aber auch zugleich einige Umſtände von der gelehrten Gräfin Connaway, als der eigentlichen Urheberinn deſſelben, vorkommen. Nur folgendes will ich daraus, theils kürzlich ausziehen, theils hinzufügen:

1) Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die mehr gedachte Gräfin Connaway, des Kanzlers Finch Schweſter, eine tiefſinnige, ſcharfdenkende, aber der Quäkergemeine ſehr zugethane Dame, den Grundſtoff zu dieſem Werke gegeben habe. Sie hatte den Inbegriff dieſer ihrer neuen Lehrſätze nur mit der Bleifeder und mit kleinen unleſerlichen Zügen niedergeſchrieben. Der berühmte Franz Merkur Baron von Helmont hielt ſich damals in England auf, und lebte in großem Anſehen. Man glaubte, daß er den Stein der Weiſen beſäße, weil er wenig verdiente, und doch viel drauf gehen ließ; wie ſolches Gerhard Croeſe in hiſtor. Quacker lib. 2. pag. 282 bezeugt, der ihm ſonſt ein großes Lob und gutes Zeugniß beilegt. Eben dieſer Helmont, nebſt noch einem andern der vornehmſten und gelehrteſten Quäker, Georg Keith, kam öfter in der Behauſung der philoſophiſchen Gräfin zuſammen, um ſich von dergleichen ſpitzfündigen Materien zu unterhalten.

Nach ihrem erfolgten Absterben, geriethen diese ihre in englischer Sprache abgefaßten Entwürfe dem Bar. Helmont in die Hände, der solche ins Lateinische übersetzte, sie nach seinem und seines Freundes Keith System in Ordnung brachte, ausfeilte, und in der gegenwärtigen Gestalt heraus gab.

2) Die mehresten Schriftsteller, welche von diesen Opusculis etwas erwähnen, kennen die wahre Urheberin derselben nicht namentlich, sondern sagen nur, wie z. E. Reimmann, Vogt und andere Nachschreiber: daß eine gewisse englische Gräfin dies Buch verfaßt habe. Placcius gesteht in seinem Theatro anonym. et pseudon. n. 869. S. 196. daß ihm der Verfasser nicht bekannt sei. Der vorbemeldte Croese in der hist. Quack. am ang. O. nennt sie ebenfalls nur feminam aliquam comitis magnae nobilitatis, &c. Mylius in der biblioth. anon. & pseudon. Hamb. 1740. P. 2. pag. 942. num. 1656, nennt sie Cannowey; und an einem andern Orte auf den ich mich jetzt nicht besinnen kann, fand ich ihren Namen Lanowey geschrieben. Bentheim, der im XXIX. Kap. seines engelländ. Kirch- und Schulstaats alle daſige Gelehrte, besonders Theologen und Philosophen, von den ältesten Zeiten her, bis zum ihrigen achtzehnten Jahrhundert, aufgesucht hat, (S. 786. bis 1168.) scheint nichts von ihr gewußt zu haben, indem er ihrer mit keinem Worte erwähnt. Der

große Leibnitz war also derjenige, den Na, man dieser ausnehmend gelehrten Dame in den Hannöverschen monatlichen Auszügen, April 1701. zuerst bekannt machte.

c. 32). In den handschriftlichen Glossen, welche Reimmann seinem (jetzo meinem) Exemplar dieses Buchs beigefüget hat, behauptet er die seltsame Meinung, daß nicht sowohl Die Commaweg, oder Helmont, als vielmehr Leibnitz selbst, der wahre Verfasser und Herausgeber dieses Buchs sei, und sucht dieses mit 5 wahrscheinlichen Gründen zu bestärken, welche der M. Derling in seiner Recension wörtlich eingerückt, aber auch kündig beantwortet und widerlegt hat. Reimmann gehet also noch weiter als der Verfasser der mit ihr selbst streitenden Harmonie, Kap. 3. §. 6. S. 19. welcher den großen Leibnitz beschuldigt, daß er die Grundsätze seiner Theodicee, und besonders die Lehre von den Monaden, aus diesen Opusculis geschöpft habe, ohne diese Quellen zu entdecken. Soviel ist indessen gewiß, daß Peterson selbst alle seine Fanatischen Vorträge, welche in seinem sogenannten Geheimniß des Weltgebäudes alles Creatürn enthalten sind, aus diesen opusculis philosophicis hergeholt hat.

4) Das Buch beſteht eigentlich aus zwo Hauptabtheilungen, wozu der oben bemeldte Titul die allgemeine Einleitung iſt. Dann folgt noch ein anderes längeres Titelblatt: Principia philoſophiae antiquiſſimae & recentiſſimae, de Deo, Chriſto & natura &c. &c. Opusculum poſthumum e lingua anglicana latinitate donatum &c. Amſtelod. 1690 auf 144 Seiten, in 9 Kapiteln. Und dieſes iſt eigentlich das Conaway- und Helmontſche Werk. Hierauf kömt der zweite und gröſſeſte Abſchnitt auf 340 Seiten, unter dem Titul: Philoſophia vulgaris refutata. Iuxta exemplar Pariſinum, 1690; und dieſer Traktat beſteht wieder aus verſchiedenen ſogenanten Opusculis. In der an den Dauphin gerichteten Zuſchrift unterſchreibt ſich der Verfaſſer mit den Buchſtaben I. G. Die Schreibart des Letztern iſt von jener erſtern merklich unterſchieden.

5) Außer dieſer meiner Eingangs bemeldten Ausgabe, finde ich noch zwo andere dergleichen, als: 1) im Uffenbachſchen Katalogus, Tom. IV. S. 390. num. 50. die zwar auch von Amſterdam 1690 lautet, aber in Abſicht des Formats ſowohl, als des Inhalts, verſchieden iſt. Sie ſoll aus zween Bänden in Oktav beſtehen. Der Titul meldet zwar den erſten Traktat, nemlich die principia philoſ. antiquiſſ. et recentiſſ. aber von dem zwei-

ten,

ten, oder philoſophia vulgaris refutata, wird nichts gedacht. Dagegen ſollen problemata de revolutione animarum noch dabei ſein. a) In einer andern Edition, welche Mylius in der biblioth. anon. et pſeudon. P. 2. pag. 942. num. 2076 anführt, finden ſich alle drei Traktate, als a) die principia philoſ. ant. et recent. b) die philoſoph. vulg. refut. und c) die Problemata, beyſammen, mit dem Zuſatze: iuxta exemplar anglicanum, Londini 1684 impreſſum.

Halberſtadt. Friedr. Wilh. Eichholz.

12.

Ankündigung einer Subſkription zur Stiftung einer jährlichen Gedächtnißfeier des Herzogs Leopold von Braunſchweig.

Dieſe edle, mit ſo allgemeiner Rührung und Bewunderung geprieſene That des Herzogs Leopold von Braunſchweig hat einen höhern Endzweck erreicht, als denjenigen, den ſie vorhatte. Der Prinz wollte das Leben einiger Unglücklichen retten; und Er hat in den Seelen

Seelen vieler Tausende das seligste und wohlthätigste aller Gefühle erweckt, das Gefühl von dem Werthe der Liebenswürdigkeit und der Erhabenheit ächter Menschenliebe.

Unterzeichnete wünschen — und welcher Edeldenkende wird es nicht mit ihnen wünschen? — daß die so schöne und so große That des Herzogs noch der entferntesten Nachwelt zu ihrer Rührung und ihrem Unterrichte vor Augen schwebe. Ein schriftliches Denkmal, das den Charakter des Herzogs, als den bewährtesten und bewährtesten Nachrichten, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit darstellte, wäre zu dieser Absicht ohne Zweifel ein besseres Mittel, als ein Denkmal in Marmor; aber noch besser und noch mehr in dem eignen Geiste Dessen, den man ehren wolle, wäre doch gewiß ein jährlich wiederkehrendes Fest öffentlicher Wohlthätigkeit. Der verewigte Prinz entzog seinem eignen Vergnügen so gerne, unter andern Summen auch die, womit er die Garnisonschule zu Frankfurt einrichtete und unterhielt; diese Einrichtung war von allen seinen übrigen wohlthätigen Verfügungen die beobachtlichste und ihm selbst die liebste; unter den Unschuldigen, zu deren größern Theile Einfachheit, Er so edelmüthig den Grund legte. Er schiffte öfe und so gerne; und wie also, wenn irgend jemand Fest der

Wohl-

Wohlthätigkeit zur Erhaltung Seines Andenkens eben in dieser Schule veranstaltete? Da sie Ihm selbst in Seinem Leben so werth war; so muß sie nach seinem Tode auch denen werth sein, die Ihn lieben und die Sein Andenken ehren mögten.

Die Idee der Unterzeichneten ist: durch Subskription eine Summe zusammenzubringen, von deren jährlichen Zinsen man den Kindern jener Schule aus dem Sterbetage ihres fürstlichen Wohlthäters einen jährlichen Feiertag machen könnte; einen Tag, der ihnen das ganze Jahr hindurch Ermunterung zum Fleiß und zur Sittlichkeit wäre, an dem sie öffentlich gespeist, beschenkt, und wenn der Ertrag der Summe dazu hinreichte, entweder alle oder doch die bedürftigsten und würdigsten unter ihnen, auch gekleidet würden. So ein Andenken wäre ganz von jener Pracht und jenem Glanze entfernt, auf welche der edle Herzog selbst so gar keinen Werth setzte; es hätte ganz die Einfalt, die Bescheidenheit, die Wohlthätigkeit, die Seiner schönen Seele so eigen waren; es wäre unendlich mehr als eine Abbildung Seiner Gestalt in Marmor werth; denn es wäre die treue redende Abbildung Seines Menschenliebenden Herzens. Und gewiß! wenn Er Sich selbst irgend ein Denkmal hätte errichten sollen, so wär' es in keinem anderen Geschmak gewesen, als eben in diesem.

Darum